

Konrad Holz

**Erinnerungen
an die Zeit
vor, im und nach
dem Zweiten Weltkrieg
(1935 bis 1955)**

4. Auflage im Dezember 2023

Impressum:

Zusammengestellt und für den Inhalt verantwortlich:

Konrad Holz, Jahnstraße 2, 90518 Altdorf b. Nürnberg, ☎ (09187) 28 45.

Alle Beiträge in diesem Buch wurden von mir nach bestem Wissen und eigener Erfahrung sowie anhand meiner persönlichen Unterlagen zusammengestellt. Dazu fanden auch Veröffentlichungen der "Nürnberger Nachrichten" und des "Boten" Verwendung. Etwaige Fehler und Versäumnisse bitte ich zu entschuldigen.

Download im Internet: <http://juergenholz.de/Der2Weltkrieg-ErinnerungenKonradHolz.pdf>

Stand: Dezember 2023

Inhalt

Widmung
Seite 4

Vorwort
Seite 5

Vom Dorf Dechendorf in die Stadt Altdorf
Seite 7 - 10

Erinnerungen an meine Kinder-, Jugend- und Schulzeit (1935 - 1955)
Seite 11 - 52

Der Zweite Weltkrieg beginnt 1939
Seite 53 - 56

Unser Alltagsleben in den Kriegsjahren in Altdorf von 1939 bis 1945
Seite 57 - 80

Der Zweite Weltkrieg war in Altdorf und in seinem Umland 1945 zu Ende
Seite 81 - 88

Die schwierigen Jahre von 1945 bis zur Währungsreform 1948
Seite 89 - 122

Nach der Währungsreform ging es langsam aufwärts (1948 - 1955)
Seite 123 - 136

Rückblick: Wie und was haben wir Kinder damals alles so gespielt?
Seite 137 - 146

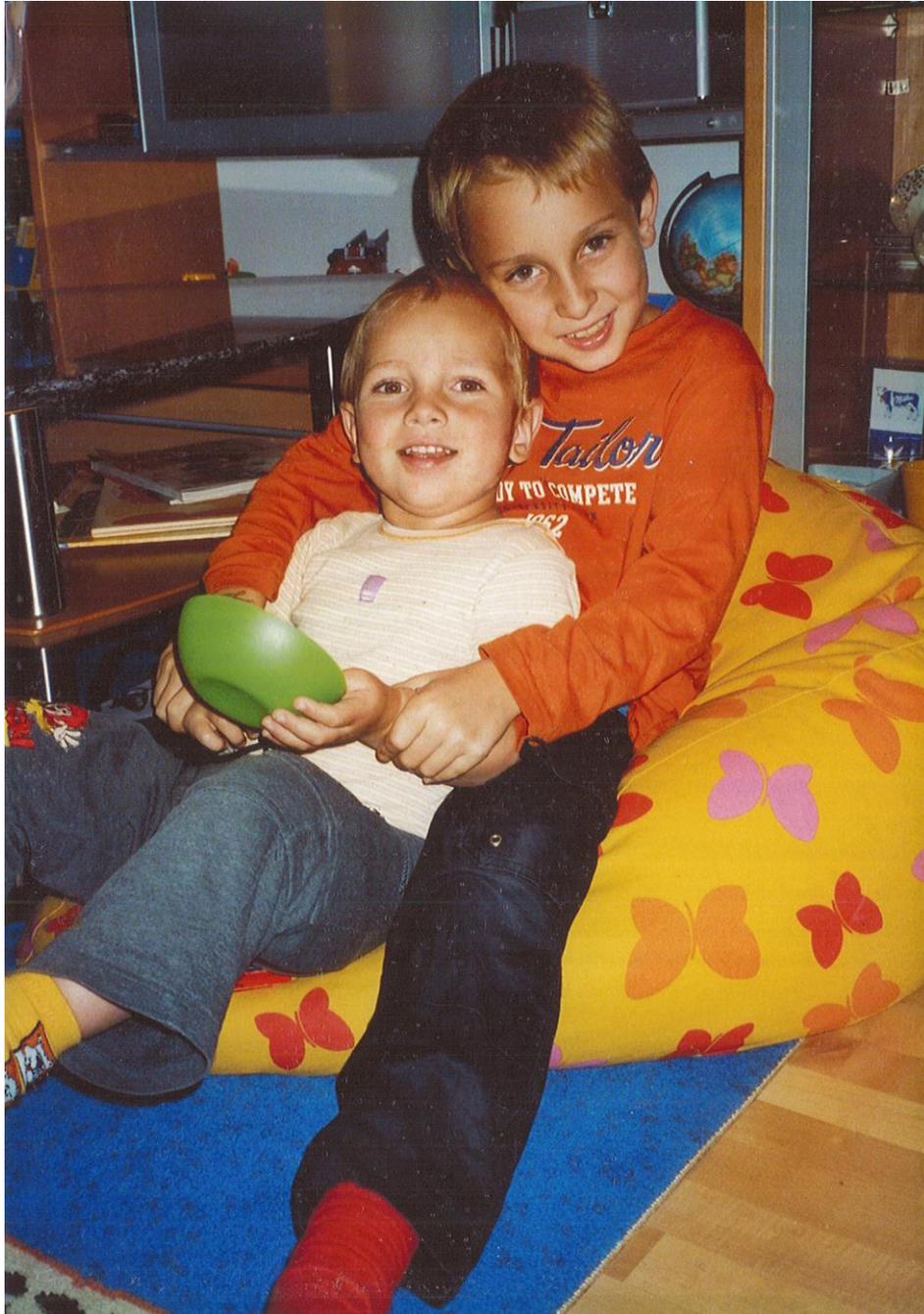
Rückblick: Was gab es für uns Kinder in Altdorf alles zu entdecken?
Seite 147 - 166

Persönliche Gedanken und Erlebnisse zu Krieg und Frieden
Seite 167 - 176

Der Verfasser und seine ehrenamtlichen Tätigkeiten
Seite 177 - 178

Dankbar über 75 Jahre Kriegsende
Seite 179

Widmung



**Gewidmet
meinen beiden Enkeln Jonathan (hinten) und Julius.**

Ich wünsche euch beiden, dass ihr immer in Friedenszeiten leben dürft und nie die Brutalitäten und Leiden eines Krieges bewältigen müsst.

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

wir leben heute in einer Zeit, in der das Leben früherer Generationen keinen allzu großen Stellenwert mehr hat und in der für die Erinnerungen an die Vergangenheit leider oft kein Platz mehr ist.

Viele ältere Menschen haben aber eine interessante Lebensgeschichte, oftmals auch eine erwähnenswerte Lebensleistung und manche von ihnen haben sogar noch viel Zeitgeschichtliches persönlich erlebt. Selbst in vielen Familien weiß man heute nicht mehr, wie die früheren Generationen gelebt haben und welche Herausforderungen, Schwierigkeiten und Krisen sie damals in ihrem Leben bewältigen mussten.

„Was du nicht weitergibst, das ist verloren“, so schreibt und mahnt uns der indische Dichter Rabindranath.

So habe ich in diesem Buch persönliche Geschichten, Erlebnisse und Fakten von meinen ersten 20 Lebensjahren - von 1935 bis 1955 - in mehreren inhaltlich verschiedenen Kapiteln zusammengestellt. Ich hoffe, dass damit ein gutes Stimmungsbild vermittelt wird, mit dem sich unser Leben in der Zeit vor, im und nach dem Zweiten Weltkrieg gut nachvollziehen lässt.

Vor allem auch für meine beiden Enkel Jonathan und Julius.

Diese schwierige Zeit damals war für uns geprägt von Angst, Leid, Tod, Trauer, harten Schicksalsschlägen geplatzten Lebensträumen und dem großen Schmerz über den in Russland vermissten Vater.

Diese 20 Jahre waren für mich die schrecklichste Zeit meines gesamten Lebens.

Ich weise auch darauf hin, dass alle Beiträge von mir nach bestem Wissen, meinen eigenen Erfahrungen und persönlichen Erinnerungen zusammengestellt wurden. Etwaige Fehler in diesen Aufzeichnungen bitte ich zu entschuldigen.

Ich wünsche allen Lesern,

dass sie immer in Frieden leben können und auch keinen Krieg mit den damit verbundenen schrecklichen Ereignissen bewältigen müssen.

Konrad Holz, im Dezember 2023

Sage nicht alles, was du weißt,
aber wisse immer, was du sagst.

Matthias Claudius,
deutscher Dichter, 1740 - 1815

Wichtig ist nicht, dass man im Leben jemand ist,
etwas hat oder nach etwas aussieht.
Wichtig ist, dass man etwas tut,
etwas aufbaut und etwas verändert.

Adolpho Bloch,
Geistlicher und Dichter, Brasilien

Gott segnet nicht durch Ruhe und Wohlsein,
sondern durch Aufgaben.

Volksmund

**Vom Dorf
Dechendorf
in die
Stadt Altdorf**

Sag ja zu den Überraschungen,
die deine Pläne durchkreuzen, deine Träume zunichte machen,
deinen Tag eine ganz andere Richtung geben,
ja vielleicht deinem Leben.
Sie sind kein Zufall.
Lass dem himmlischen Vater die Freiheit,
selber den Verlauf deiner Tage und Jahre zu bestimmen.

Helder Camara,
Erzbischof, Dichter und Philosoph, Brasilien, 1909 - 1999

Meine Geburt in Dechendorf bei Schwabach

Mein Leben begann am 30. März 1935 im kleinen Dorf Dechendorf bei Schwabach. Dort lebte meine Mutter mit ihren Geschwistern Tina, Hans und Michael in einem kleinen Bauernhof ihrer Eltern Josef und Margarethe List im Zentrum des Dorfes. Der kleine Bauernhof mit Scheune, Brunnen, Bauerngarten und einem großen Nussbaum stand auf einer kleinen Anhöhe.

Der Vater meiner Mutter, Josef List, war Landwirt und nebenbei noch beim Forstamt in Schwabach als sogenannter Forsthelfer beschäftigt. Er war vor allem zuständig für die Betreuung des Dechendorfer Waldes.

Ihre Mutter, Margarethe List, geborene Gassner, half mit bei den Arbeiten auf dem Bauernhof und kümmerte sich um die Familie und ihre vier Kinder.

Im Stall, er war in das Haus integriert, standen immer drei Kühe und zwei Schweine. In der nahen Scheune waren Geräte, Hühner, Gänse und Enten untergebracht sowie auf dem großen Heuboden das getrocknete Heu und das gedroschene Stroh.

Das WC, ein kleines Holzhäuschen, stand unter einem großen Nussbaum, wenige Meter vom Haus entfernt. Schlimm war nur, wenn man es nachts aufsuchen musste.

Dechendorf war ein kleines, idyllisches von Wald und Wiesen umgebenes Dorf mit ca. 18 Häusern und etwa 100 Einwohnern. Die meisten Menschen dort lebten von der Land- und Forstwirtschaft. Schwierigkeiten machten ihnen dabei vor allem die kargen Sandböden rund um das Dorf, die nur zum Kartoffelanbau geeignet waren.

Einige im Dorf bauten darauf auch Tabak an, es war der legendäre „Schwabach Land“. Die meisten Bauern brauchten zum Überleben noch einen Nebenerwerb und arbeiteten deshalb zusätzlich in der neun Kilometer entfernten Stadt Schwabach.

Mein Vater, Konrad Holz, stammte aus dem Altdorfer Ortsteil Rasch und war in Altdorf bei der damaligen Reichspost in verschiedenen Bereichen beschäftigt.

Als Zusteller wurde er 1934 für einige Monate an das Postamt Schwabach abgeordnet. In Ausübung seines Dienstes als Landzusteller, lernte er damals meine Mutter Anna Elisabeth List kennen, und bald danach war ich unterwegs.

Im Hause meiner Großeltern erblickte ich dann am 30. März 1935 das Licht der Welt.

Umzug nach Altdorf

Nach der Heirat im November 1935 meiner Eltern, wurde für sie dann Altdorf zu ihrem Lebensmittelpunkt. Sie kauften dort in der Unteren Vorstadt - am heutigen Parkplatz Bleichanger - ein altes Fachwerkhaus und richteten es nach ihren Bedürfnissen gemütlich ein.

Nebenan stand das massive Steingebäude der Altdorfer Dreschhalle, in dem jahrzehntelang die Bauern aus Altdorf und den umliegenden Dörfern ihr Getreide zum Dreschen anlieferten.

Gegenüber unseres Hauses befanden sich das landwirtschaftliche Anwesen unserer Nachbarsfamilie Ludwig Reinhold sowie die Gaststätte Zum Schießhaus der Familien Haas/Feuerlein, die heutige Metzgerei Gerstacker.

Die mittlerweile gesperrte Hagenhausener Straße von der Schießhausstraße zum Brauhaus und weiter nach Hagenhausen, durfte damals noch in beiden Richtungen mit den Autos und den Fuhrwerken der Altdorfer Landwirte befahren werden.

Meine Schwester Anneliese wird geboren

Am 25. August 1936 kam dann meine Schwester Anneliese im Nürnberger Klinikum auf die Welt. Sie war ein sogenanntes Sieben-Monats-Kind und hatte in den ersten Wochen nach ihrer Geburt noch intensive ärztliche Hilfe nötig.

Ein liebenswertes Daheim

Mit unseren Eltern fühlten wir Kinder uns wohl in unserem alten Haus. In ihm, so erzählte meine Mutter, knackten zwar beim Betreten alle Treppen und Fußböden sehr geräuschvoll, aber sonst war es dort urgemütlich. Zum Wohnhaus gehörten auch noch ein kleiner Geräteschuppen.

Mein Elternhaus brennt ab

1937 brannte es in unserer Stadt Altdorf dreimal:

Am 21. Februar fiel eine Scheune am Plätzlein 3 den Flammen zum Opfer, am 16. April die Bretterhalle der Dampfsägerei Meier in der Rascher Straße und am 1. August 1937 brannten unser Wohnhaus sowie auch die daneben stehende Dreschhalle völlig ab. Teile der benachbarten Gaststätte Zum Schießhaus der Familie Haas/Feuerlein und vom Anwesen Reinhold wurden leicht beschädigt.

Meine Mutter erzählte mir, dass mein Vater damals vom Stammtisch mit seinen Postkollegen im benachbarten Gasthaus Zum Schießhaus nach Hause kam, sich ins Bett legte und eine halbe Stunde später ein knisterndes Geräusch hörte. Beim Nachsehen entdeckte er die bereits in Flammen stehende Dreschhalle und auch den neben unserem Haus stehenden Holzschuppen. Es ging dann alles so schnell, dass meine Eltern nur noch das Allernötigste bei der Flucht vor dem brennenden Feuer mitnehmen konnten.

Die Altdorfer Feuerwehr war zu dieser Zeit auch noch nicht so gut ausgerüstet wie heute und so brannten die Dreschhalle und unser Haus bis auf die Grundmauern ab.

Viele halfen beim Weiterleben

Mittel- und wohnungslos standen meine Eltern nun im wahrsten Sinn des Wortes auf der Straße. Meine Mutter musste wegen eines Nervenzusammenbruches mehrere Tage ärztlich im Altdorfer Krankenhaus behandelt werden.

Bis zur Fertigstellung unseres neuen Wohnhauses haben wir dann ein Jahr lang bei Familie Karl und Maria Koch in der Riedener Straße 10 in Altdorf gewohnt.

Im Bekleidungsgeschäft Soldner durften wir uns alle kostenlos neu einkleiden und von der Bevölkerung wurde uns auch noch vieles Lebensnotwendige geschenkt.

Dadurch hatten wir wieder eine Chance normal weiterleben zu können.

Wir ziehen 1938 in unser neues Haus ein

Ein Jahr später, im Oktober 1938, war dann das neue Wohnhaus bezugsfertig.

Es war ein kleines Einfamilienhaus, erbaut vom Altdorfer Baugeschäft Pühler, und es stand etwas versetzt in Richtung zur Hagenhausener Straße.

Zum Haus gehörte nun auch ein sehr schmaler und mit vielen Obstbäumen besetzter Garten, der fast bis zum Altdorfer Brauhaus reichte. In ihm konnten wir Kinder mit unseren Freunden dann zu jeder Jahreszeit ausgelassen und fröhlich spielen.

Das Gras in diesem Bereich des Gartens wurde von einigen Altdorfer Landwirten abgemäht und zur Fütterung ihrer Kühe und Schafe verwendet.

Unser Haus war damals noch nicht an die städtische Kläranlage angeschlossen.

Im Garten befand sich eine sogenannte Sickergrube, in der das Abwasser aus der Küche eingeleitet wurde; die Fäkalien aus der Toilette flossen in ein betoniertes Sammelbecken nahe des Hauses. Es musste jährlich einmal geleert werden.

1939 wurde dann neben unserem Wohnhaus die Schießanlage der Altdorfer Privilegierten Schützen gebaut, die aus einer Holzbaracke, einer 50 Meter entfernten Schießanlage, einem Unterstand sowie einem 50 m langen und zwei Meter hohen, mit Gras bewachsenen Schutzwall bestand. Auf ihm haben wir gerne gespielt.

Erinnerungen an meine Kinder-, Jugend- und Schulzeit (1935 - 1955)

Weiteres zu meiner Kinder- und Jugendzeit in den Kriegsjahren
von 1939 bis 1945
ist auch noch auf den Seiten 57 bis 80 beschrieben

Papa muss in den Krieg

Wir lebten glücklich und zufrieden in unserem neuen Einfamilienhaus in Altdorf. Dann begann der Zweite Weltkrieg, der unser Familienleben so drastisch verändern sollte, denn mein Vater wurde bereits zu Kriegsbeginn 1939 als Soldat eingezogen. Ich war ein Kind mit vier Jahren, als am 1. September 1939 mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in unser Nachbarland Polen der Zweite Weltkrieg begann. Keiner konnte damals ahnen, dass in diesen sechs Jahren weltweit über 60 Millionen Menschen sterben mussten, darunter 5,2 Millionen Deutsche. Unter ihnen waren auch mein Papa und meine beiden Onkels Hans und Michael List aus Dechendorf.

Mehrmalige Flucht aus dem Kindergarten

Im Frühjahr 1940, ich war fünf Jahre alt, meinte meine Mutter, aus erzieherischen Gründen wäre es für mich gut, den Kindergarten im Altdorfer Löheheim in der Ohmstraße zu besuchen. Ich sah das zwar etwas anders, doch meine lautstarken Proteste halfen nichts. Man zwang mich trotzdem zum täglichen Besuch.

Ich fühlte mich dort aber einfach nicht wohl und wollte mich auch nicht eingewöhnen. Das einzige Positive war, dass es mittags eine gute Suppe zum Essen gab. Nachdem ich dann aber Tag für Tag durch ein stets offenstehendes Fenster im Aufenthaltsraum des Löheheims nach draußen flüchtete und nach Hause ging, hatte ich bald gewonnen und brauchte diesen Kindergarten nicht mehr besuchen.

Ich werde eingeschult

Eineinhalb Jahre dauerte schon der Zweite Weltkrieg, als ich an Ostern 1941 als Sechsjähriger in die Altdorfer Volksschule in der Röderstraße eingeschult wurde.

Buben und Mädchen waren damals streng getrennt und eine Klasse zählte meistens 50 bis 60 Schüler oder Schülerinnen.

Trotz dieser Umstellung habe ich mich immer auf die Schule gefreut, konnte ich doch dort täglich meine Freunde und auch andere bekannte Schüler treffen.

Wir hatten eine gute Klassengemeinschaft. In der schon manchmal heftig gestritten wurde, aber es gab kein Mobbing und keine unkameradschaftliches Verhalten.

Das Röderschulhaus wurde 1987 für die Erstellung eines Parkplatzes abgerissen.

Volksschule: Disziplin bestimmte den Schulunterricht

Der Ablauf unseres Schulunterrichts war geprägt von Lehrkräften, die sehr streng zu uns waren und natürlich auch von den täglichen Ereignissen der Kriegszeit.

Unser Unterricht begann jeden Tag mit einem kräftigen "Guten Morgen, Herr Lehrer!" oder „Heil Hitler!“ und endete mit einem lauten „Auf Wiedersehen, Herr Lehrer!“

Mein älterer Onkel erzählte mir einmal, dass sie in ihrer Schulzeit noch den bayerischen König, dessen Bild hinter dem Lehrerpult an der Wand hing, mit einem dreifachen „Hurra, Hurra, Hurra!“ begrüßt haben.

Im Unterricht mussten wir immer mit verschränkten Armen in den engen Holzbänken sitzen, oder die beiden Hände vor uns auf den Tisch legen und vor allem still sein.

Geschrieben wurde mit einem „Griffel“, das war ein Schreibstift, auf eine Schiefertafel. Mit einem nassen Schwamm konnten wir das Geschriebene wieder löschen. Erst später gab es Hefte, Bleistifte, Radiergummi, Tinte und Federhalter.

Zum Schreiben mussten wir immer unsere rechte Hand verwenden.

Schreiben mit der linken Hand war streng verboten („ein deutscher Junge schreibt immer rechts!“). Und ich war Linkshänder. Das war für mich nicht einfach und es gab viele Schläge und lautstarke Ermahnungen bis ich auf rechts „umgewöhnt“ war.

Volksschule: Prügelstrafe und Strafarbeiten

Wer im Unterricht nicht aufmerksam war, oder mit seinem Nachbarn schwätzte, der musste mit schmerzhaften Strafen rechnen. So wurden die Mädchen mit einem Zeigestock, Bambusrohr oder Lineal auf die Fingerspitzen geschlagen, wir Buben dagegen auf die volle Handfläche.

Manchmal warf der Lehrer auch zornig mit einem Schlüsselbund nach uns, zog uns an den Ohren, oder schlug uns ins Gesicht.

Beliebt war auch, dass wir uns manchmal für den Rest der Schulstunde in eine Ecke des Klassenzimmers stellen mussten. Zu unserer Erheiterung haben dann einige Schüler von dort immer lustige Faxen gemacht.

Zeitaufwendig waren auch die verordneten schriftlichen Strafarbeiten. Da mussten wir daheim je nach Strafe 50 mal und mehr einen bestimmten Satz schreiben. Zum Beispiel: „Ich darf in der Schule nicht schwätzen!“, oder etwas anderes Sinnloses.

Die Prügelstrafe wurde 1946 durch den damaligen bayerischen Kultusminister Alois Hundhammer (CSU) wieder eingeführt und auch von vielen Altdorfer Lehrkräften leider weiterhin sehr intensiv praktiziert.

Das Röderschulhaus wurde 1987 für die Erstellung einer Parkanlage abgerissen.

Volksschule: Wünsche an die Lehrer

Oftmals haben wir uns gewünscht, dass unsere Lehrerinnen und Lehrer etwas mehr auf unsere kriegsbedingten, persönlichen Probleme eingehen würden und wir dadurch von ihnen etwas Lebenshilfe bekämen. Unsere Väter waren im Krieg und unsere Mütter waren mit dem Alltagsleben und unserer Erziehung überfordert.

Auch ein gelegentliches Lob oder eine Anerkennung von ihnen waren selten.

Unsere Lehrer handelten leider meistens nach dem Motto: „Net g'schimpft, is' gnouch dankt!“ („nicht geschimpft, ist genug gedankt“).

Ich weiss nicht, lag es an ihnen, an uns, oder an der damaligen Zeit?

Wir haben das ausgehalten, uns mit unseren Mitteln dagegen gewehrt, aber unseren Lehrern trotzdem immer den nötigen Respekt erwiesen.

Volksschule: Konrads Geschichte mit den Runkelrüben

Die folgende Geschichte soll das soeben Kritisierte deutlich machen:

Einer unserer Mitschüler hatte große Schwierigkeiten schriftdeutsch zu sprechen.

Einmal erzählte er uns vor dem Unterricht voller Stolz, dass er mit seinem Vater am Wochenende einen großen Acker mit „Rangerer“, das waren Futterrüben, vollständig abgeerntet hatte. Er habe von dieser schweren Arbeit heute noch Kreuzschmerzen.

Unser Lehrer fragte an diesem Tag zufällig, was wir denn so am Wochenende gemacht hätten. Auch unser Mitschüler meldete sich schüchtern, um stolz von seinem harten Arbeitstag auf dem Acker zu berichten.

Im schönsten Fränkisch sagte er: „Herr Lehrer, mit unsre Käi (Kühe), simma af unsern Acker g'fohrn und hom dort an aan Dooch alle Rangerer - wärkli alle Rangerer - rausgrobn und hammgfohrn.“ Die Antwort des Lehrers:

„Reinfelder, das heisst Runkelrüben und nicht „Rangerer“. Merk Dir das!“

Kein Lob unseres Lehrers über die schwere Arbeit eines Kindes auf dem Acker, kein Schmunzeln über seine spontane Erzählung.

Beim Hinsetzen sagte der Betroffene noch leise: „Der is vielleicht bläid (blöd), des worn doch Rangerer und gor nix anders, der hout doch ka Ahnung!“

Gott sei Dank, hat unser Lehrer diese abfällige Bemerkung nicht gehört.

Volksschule: Der Schulrat kommt

Aufregend für Lehrer und Schüler wurde es auch immer, wenn der Schulrat zu einer Überprüfung des Unterrichts kam. Eine beliebte Frage von ihm war dann oftmals: „Wer kann mir drei der sieben Nürnberger Reichskleinodien sagen?“

Unsere einstudierte Antwort war dann immer: „Die Krona (Reichskrone), der Säbel (das Reichsschwert) und der Apfel (Reichsapfel).“

Der Schulrat sagte dann meistens: „Kannst Du das nicht etwas genauer präzisieren?“ Antwort: „Na, Herr Schulrat!“

Dann waren unsere „Intelligenzler“ in der Klasse gefordert, die dann oftmals die sieben Reichskleinodien wirklich aufzählen konnten.

Und wenn unser Rektor Georg Papst mit dabei war und fragte: „Wer hat sie nach Deutschland wieder zurück gebracht?“, dann musste ich auf seine Aufforderung hin immer antworten: „1938 ließ sie unser Führer wieder von der Hofburg in Wien nach Nürnberg, in die Stadt der Reichsparteitage, zurückbringen. Dort, wo sie auch hingehören.“

Volksschule: Die Geschichte der Reichskleinodien

In der nächsten Unterrichtsstunde wurden dann die sieben Reichskleinodien wieder einmal eingehend behandelt:

Die Reichskrone (10. Jh.), das Reichskreuz (1024/1025), die Heilige Lanze (8./9. Jh.), in die angeblich ein Nagel vom Kreuz Christ eingearbeitet ist, die Kreuzpartikel Christi, das Reichsschwert (11. Jh.), der Reichsapfel (12. Jh.) und der Krönungsmantel (1133/1134).

Als Reichskleinodien wurden die Insignien der römisch-deutschen Könige und Kaiser bei ihrer Krönung bezeichnet. Bis zum 15. Jahrhundert waren die Reichskleinodien bei den regierenden Herrschern in deren Burgen oder Schlösser gelagert.

Dann ordnete Kaiser Sigismund an, dass sie in der Reichsstadt Nürnberg „auf ewige Zeiten“ aufbewahrt werden sollten.

Das geschah dann in den Räumen des Nürnberger Heilig-Geist-Spitals.

Durch die Kriegereignisse 1800/1801 veranlasste Kaiser Franz II, die Verlegung der Reichskleinodien nach Österreich in die Hofburg nach Wien.

1938 ließ sie Hitler nach der Eingliederung Österreichs wieder nach Nürnberg zurückbringen. Nach der Einnahme Nürnbergs 1945 durch die Amerikaner, gaben sie diese 1946 wieder an das Kunsthistorische Museum in Wien zurück.

Wenn wir so kenntnisreich geantwortet hätten, dann wären Schulrat und unser Lehrer zufrieden mit uns gewesen. Hat uns aber alles nicht so recht interessiert!

Volksschule: Ehrung für eine sportliche Leistung

Einmal stand auch ich bei einer Unterrichtsstunde im Mittelpunkt.

Nicht wegen einer Bestrafung, nein, ich hatte als Achtjähriger bei einem Sportfest 3,40 m im Weitsprung erreicht. Die Würdigung dieser sportlichen Leistung war für unseren Rektor Georg Papst so wichtig wie der Besuch des Schulrats, oder eines ranghohen Kriegshelden. Zum Vorbild für andere wurde ich dadurch allerdings nicht.

Volksschule: Religionsunterricht mit Pfarrer Beck

Geliebt haben wir damals vor allem unseren Pfarrer Beck.

Seine Religionsstunden waren immer spannend und wenn wir im Unterricht diszipliniert waren, dann erzählte er uns noch einige Geschichten von seinem Schäferhund Rex. Wenn wir wollten, dann durften wir Rex am Nachmittag auch im Pfarrhaus hinter der Kirche besuchen und manchmal auch ausführen.

Mehrmals gingen wir mit Pfarrer Beck auch in die nahe Laurentiuskirche und freuten uns über das, was er uns dort zeigte und erklärte. Gerne erzählte er uns einige Geschichten aus dem Leben des Altdorfer Kirchenpatrons Laurentius.

Laurentius war ein junger Diakon, der während der Verfolgungszeit der Kirche in der Christengemeinde zu Rom für die Armen und Hilfsbedürftigen zu sorgen hatte.

Im Jahr 258 n. Chr. befahl ihm der Kaiser Valerian, weil er in ihm den Verwalter von Reichtümern vermutete, die Schätze der Kirche auszuliefern.

Laurentius führte ihm daraufhin die Armen der Gemeinde vor: „Das sind nach dem Wort Christi die Schätze der Kirche!“ Der Kaiser ließ ihn deswegen auf einem glühenden Rost hinrichten, Auf Darstellungen erscheint deshalb Laurentius mit seinem Marterwerkzeug, dem Rost, in der Hand.

An seinem Todestag, so Pfarrer Beck, ist der Kirchweihtag in Altdorf und er wird immer am 10. August begangen.

Diesen Tag prägten wir uns ein und konnten mit diesem Wissen auch unsere Eltern und manchen Erwachsenen überraschen.

Erinnerungen an den Kindergottesdienst

Als Kinder gingen wir auch gerne in den sonntäglichen Kindergottesdienst in der Altdorfer Laurentiuskirche. Er begann für die etwa 150 anwesenden Kinder immer um 11 Uhr nach dem Hauptgottesdienst.

Da die Predigt von Dekan Nägelsbach damals aber meistens über 50 Minuten dauerte, war der um 9.30 begonnene Gottesdienst deshalb oftmals kurz vor, oder nach 11 Uhr noch nicht zu Ende. Da waren die Kirchenbesucher dann froh, dass wir Kinder lärmend vor der Kirche standen und durch mehrmaliges Öffnen der Kirchentüren dafür sorgten, dass dadurch der Gottesdienst drinnen dann bald ein schnelles Ende fand.

Wie lief der Kindergottesdienst dann ab?

Nach der Begrüßung und einem gemeinsam gesungenen Lied wurden die anwesenden Kinder den sogenannten Kindergottesdienst-Helfern zugeteilt.

Die gingen mit uns dann zu den vorher schon festgelegten Plätzen in der Kirche im sogenannten Kirchenschiff, das war der ebenerdige Teil der Kirche, oder verteilten sich auch oben auf den zwei Emporen.

Dort erzählten sie uns dann etwa 20 Minuten lang eine Geschichte aus dem Alten oder Neuen Testament. Ob das spannend war, das hing immer von dem Erzähltalent der Kindergottesdienst-Helfer ab. Dekan Nägelsbach ging dabei von einer Gruppe zur anderen und hörte kurz zu; nicht immer zur Freude der Erzähler.

Kindergottesdienst: Erzähltalent Gretl Pickel

Der Star unter den Kindergottesdienst-Helfern war Gretl Pickel.

Eine für uns ältere Dame, die laut und schön singen konnte, die aber auch ein sehr lebendiges Talent beim Erzählungen der biblischen Geschichten hatte.

So freuten wir uns jeden Sonntag auf den Kindergottesdienst und auf das, was sie uns aus der Bibel erzählte. Wenn sie ab und zu mit ihrer Erzählung etwas früher fertig war, dann folgte meistens noch ein lustiges Gedicht, oder auch eine Geschichte aus ihrem abwechslungsreichen Leben, oder sonst etwas Erbauliches.

An eine Geschichte mit dem Titel "Nie wieder", die sie uns mehrmals erzählt hat, denke ich bis heute noch zurück. Mit ihr hat sie uns Kindern auf eindrückliche Weise deutlich gemacht, dass wir in unserem Leben und Verhalten die Menschen schätzen und sie nicht nach ihrem Stand oder Ansehen beurteilen sollen.

Kindergottesdienst: Die Geschichte "Nie wieder"

Diese Geschichte "Nie wieder" berichtet von einem Dorfpfarrer, der einen Mann beerdigen musste, der über 60 Jahre lang seine Dorfkirche nicht mehr betreten hatte. Von seinen Angehörigen erfuhr er beim Trauergespräch eine traurige Geschichte.

Der Verstorbene war eins von vielen Kindern einer sehr armen Familie im Dorf. Als Zehnjähriger wurde der Junge von den Nachbarskindern zum Kindergottesdienst mitgenommen. Zum ersten Mal in seinem Leben hörte er eine biblische Erzählung und sang begeistert die fröhlichen Glaubenslieder mit.

Nach dem Kindergottesdienst nahm die Helferin ihn beiseite und sagte:

"Junge, komm' bitte am nächsten Sonntag nicht wieder mit diesen zerrissenen Kleidern. Wir sind doch hier im Hause Gottes."

Der Junge blickte verschämt über seine geflickte Hose herunter auf seine nackten, etwas verschmutzten Füße und antwortete leise: "Nie wieder will ich es tun, nie wieder werde ich diese Kirche betreten!" Und das hat er durchgehalten, bis er nun im Sarg aufgebahrt in seiner Dorfkirche lag.

Nach dieser Erzählung fügte dann Gretl Pickel immer ernst hinzu:

"Kinder, wie anders wäre doch sein Leben verlaufen, wenn diese Kindergottesdienst-Helferin den Jungen damals in die Arme genommen und zu ihm gesagt hätte:

Junge, ich freue mich, dass du jeden Sonntag kommst, denn Jesus hat dich ganz lieb. Komm weiterhin, du bist hier in dieser Kirche immer herzlich willkommen!"

Uns ermahnte sie dann an alle Menschen Liebe zu verschenken, das Leben zu teilen, Freude zu bereiten, Hände zu reichen und die 10 Gebote einzuhalten.

Mich hat Gretl Pickel mit ihren Erzählungen der biblischen Geschichten und mit ihrer fröhlichen, christlichen Art so beeindruckt, dass ich von 1948 bis 1953 als Kindergottesdienst-Helfer in unserer Kirchengemeinde mitgearbeitet habe.

Der „Nick-Neger“ im Kindergottesdienst

Wir Kinder erinnerten uns auch an die Zeit im Altdorfer Kindergottesdienst, in der wir von Menschen anderer Hautfarbe ein positives Weltbild vermittelt bekommen hatten.

So wurde die sonntägliche Kollekte in der Laurentiuskirche für die Missionsarbeit in Afrika immer mit einer mechanischen Spendenbox eingesammelt, auf der ein dunkelhäutiger Mann stand, das „Negerle“, der sogenannte „Nick-Neger“.

Beim Hineinwerfen einer Münze nickte er dankbar mit dem Kopf. Das hat uns immer sehr beeindruckt.

Und 1945 waren nach der Einnahme Altdorfs durch die Amerikaner echte, dunkelhäutige Menschen bei uns in Altdorf. Ja, sie sprachen und spielten mit uns. Wir waren von ihnen und ihrer herzlichen Art begeistert.

Die Kirche bot uns eine gute Freizeitgestaltung

Abwechslung in unser Leben brachte in der Kriegszeit auch das Angebot der evangelischen Kirchengemeinde. Von den damaligen Auseinandersetzungen der Kirche gegen die regierenden Nazis um den Herrschaftsanspruch der deutschen Jugendlichen (HJ und BDM) bekamen wir Kinder in Altdorf allerdings nichts mit.

Mit ihren wöchentlichen Gruppenstunden für Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts und den beliebten sonntäglichen Kindergottesdiensten bereicherte die Altdorfer Kirchengemeinde unsere Freizeitgestaltung. Dadurch hatten die Kirche und auch ihre Pfarrer einen großen Stellenwert bei uns Kindern und Jugendlichen.

Diese kirchliche Jugendarbeit geschah damals altersmäßig gestaffelt und streng getrennt nach Buben und Mädchen, in der Jungschar- und Jungenschaftsgruppe.

Es gab Gruppenstunden für die 8- bis 10-Jährigen, für die 10- bis 13-Jährigen, für die 13- bis 16-Jährigen und für die über 16 Jahre alten Jugendlichen.

Die Zusammenkünfte der männlichen Kinder und Jugendlichen fanden in einem Nebenzimmer des Gasthofes Schwarzer Bär am Marktplatz statt (das Gebäude neben der Metzgerei Nißlbeck). Sie wurden von Diakon Georg Keil geleitet, der von den Altdorfer Pfarrern Nägelsbach und Beck unterstützt wurde.

Die Mädchen trafen sich in einem kleinen Raum hinter der Kirche.

Wir waren damals gerne in diesen Gruppenstunden, haben dort christliche Werte und Hilfe für unser Leben vermittelt bekommen, haben gemeinsam gesungen und gespielt und neue Freunde gefunden.

Wenn wir in unserer Kirchengemeinde gebraucht wurden, dann halfen wir gerne mit. Vor allem Diakon Stich und die Mesnerin Tischner unterstützten wir gerne beim Schmücken des Altars und des Kircheninneren bei größeren kirchlichen Feiertagen.

Auch das sei erwähnt: Wegen fehlender Räumlichkeiten in Altdorf war der Speisesaal im Wichernhaus - nicht der große Betsaal - ein beliebter Veranstaltungsraum für viele öffentliche Veranstaltungen.

Die strengen Altdorfer Polizisten

Auch die Altdorfer Polizisten mit ihren strengen Kontrollen gehörten zu unserem Leben. So war es damals verboten den Altdorfer Kapellgraben mit dem Fahrrad zu befahren, der war ein reiner Fußweg. Dass dies beachtet wurde, dafür sorgten die strengen Polizisten Volkert und Frankenberger. Nichtbeachtung: 3 RM Strafe.

Ab und zu kontrollierten sie das Fahrverbot für Radfahrer im Kapellgraben. Dazu zwängten sie ihren Körper in die Hecke zwischen der Stöhr-Villa und dem Gasthaus Zur Eisenbahn. Was sie dabei aber übersahen, ihre Uniform war in der Hecke fast immer zu sehen. Wenn wir dann ihren Ruf hörten: „Halt, absteigen, Polizei!“, da lachten wir nur, bremsten, wendeten und fuhren schnell in der Gegenrichtung weg.

In den Ferien bei den Großeltern auf dem Land

Die Ferien verbrachte ich meistens bei meinen geliebten Großeltern auf ihrem Bauernhof in Dechendorf bei Schwabach. Sie waren stets für meine Schwester und mich sowie für meine beiden Cousins Richard und Albert (List) da.

Opa Josef war beim Forstamt Schwabach an einigen Tagen in der Woche tätig, Oma Margarethe (wir nannten sie alle „Mutter“) war die Chefin des Bauernhofes. Sie lebte uns mit ihrer fröhlichen und lebensbejahenden Art Nächstenliebe, Respekt, christliche Werte und die Freude am Leben vor.

Opa zeigt uns den Wald und die Natur

Und da war noch unser Opa mit seiner naturverbundenen Begeisterung, großen Geduld und vor allem mit seinem handwerklichen Können. Was hat der doch alles fachgerecht repariert, was man heute wegwerfen würde.

Es war auch immer schön ihn als Kind auf dem Weg in die Kirche nach Rohr, oder bei seinen Kontrollgängen durch den Dechendorfer Wald zu begleiten. Unser Opa hat dabei gerne erzählt, aus seinem Leben als Bauernbub, von den Eigenarten der Menschen im Dorf und von den vielen sehenswerten Dingen draußen in der Natur.

Er zeigte uns im Wald die besten Plätze, an denen Pilze (Steinpilze, Rotkappen, Pfifferlinge) sowie Preisel- und Schwarzbeeren, Himbeeren und Brombeeren wuchsen. Opa erklärte uns die verschiedenen Baumarten und zeigte uns auch seltene Vögel, Käfer und Tiere. Bei seinen Erläuterungen führte er uns immer sehr liebevoll an der Hand.

Mit Opa zum Kirchenbesuch in Rohr

Ferien bei den Großeltern auf dem Lande, das war im Zweiten Weltkrieg und auch noch die Jahre danach für meine Schwester und mich stets ein Riesenerlebnis.

Auch ich freute ich mich immer darauf längere Zeit bei Oma und Opa in ihrem kleinen Bauernhof in Dechendorf bei Schwabach.

In besonderer Erinnerung geblieben ist mir auch der weite Weg mit Opa und den vielen Erwachsenen Sonntag für Sonntag zum Gottesdienstbesuch von Dechendorf in das vier Kilometer entfernte Kirchdorf Rohr.

Besonders an Weihnachten war es in der Rohrer Kirche besonders schön und feierlich. Nachdem die frühe Stallarbeit gemacht war, trafen sich wie jeden Sonntag kurz vor 8 Uhr am Ortsausgang die Männer des Dorfes, schwarz gekleidet und mit einem Hut auf dem Kopf, zum gemeinsamen Kirchgang nach Rohr. Die Frauen blieben zu Hause und bereiteten das Mittagessen vor. Für sie gab es vierzehntägig an einem Werktagabend eine Bibelstunde im Hause meiner Großeltern.

Auf dem verschneiten Weg nach Rohr wurde viel gesprochen und auch immer sehr laut diskutiert. Im Nachbardorf Prünst kamen dann noch weitere Männer dazu und die Lautstärke der geführten Unterhaltung steigerte sich nochmals. Wenn wir Kinder das Bedürfnis hatten an der Hand geführt zu werden, dann suchten wir unseren Opa und wenn der beschäftigt war, irgendeinen mitgehenden Bauern. Jeder von ihnen nahm uns immer fürsorglich an der Hand. Kurz vor Rohr hörten wir dann schon das Läuten der Glocken von der bereits sichtbaren Kirche. Nun mussten wir uns beeilen, um noch pünktlich im Gotteshaus zu sein.

Nach dem Betreten der weihnachtlich geschmückten Kirche, beeindruckte uns vor allem die im Chorraum aufgestellten Weihnachtskrippe. In der geheizten Kirche saßen wir dann auf den harten Holzbänken inmitten der Erwachsenen und amüsierten uns während der Predigt über die bei ihnen so nach und nach einsetzende Müdigkeit. Ihre Köpfe sanken langsam nach unten, oder zur Seite.

Sah der predigende Pfarrer von seiner Kanzel aus, dass seine von der frühen Stallarbeit müden Bauern immer mehr eingeschlafen waren, dann unterbrach er kurz seine Predigt, gab dem Organisten ein Zeichen und der trat mit aller Gewalt auf die Fußpedale seiner Orgel. Bei diesen Tönen, es hörte sich für uns Kinder wie ein lautes Gewitter an, fuhren die meisten Köpfe der Schläfer erschrocken hoch und lauschten danach hellwach der weiteren Predigt.

Für uns Kinder war daher immer das Spannendste am Gottesdienst, die Reaktionen der eingeschlafenen Bauern nach dem "Weckruf" des Organisten zu beobachten. Darunter war auch mein Opa und wir hatten dann daheim beim Mittagessen unserer Oma immer eine lustige Episode aus der Kirche zu erzählen. Wenn sie uns allerdings nach den gesungenen Liedern fragte, dann hatten wir diese leider meistens vergessen. Die wußte dann aber unser Opa, trotz seines „Kirchenschlafs“.

Unvergesslich war für uns Kinder auch, dass wir am Ende des Gottesdienstes nach vorne in den Chorraum durften, um von dort mit den Erwachsenen gemeinsam das Lied „O, du fröhliche“ zu singen. Wir fühlten uns dabei wie die in der Nähe beheimateten Windsbacher Sängerknaben.

Auf dem Rückweg nach Dechendorf bekamen wir manchmal von einigen Bauern ein „Zehnerle“ (10-Pfennig-Münze) als Weihnachtsgeschenk. Im Haus freuten wir uns dann auf die von unserer Oma zubereitete Weihnachtsgans und am Nachmittag auf den Rundgang durch das Dorf. Dabei konnten wir unsere Weihnachtswünsche aussprechen, mit den bettlägerigen, alten Menschen einige Weihnachtslieder singen, ihnen Gedichte vortragen und die bescheidenen Geschenke der Kinder anschauen.

Opa und seine Wettervorhersagen

Begeistert waren wir Kinder immer, wenn wir mit Opa über das Wetter und seine genaue Wettervorhersage für die kommenden Tage redeten.

Er und die anderen Bauern in Dechendorf waren wahre Wetterexperten.

Sie beobachteten den Himmel, die Sonne, den Mond, den Morgentau und auch das Verhalten verschiedener Tiere und zogen daraus ihre Schlüsse.

So erklärte Opa uns Kindern, dass ein Hof um den Mond, oder die nach einem Regenguss plötzlich scheinende Sonne, oder eine eigenartige weiße Dämmerung am Abend immer für Schlechtwetter Sorge.

Bei Abendrot dagegen gibt es immer schönes Wetter, bei Morgenrot allerdings Schlechtes. Ein hellblauer Himmel verspricht meistens Schönwetter.

Auch verschiedene Tiere und Insekten waren Wetterboten.

So bleibt es schön, wenn die Spinnen an ihren Netzen weben und Mückenschwärme in der Abendsonne herumtanzen. Krabbeln die Ameisen im Wald dagegen hektisch auf ihrem Bau herum, dann gibt es bald Regen, oder ein Gewitter.

Allerdings wurden wir im Sommer beim Heimfahren des Heus - entgegen ihrer Wettervorhersage - oftmals von einem plötzlich aufziehenden Gewitter mit starken Regenfällen überrascht. Das nahmen die Bauern aber meistens sehr gelassen hin. Nur der "Wetterprophet", der sich geirrt hatte, musste sich danach von seinen Bauern schon Unwissenheit vorwerfen lassen.

Opa erzählt vom Geld ohne Wert

Wenn bei meinen Großeltern manchmal kein Geld mehr zum Leben vorhanden war, dann sagte mein Opa oftmals zu Oma: „Erinnerst du dich noch daran, dass wir einmal Milliardäre waren und jetzt ist unser Geldbeutel leer!“

Da haben meine Cousins Albert, Richard und ich schon gestaunt und neugierig nachgefragt, warum sie es heute nicht mehr sind. Opa nahm sich dann die Zeit und erzählte uns von den Jahren nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg (1914 - 1918), von der Weimarer Republik und von der schrecklichen Inflation 1923.

Als Deutschland den Ersten Weltkrieg verloren hatte, stellten die Siegermächte gewaltige Reparationsforderungen. Außerdem mussten die 1914 von der deutschen Bevölkerung für die Kriegsführung an den Staat geliehenen Kriegsanleihen zurück gezahlt werden. Auch die seit dem Ersten Weltkrieg voranschreitende Inflation stieg immer mehr an. Der deutsche Staat ließ daraufhin tonnenweise ungedeckte Banknoten drucken. 30 Papierfabriken und 130 Druckereien sollen rund um die Uhr mit der Herstellung von Papiergeld beschäftigt gewesen sein.

Opa erzählte, dass das Geld oftmals innerhalb weniger Stunden an Wert verlor.

So verkauften sie im Sommer 1923 auf ihrem Bauernhof 1 Liter Milch für 1400 Mark, kurz vor Weihnachten dann für 360 Milliarden Mark. Der Preis für ein 1 Hühnerei stieg im gleichen Zeitraum von 800 auf 320 Milliarden Mark.

So wurden nach und nach alle Rücklagen der deutschen Bürger wertlos und es kam zu einer rasenden Geldentwertung.

Im November 1923 wurde dann eine neue Währung, die Rentenmark, eingeführt. Ihr Kurs war: 1 Billion Mark = 1 Rentenmark. Im Oktober 1924 folgte dann die Reichsmark und der deutsche Staat war wieder zahlungsfähig.

Wir hörten immer mit offenem Mund zu, wenn Opa aus dieser Zeit erzählte und uns auch noch einen aus dem Jahr 1923 aufbewahrte Geldschein (Reichsbanknote) über 20 Milliarden Mark zeigte und wir hatten damals höchstens 20 Pfennige in unserer Hosentasche.

Der „Warneck“ in Dechendorf war ein Held unserer Kinderzeit

Ich war in den Schulferien während des Krieges gerne bei meinen Großeltern in meinem Geburtsort Dechendorf. Dort gab es immer genügend zu essen und mit meinen beiden Vettern Albert und Richard List und den dortigen Dorfkindern war stets für Abwechslung gesorgt. Wir mussten zwar gelegentlich auf den Wiesen und Äckern bei der Feldarbeit mithelfen, hatten aber immer genügend Freizeit zum gemeinsamen Spielen und wir waren eine verschworene Gemeinschaft.

Auch viele Menschen im Dorf lernten wir kennen. Einen, er wurde von allen nur der "Warneck" genannt, hatten wir besonders ins Herz geschlossen. Er bewohnte ein kleines, ebenerdiges Haus neben dem Milchhäuschen, nahe am Dorfbach.

"Warneck" brachte uns bei, wie man mit den Händen Forellen fängt, zeigte uns, wie man mit einem Spiegel einen Reishighaufen entzünden kann, erklärte uns Pflanzen, Tiere, Vögel, Frösche und alles, was Kinder eben so interessierte. Er war immer da, hatte Zeit, arbeitete wenig und besaß trotzdem alles was er zum Leben brauchte.

Als wir eines Tages am Bach spielten, da kam der Landpolizist aus dem Nachbardorf Rohr und ging schnurstracks und ohne uns zu beachten auf das Haus von unserem Freund "Warneck" zu. Der hatte ihn aber schon kommen sehen, verschwand schnell ins Haus und sperrte die Haustüre ab.

Der Polizist klopfte mehrmals kräftig an die Tür. Keine Reaktion.

Dann sahen wir Kinder, wie "Warneck" aus dem Fenster der Rückseite seines Hauses herauskletterte, ruhig auf der Dorfstraße zu einer nahen Haselnushecke ging und sich darin versteckte. Fröhlich winkte er dabei uns Kindern zu.

Wir lachten darüber laut. Der Dorfpolizist schimpfte, denn er meinte, das gelte seinem ergebnislosen Klopfen an der Haustür.

"Ich habe ihn doch noch vor dem Haus stehen sehen!" schimpfte er.

"Wir auch!" riefen wir ihm zu und suchten dann schnell das Weite, denn ein Polizist war damals noch eine echte Respektsperson. Kopfschüttelnd und unverrichteter Dinge marschierte der Polizist dann wieder ab.

Am Abend erzählte dann unser Opa, dass einer der zwei reichen Bauern im Dorf die Hälfte von seinem Holzstoß vermisste. Sie war auf wundersame Weise bei einer kinderreichen Bauernfamilie im Dorf abgeladen worden.

Diesen Vorfall hätte der Polizist protokollarisch bearbeiten sollen.

Ob dieser Holzdiebstahl später noch aufgeklärt und der Täter bestraft wurde, weiß ich nicht. Für uns Kinder war der "Warneck" jedenfalls ein echter Held.

Die öffentliche Fernsprechstelle in Dechendorf

Ich war in den Sommerferien 1944 wieder bei meinen Großeltern, als die Post bei ihnen - allerdings zum Schrecken meiner Oma - eine "Öffentliche Fernsprechstelle" einrichtete. Damit war es nun künftig möglich, über die Telefonzentrale in Nürnberg abgehende und ankommende Telefongespräche zu führen.

Am Tag des Einbaus ging meine Oma zum Arbeiten auf ihren Kartoffelacker, um ja nicht dabei sein zu müssen, wenn dieses "schreckliche und neumodische Zeug" in ihrem Hause eingebaut wird.

Als die beiden Fernmeldetechniker mit ihrer Arbeit fertig waren, hing an der Wand im Schlafzimmer meiner Großeltern ein hellbrauner, stabiler Holzkasten, an dem ein Hörrohr, eine Kurbel, ein Sprechmikrofon und zwei Klingeln befestigt waren.

Wir Kinder waren mächtig stolz über diese moderne Errungenschaft, nur unsere Oma teilte uns mit, dass sie nie etwas mit diesem Gerät zu tun haben wolle und es auch nie bedienen werde. Dieses Versprechen hat sie bis zu ihrem Tode gehalten.

Wenn es dann läutete, lief Oma anfangs immer vor das Haus. Später rief sie dann wenigstens uns Kindern immer laut seufzend zu "Telefon, Telefon!"

Wir haben uns über jeden Anruf gefreut, haben schnell den schweren Telefonhörer abgenommen, uns immer freundlich gemeldet, die entsprechende Nachricht entgegengenommen, oder den zu einem Gespräch verlangten Teilnehmer aus dem Dorf herbeigeholt. Und wir haben dieses "moderne Zeug" gerne und vor allem, wenn hilflose Dorfbewohner wegtelefonieren wollten, auch richtig bedient: die Kurbel gedreht, mit der Telefonzentrale gesprochen und alles weitere veranlasst.

Die Post wäre heute stolz auf unseren damaligen Kundenservice.

Oftmals haben wir von den danebenstehenden Erwachsenen den Ausruf vernommen: "Kinder, Kinder, in was für einer Zeit leben wir denn?"

Was würde sie und meine Oma wohl heute ausrufen, wenn sie ein modernes Telefon oder gar ein Handy sehen würde?

Wir lernen Opa das Radfahren

Mein Opa war in Schwabach als Forstgehilfe beim dortigen Forstamt beschäftigt. Wenn er am Morgen nicht mit dem Milchauto nach Schwabach fahren konnte, dann musste er zu Fuß zu seiner Arbeitsstelle gehen. Das waren immerhin einfach neun Kilometer und am Abend die gleiche Strecke nochmals zurück.

Als er älter war, da wurde der Weg zu Fuß nach Schwabach für ihn doch sehr beschwerlich. So beschloss er das Radfahren zu lernen, um mit dem Fahrrad etwas bequemer nach Schwabach zu kommen. Das war im Alter von 55 Jahren schon ein Problem. Wir durften ihm dabei helfen, doch es war Schwerstarbeit, einem Erwachsenen das Fahrradfahren beizubringen. Wir übten und übten mit ihm.

Nach zwei Wochen meinten wir, Opa würde es nun beherrschen.

Von seinem Haus aus schob er jeden Tag sein Fahrrad den leicht abfallenden Hang hinunter, dann weiter durch das gesamte Dorf. Am Dorfende wagte er es dann endlich aufzusteigen und von dort schlecht und recht nach Schwabach zu fahren.

Wir wussten auch, wann Opa in etwa von seiner Arbeitsstelle zurück ins Dorf kommen würden und standen am Wiesenweg zwischen Volkersgau und Dechendorf - gut versteckt hinter einer dichten Hecke - und warteten. Es war kein schöner Anblick, wenn er kam und manchmal auf dem schmalen Wiesenweg stürzte.

Opa fand dann eine praktikable Lösung:

er schob stellenweise sein Fahrrad nach Schwabach und am Abend wieder zurück und stützte sich dabei beim Gehen ab. Aus gesundheitlichen Gründen durfte er bald darauf in Rente gehen. Trotzdem waren wir Kinder stolz, dass wir ihm das Radfahren beigebracht hatten.

Das Suchen der Ostereier war immer aufregend

Neben Weihnachten und Silvester hatte auch das Osterfest einen großen Stellenwert bei uns Kindern in Altdorf, vor allem das Suchen des Osternestes.

Wenn schönes Wetter war mussten wir in unserem Garten suchen, bei schlechtem Wetter hatte der Osterhase alles im Hause versteckt.

In unserem großen Garten und dem Holzgebäude mit Hühnerstall, gab es sehr viele Plätze, an denen der Osterhase das Osternest verstecken konnte: unter der Hecke, unter Bäumen und Sträuchern, hinter den Blumen oder im Kellerabgang.

Manchmal war die Suche ganz schön anstrengend. Einmal bekam ich nichts vom Osterhasen, weil ich Tage zuvor mit meinen Freunden wieder einmal etwas Dummes angestellt hatte.

So färbten Mama und Oma die Ostereier

War ich in den Osterferien bei meinen Großeltern, dann konnte ich mich immer auf das Osterfest freuen, denn wir glaubten noch an den Osterhasen, den Pelzmärtl und den Weihnachtsmann.

Kamen wir vom Kirchgang mit Opa von Rohr zurück, dann machten wir uns gleich auf die Suche nach dem von unserer Oma liebevoll gestalteten und gut versteckten Körbchen mit den bunt bemalten Ostereiern und einem gebackenen Osterlamm.

Sie hatte die Körbchen meistens rund um die Scheune im Gras versteckt, damit wir nicht so lange suchen mussten. Groß war unsere Freude dann, wenn wir die Osterkörbchen fanden und sie vor allem gut gefüllt waren.

Färbemittel hatten die Landbewohner damals keine. Die gekochten Eiern wurden von ihnen mit Rote-Bete-Saft (für rote), mit Preiselbeersaft (für rosa), mit Spinat oder Gras (für grüne) und mit Blaukrautblätter für blaue Eier gefärbt. Damit sie schön glänzten wurden sie nach dem Färben noch mit einer Speckschwarte eingerieben.

Am Nachmittag trafen sich in Dechendorf alle Dorfkinder um ihre Ostereier zu zeigen und gemeinsam mit ihnen zu spielen. Beliebte Spiele unter uns Kindern waren vor allem das Eierrollen und das Eierpicken. Wer sein Ei am weitesten rollte, oder am höchsten warf, ohne dass es beschädigt wurde, der hatte gewonnen.

Beim Eierpicken wurden zwei Eier aneinandergestoßen bis eines knackte.

In der Not von Oma lernen

Meine Oma Margarethe List war eine sehr gläubige Frau und praktizierte auch ihren Glauben. Eines Morgens gab es für uns Kinder nur noch gekochte Milch zum Frühstück, weil das Brot aus war und erst in zwei Tagen wieder gebacken werden konnte. Nur zwei Scheiben Brot lagen noch für Opa zum Mittagessen im Brotkasten.

Da kam der Postbote und sagte: „List'n Mutter, ich habe heute noch nichts gegessen, hast Du nicht ein Stück Brot für mich?“ Oma kämpfte eine Minute mit sich, dann öffnete sie die Schublade und gab - zum Schrecken von uns Kindern - dem Briefträger die letzten zwei Scheiben Brot.

Als er weg war, da mussten wir in den Wald gehen und für das Mittagessen „Gelberla“ (Pfifferlinge) sammeln. Wir hatten Glück und fanden an den uns bekannten Plätzen im Dechendorfer Wald reichlich von diesen essbaren Pilzen.

Als Opa nach Haus kam freute er sich, dass es heute ein Festessen gab.

Oma sagte uns Kinder nach dem Essen: „Merkt euch, wer mit offenen Händen und Herzen gibt, den beschenkt Gott reichlich!“ Recht hatte sie und uns hatte ihre Handlung damals reichlich beeindruckt.

Von Oma lernten wir das Dörren von Obst

Rund um das Bauernhaus meiner Großeltern in Dechendorf standen viele Obstbäume. Sie trugen reichlich Früchte, die wir Kinder gerne aßen und die unsere Oma mit uns in den Herbstwochen auf vielfältige Art haltbar machte. Das geschah durch das „Dörren“. Obst zu dörren, das heißt es zu trocknen und dadurch für längere Zeit haltbar zu machen.

Oma schürte dazu den Kachelofen an und wir legten die blauen Zwetschgen zum Trocknen auf ein Bratblech und schoben das dann in die Backröhre. Das Türchen vor der Backröhre, darauf wies uns Oma immer hin, muss leicht geöffnet bleiben, damit die Feuchtigkeit der Zwetschgen entweichen kann. Auch Äpfel und Birnen haben wir geschält, in Ringe geschnitten und wenn sie gedörnt waren an einer Schnur aufgefädelt. Da hatten wir Kinder dann immer eine essbare Halskette.

Das Brotbacken im eigenen Backofen

Am Rande des Bauerngartens meiner Großeltern in Dechendorf stand ein gemauerter Backofen, in dem mehrmals im Jahr Brot gebacken wurde. Dieses kleine, weiß getünchte Steingebäude mit seinem roten Ziegeldach übte stets eine große Faszination auf uns Kinder aus.

So war auch der Backtag für uns immer ein aufregender Tag.

In der Küche wurde in einem riesigen Backtrog der Brotteig zusammengemengt. Oma vermischte dazu große Mengen von Weizen, Sauerteig, lauwarmes Wasser und Salz zu einem Teig. Bei dieser anstrengenden Knetarbeit durften wir Kinder, nachdem wir unsere Hände gründlich gewaschen hatten, auch mitarbeiten.

Nach dem Gärprozess wurden aus dem Teig dann von den Großeltern etwa zehn Laib Brot geformt und in der Küche auf ein langes Brett gelegt.

Stunden zuvor hatte Opa den Backofen mit großen Holzscheiten gefüllt und alles angezündet. Weitere Holzscheite durften wir Kinder von Zeit zu Zeit nachlegen.

War dann alles niedergebrannt, dann wurde die Glut im Ofen gleichmäßig verteilt und eine Stunde später entfernt. Mit einem nassen Sack, der auf einen Stab gewickelt war, hat Opa dann den Ofenboden gründlich gereinigt.

Dann durften wir Kinder die Kontrolle der Ofentemperatur machen.

Dazu legten wir mehrere Kornähren in den Backofen. Verbrannten sie, dann war der Ofen zu heiß. Wurden die Ähren aber nach und nach schön braun, so war die Temperatur für das Backen des Brotteiges gerade richtig.

Dann kam Opa mit dem riesigen Brett, auf dem die geformten Brotlaibe lagen, ritzte mit einem großen Messer noch ein Kreuz auf jeden Brotlaib und schob sie dann mit dem Backschießer in den Ofen. Nach dem Brotbacken haben wir oftmals noch Äpfel, Birnen und Zwetschgen in den warmen Backofen zum Trocknen gelegt, oder aus den Brotteigresten auch einen Brotkuchen gebacken. Nach dem zweitägigen Lagern des Brotes wurde es dann angeschnitten und genüsslich verspeist.

Das Tabak „aufhängen“ war eine fröhliche Angelegenheit

Der Tabakanbau hatte im Schwabacher Land und auch bei einigen Bauern in meinem Geburtsort Dechendorf eine lange Tradition.

Für uns Kinder wurde es immer spannend, wenn die Tabakernte vorbei war und die vielen Tabakblätter zum Trocknen aufgehängt werden mussten.

Dazu war auch unsere tatkräftige Mithilfe erwünscht.

So saßen wir an vielen Tagen mit den Erwachsenen im Freien beisammen und „fädelten“ die kräftigen Stiele der Tabakblätter mit einer großen Nadel auf und schoben sie dann auf die daran befestigte etwa einen Meter lange Schnur weiter.

Danach wurde dieses grüne „Tabakband“ einige Tage am Scheunentor zum Trocknen in der Sonne aufgehängt und dann anschließend mehrere Wochen abgedunkelt in der Scheune aufbewahrt. Dadurch verfärbten sich die grünen Tabakblätter und wurden nach und nach braun.

Bei dieser Arbeit ging es immer sehr fröhlich und ausgelassen zu und es wurde dabei auch gemeinsam viel gesungen und lustige Geschichten erzählt.

Nach der Trocknung hatte dann jeder Bauer in Dechendorf seine spezielle Technik für die Weiterverarbeitung des Tabaks.

Meistens wurde der getrocknete Tabak fein geschnitten („Feinschnitt“) und an die Selbstversorger in Schwabach und seinem Umland verkauft. Sie drehten sich dann mit Hilfe von Zigaretten- oder auch dünnem Zeitungspapier ihre Zigaretten. Unser Opa stopfte ihn gelegentlich in seine Pfeife.

Heuen ein Gemeinschaftserlebnis

In den Sommerferien mussten wir auch bei der Heuernte in Altdorf, oder bei den Großeltern in Dechendorf mithelfen. Das geschah mehrmals mit dem Heu-Umschlagen, dem Wenden („Heiwend'n“) des Grases mit einem Rechen. Dazu musste das Heu vor dem Abtransport zu schnurgeraden Schlangen auf der Wiese zusammengereicht werden.

Manchmal mussten wir auch nur das Essen für die Mittagspause der Beschäftigten zur Wiese bringen. Dafür war in großen Krügen mit Essig gemischtes Wasser abgefüllt, Brot, geräuchertes Fleisch und gekochte Eier lagen in einem Tragekorb.

Das Essen auf der Wiese wurde dann zu einem echten Gemeinschaftserlebnis. Dazu kamen auch die auf den benachbarten Wiesen arbeitenden Menschen dazu. Danach machten die Männer einen kurzen Mittagsschlaf, die Frauen unterhielten sich, wir Kinder spielten oder tollten umher. Nur das aus Polen von den Nazis für die Arbeit in der deutschen Landwirtschaft gewaltsam entführte Mädchen Eva saß meistens traurig mit dabei. Auch wir Kinder konnten sie nicht aufheitern.

Aufregend war dann immer das Aufladen und Heimfahren des Heus.

Meterhoch wurde der von zwei Kühen gezogenen Wagen gemeinsam beladen und oben drauf dann der riesige Heubaum gelegt und mit Seilen befestigt. Das Schwierigste war aber immer das Herausfahren des hoch beladenen Wagens von der Wiese auf die befestigte Schotterstraße. Links und rechts wurde dabei während der Fahrt von allen mit den Gabeln und Rechen gegen die Ladung gedrückt, damit das Fahrzeug nicht kippte. Alle atmeten auch immer auf, wenn wir glücklich die kurze Steigung hinauf zum Bauernhof unseres Opas bewältigt hatten. Dann wurde in der Scheune das Heu noch abgeladen und durch eine Luke nach oben auf den Heuboden befördert. Damit war die Versorgung des Viehs im Winter gesichert.

Das mühsame Krautstampfen

Im Herbst war es auf dem Bauernhof meiner Großeltern üblich das im Garten angebaute Weißkraut zu verarbeiten und für den Winter einzulagern. Dazu war auch die Mitarbeit von uns Kindern gefragt.

Zuerst wurde das benötigte Holzfass gründlich mit Wasser gereinigt. Einen Wasserschlauch hatten wir nicht und so mussten meine beiden Cousins Albert und Richard mit mir das dazu benötigte Wasser mühsam mit einem Eimer aus dem Brunnen hoch ziehen. Nach der Fassreinigung legte Opa einige vorgeheizte Backsteine in das Faß und deckte es mit einer dicken Wolldecke ab (Desinfektion).

Im Haus wurde mittlerweile von Oma und Tante Babette das Kraut gehobelt. Dazu verwendeten sie einen Krauthobel. Das war ein dickes Brett, auf dem mehrere Messerklingen angeschraubt waren, über die dann ein kleiner Holzkasten mit dem halbierten Krautskopf hin- und hergeschoben wurde. Vorher wurde aus den Krautköpfen noch der Strunk herausgeschnitten.

Wenn dann das Fass mit einer Lage des gehobelten Krauts gefüllt war, begann unsere Stampfarbeit. Dafür mussten wir unsere Füße gründlich waschen und weiße Socken anziehen. Dann wurde auf das im Fass eingelagerte Kraut unermüdlich getreten, bis sich Saft bildete. Zwischendurch streute Oma noch Salz und auch einige Gewürze darüber, legte die nächste Schicht Weißkraut darauf und unsere Arbeit begann von neuem. Danach wurde das gefüllte Faß in den Keller transportiert, Opa legte noch einige Bretter und schwere Steine darauf. Fertig!

Ängstlich waren wir allerdings immer im Sommer, wenn wir barfuß aus dem nicht beleuchteten Keller einen Topf Kraut aus dem Faß holen sollten. Dort lebte nämlich eine Kröte und wir hatten immer Angst mit unseren nackten Füßen auf sie zu treten.

Oma warf nichts weg

In Dechendorf, auch in Altdorf, gab es nach dem Kriege noch keine Müllabfuhr. Es wurde damals nichts weggeworfen, sondern alles aufgehoben, irgendwann konnte man davon ja vielleicht wieder etwas gebrauchen. So standen in einer Ecke in Omas geräumiger Küche ein großes Regal mit offenen Fächern und eine große Holzkiste, in denen alles aufbewahrt wurde, was man heute sicher wegwerfen würde. Omas Regal und Kiste waren damals gut gefüllt mit verbeulten Töpfen, kurzen Seil- und Schnurstücken, zerbrochenen Blumenvasen, Flaschen, abgerissenen Schnürsenkeln, einzelnen Kettengliedern, krummen Nägeln, abgebrochenen Holzlöffeln, Stoff- und Papierresten und noch vielen anderen Gegenständen. Für uns Kinder war Omas „Rumpelecke“ eine echte Schatzkammer und Fundgrube. Größere nicht mehr intakte landwirtschaftliche Geräte oder Gegenstände hat Opa auf dem Dachboden gelagert. Ersatzteile davon konnte man immer wieder gebrauchen.

Ich war auch gerne bei meiner Tante in Buchschwabach

Neben meinen Großeltern in Dechendorf hatte in meiner Kinderzeit auch meine Tante Anni (Schmidt) in Buchschwabach, ihr Haus stand an der Bundesstraße zwischen Nürnberg und Ansbach, einen wichtigen Stellenwert. Obwohl auch sie ihren Ehemann in Russland verloren hatte, war sie trotzdem eine liebenswerte, fröhliche und aufgeschlossene Frau geblieben.

Durch ihr Anwesen floss ein Bächlein, auf dem ihre Enten und Gänse schwammen und an dem wir Kinder mit ihrer Tochter Frieda herrlich spielen konnten. Ausserdem durften wir immer barfuß laufen und hatten auch Zeit den Bauern dort gelegentlich bei ihrer Arbeit im Stall und auf dem Feld zuzuschauen und auch zu helfen.

Meine Tante Anni war auch die Mesnerin an der dortigen kleinen Dorfkirche und ich durfte ihr sehr oft das Glockenläuten per Hand abnehmen. Das tägliche Läuten der Glocken war immer mein schönstes Ferienerlebnis.

Ausserdem probte in ihrem Hause der Buchschwabacher Posaunenchor unter der Leitung des Nürnberger Posaunenwartes Georg Grosch.

Ich wurde beim Zuhören so inspiriert, dass ich später beim Altdorfer Posaunenchor das Spielen einer Posaune erlernte und dann auch mitspielte.

Wie man eine Posaune spielt, das hatte mir Fritz Krasser beigebracht.

Im Haus meiner Tante wohnte auch ihr taubstummer Bruder Heinrich.

Er hatte in der Nürnberger Taubstummenanstalt das Schuhmacherhandwerk gelernt und betrieb im Haus eine kleine Werkstatt.

Wir Kinder durften ihm dort bei der Arbeit zuschauen und ab und zu auch eine Schuhsohle aufleimen, oder sonstige leichte Arbeiten machen.

Es roch bei Heinrich auch immer so angenehm nach Leder.

Wir haben als Kinder und Jugendliche viel gesungen

Auch das Singen hatte bei uns Kindern einen wichtigen Stellenwert.

Wenn wir uns im Freundeskreis zum Spielen oder zum Sport auf dem Sportplatz trafen, mit dem Fahrrad fahren, oder wanderten, dann wurde dabei gemeinsam viel und laut gesungen.

Manchmal haben wir uns dabei auch kurze Sing- und Theaterspiele ausgedacht.

Gerne sangen wir auch unsere Volks- und Wanderlieder mit Gitarrenbegleitung in den wöchentlichen Gruppenstunden der Kirchengemeinde, am abendlichen Lagerfeuer bei unseren Zeltlagern, oder später im Zug bei der Fahrt von Altdorf nach Nürnberg zum Gymnasium.

Papas letzter Brief aus Russland

Ich war 1939 vier Jahre alt, als mein Papa in den Krieg ziehen musste.

An dieses Ereignis und auch daran, dass er bis 1944 einige Male von der Kriegsfront auf Heimaturlaub nach Hause kam, habe ich aber keinerlei Erinnerungen mehr.

Nur daran, dass ich meinen Papa in meiner Kinderzeit, und auch später, sehr vermisste und meine Mutter immer viel weinte. Sie waren beide kaum verheiratet und dann doch schon wieder getrennt.

Am 3. März 1944 hatte mir mein Papa (Unteroffizier, Feldpostnummer 14341 E) aus Russland noch den folgenden (letzten) Brief geschrieben:

„Mein lieber Konrad, hat dir das Skifahren gefallen, da bekommt man rote Backen? Wie oft bist du gestürzt, hat es noch Schnee bei euch? Mutti hat mir geschrieben, dass du gute Noten bekommen hast, das freute mich sehr. Lerne immer fleißig und sei immer folgsam. Ich denke oft an euch, wie schön es daheim ist. Hoffentlich ist dieser Krieg bald aus, dass ich dann immer bei euch bleiben darf. Schreibe mir auch bald wieder einen Brief. Ei, Ei und Kussle. Dein Papa“.

Dieser Brief aus Russland war Papas letztes Lebenszeichen.

Mein Papa in Russland vermisst

Einige Tage nach Ostern 1944 kehrten wir von einem Besuch meiner Großeltern aus Dechendorf bei Schwabach heim nach Altdorf.

An der TV-Turnhalle kam uns eine Altdorfer Frau entgegen und sprach meine Mutter mit dem Satz an: "Frau Holz, wissen Sie schon, ihr Mann ist in Russland gefallen, oder vermisst, genau weiß ich es nicht!" Brutaler geht's nicht mehr! Meine Mutter brach auf der Straße schreiend und weinend zusammen.

Ich stand als Neunjähriger daneben und versuchte sie und meine siebenjährige Schwester zu trösten. Und verstand doch selbst nicht, was diese furchtbare Nachricht für mich und uns bedeutete. Ich sah nur meine Mutter auf dem Boden liegen und herzerreißend weinen.

Daheim im Briefkasten lag dann ein Brief der Deutschen Wehrmachtskommandantur, mit dem uns offiziell mitgeteilt wurde, dass unser Papa seit dem 12. März 1944 bei schweren Kampfhandlungen nahe der russischen Stadt Cherson am Fluss Ingoletz in Russland (heutige Ukraine) vermisst sei. Nicht gefallen, sondern vermisst.

Dieser furchtbare Schicksalsschlag veränderte unser Familienleben grundlegend.

Die Adventszeit im Zweiten Weltkrieg

Die Ereignisse des Zweite Weltkriegs bestimmten auch den Ablauf der wichtigsten Feiertage. Mit einfachen Mitteln wurden sie aber alle trotzdem gefeiert.

So lag bei uns am 1. Adventssonntag auf dem Tisch im Wohnzimmer immer ein von unserer Mutter liebevoll gebastelter Adventskranz mit vier großen, roten Kerzen.

Die Kerzen wurden fast jeden Abend für eine kurze Zeit angezündet und wir sangen dazu gemeinsam einige Adventslieder.

Ende der Adventszeit begann dann die Backzeit, es wurden einige Sorten Plätzchen gebacken und später noch zwei Christstollen. Die Plätzchen im eigenen Herd, die Stollen in einer Bäckerei. Die Christstollen trugen wir Kinder im Wäschekorb und gut zugedeckt zum Backen in die Altdorfer Bäckerei Hassfurther in der Brauhausstraße (die heutige Bäckerei Guggenberger). Einen Tag später konnten wir die gebackenen und reichlich mit Puderzucker bestreuten Stollen dann wieder abholen.

Gegessen durften sie allerdings erst an Weihnachten werden. Bis dahin wurden sie vor uns Kindern sicher versteckt und aufbewahrt.

Der Pelzmärtl kommt

Wir Kinder glaubten auch noch an den Osterhasen, den Pelzmärtl, den Nikolaus und an das Christkind. Der Pelzmärtl („Putzamärtl“) kam im Dezember immer ins Haus. Seine Rolle wurde meistens von einem Nachbarn, oder Onkel übernommen. Nach dem Vorsingen des Liedes vom Nikolaus (siehe nachfolgend), las er mir mein meistens umfangreiches Sündenregister vor und manchmal wurde ich von ihm dafür auch mit der Rute geschlagen. Meine brave Schwester blieb davon immer verschont. Unsere vor der Haustüre abgestellten Hausschuhe waren aber zur gleichen Zeit auf seltsame Art und Weise mit einigen Süßigkeiten gefüllt worden.

Das Lied vom Nikolaus, eine alte Volksweise

Laßt uns froh und munter sein und uns in dem Herrn erfreu'n.

Lustig, lustig, traleralera, bald ist Nikolausabend da,
bald ist Nikolausabend da.

Wenn ich schlaf' dann träume ich: Jetzt bringt Nik'laus was für mich.

Lustig, lustig, traleralera, bald ist Nikolausabend da,
bald ist Nikolausabend da.

Dann stell' ich den Teller auf, Nik'laus legt gewiß was drauf,

Lustig, lustig, traleralera, bald ist Nikolausabend da,
bald ist Nikolausabend da.

Wenn ich aufgestanden bin, lauf ich schnell zum Teller hin.

Lustig, lustig, traleralera, bald ist Nikolausabend da,
bald ist Nikolausabend da.

Nik'laus ist ein guter Mann, dem man nicht g'nug danken kann.

Lustig, lustig, traleralera, bald ist Nikolausabend da,
bald ist Nikolausabend da.

Opa kommt, Weihnachten kündigt sich an.

In der Woche vor dem Heiligen Abend gab es in der Kriegszeit für meine Schwester und mich immer das gleiche Ritual. Wir warteten zwei Tage vor dem Heiligen Abend sehnsüchtig auf das Kommen unseres geliebten Großvaters aus Dechendorf. Den genauen Tag seiner Ankunft hatte er uns mit einer Postkarte angekündigt.

Die Anfahrt zu uns nach Altdorf war für ihn allerdings eine anstrengende Angelegenheit. Bereits am frühen Morgen musste er aufstehen und zu Fuß die neun Kilometer von Dechendorf zum Bahnhof in Schwabach gehen, um von da mit dem Zug von Schwabach über Nürnberg nach Altdorf zu fahren. Auf dem Rücken hatte er einen schweren Rucksack, der mit Esswaren für das Weihnachtsfest und mit der Puppenküche für meine Schwester gefüllt war. In der Hand trug er noch mein alljährliches Weihnachtsgeschenk, ein hölzernes Schaukelpferd.

Wir Kinder wussten allerdings nicht genau, wann er in Altdorf ankommt und so standen wir nach dem Mittagessen erwartungsvoll am Fenster und hielten gespannt nach ihm Ausschau.

Und dann kam er mit seinem prall gefüllten Rucksack und dem Schaukelpferd in der Hand über den Platz an der Dreschhalle (heute der Parkplatz am Bleichanger).

Meine Schwester und ich jubelten laut. Unsere Mutter freute sich dann später beim Ausbacken des Rucksacks über die mitgebrachte Ente, die Eier, das Mehl und das selbst gebackene Brot. Weihnachten konnte nun kommen.

Am anderen Tag fuhr Opa dann mit dem Zug wieder zurück nach Dechendorf.

Zwei Wochen nach Weihnachten hatte unser Großvater dann das Schaukelpferd und die Puppenküche wieder abgeholt und alles bis zum nächsten Weihnachtsfest auf dem Dachboden der Scheune seines Bauernhofes aufbewahrt.

Der Gottesdienstbesuch am Heiligen Abend

Am Heiligen Abend besuchten wir immer gemeinsam den abendlichen Gottesdienst in der Altdorfer Laurentiuskirche.

Wir Kinder staunten jedesmal beim Betreten der Kirche über das festliche Ambiente. Vor dem Hauptaltar standen zwei große mit vielen Kerzen, Kugeln und Lametta geschmückte Tannenbäume, die auf uns einen großen Eindruck machten.

Nach der für uns Kinder immer zu langen Weihnachtspredigt von Dekan Nägelsbach kam dann der Höhepunkt: Zum Abschluss des Weihnachtsgottesdienstes wurde von der Gemeinde in der leicht abgedunkelten Kirche im Stehen und begleitet von kräftiger Orgelmusik und Glockengeläut unser geliebtes Weihnachtslied „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ gesungen.

Unsere Mama hielten uns dabei an der Hand und wir sangen alle laut und fröhlich mit. Auf dem Heimweg bewunderten wir die großen und von vielen elektrischen Kerzen beleuchteten Christbäume auf dem Altdorfer Marktplatz.

Weihnachtliche Bescherung nach dem Gottesdienst

Nach dem Gottesdienst gingen wir immer erwartungsvoll nach Hause.

Obwohl wir wussten, dass es daheim keine großen Geschenke gab, freuten wir uns auf die weihnachtliche Bescherung.

Bevor wir jedoch das abgesperrte Wohnzimmer betreten durften, mussten meine Schwester und ich noch ein Weihnachtslied singen. Danach stürmten wir ins Zimmer. Die brennenden Wachskerzen am Weihnachtsbaum erleuchteten den Raum und unsere beiden auf dem Boden stehenden Geschenke, das vom Opa mitgebrachte Schaukelpferd und die Puppenküche.

Auf dem Tisch stand noch ein mit den selbst gebackenen Plätzchen gefüllter Teller.

Das war für meine Schwester und mich ein reich gedeckter Gabentisch.

Für unsere Mutter hatten wir zwei Bilder gemalt und einige Strohsterne gebastelt.

Dankbar waren wir auch, dass wir genügend Brennholz und auch Kohlen hatten, um unseren Ofen im Wohnzimmer heizen zu können und nicht, wie so oft an vielen Wintertagen, frieren mussten. Ein weiteres Geschenk war für uns Kinder, dass wir am Heiligen Abend so lange aufbleiben durften, wie wir wollten.

Wir genossen die Zeit in unserem wohligen warmen Zimmer. Meine Schwester spielte mit ihrer Puppenküche und ich schaukelte auf meinem Holzpferd.

Mama war an Weihnachten oft sehr traurig

Bei unseren intensiven Spielen merkten wir Kinder meistens nicht, dass unsere Mutter nicht mehr im Wohnzimmer war. Sie saß in der Küche und weinte.

In der Hand hielt sie das Bild unseres Papas und den Brief der deutschen Wehrmachtskommandantur, in dem ihr 1944 mitgeteilt worden war, dass er am 12. März 1944 bei Kämpfen nahe der Stadt Cherson in Russland vermisst sei.

Unsere fröhliche Weihnachtsstimmung war dann bei ihrem Anblick schlagartig verfliegen. Mama weinte, das war für uns Kinder das Schlimmste. Das Fehlen unseres Papas wurde meiner Schwester und mir in diesem Augenblick dann auch bewusst, denn auch wir hätten ihn jetzt gerne in unserer Mitte gehabt. Wir kuschelten uns an unsere Mutter und weinten mit.

Etwa eine halbe Stunde später gingen wir dann alle zurück ins Wohnzimmer, zündeten dort die Wachskerzen an unserem Weihnachtsbaum an und stellten das Bild unseres Vaters auf den Tisch. Wir fühlten uns dadurch mit ihm auf eine seltsame Weise verbunden und auch getröstet.

Weihnachten wurde trotzdem ein fröhliches Fest

Nach und nach verschwanden bei unserer Mama die Traurigkeit und der Schmerz über das Fehlen unseres Papas.

Sie holte unsere Bibel, schlug die Weihnachtsgeschichte auf und ich durfte die Geschichte von der Geburt Jesu aus Lukas 2, die Verse 1 bis 20, laut vorlesen.

Auf dem Sofa eng aneinander geschmiegt, sangen wir dann anschließend zusammen trotzdem noch einige bekannte Weihnachtslieder. Die Traurigkeit über das Fehlen unseres Papas war verflogen, die Weihnachtsbotschaft, das Singen der Lieder und das Licht der Kerzen am Baum verbreiteten eine wohlthuende Stimmung. Weihnachten war in unsere Herzen zurückgekehrt.

Meine Schwester und ich saßen danach wieder unbeschwert auf dem Boden und spielten mit der Puppenküche und dem Schaukelpferd bis es Zeit zum Schlafen wurde. Der Heilige Abend war für uns Kinder somit nicht ausgefallen.

Zwei Wochen nach Weihnachten hatte unser Großvater dann das Schaukelpferd und die Puppenküche wieder abgeholt und alles bis zum nächsten Weihnachtsfest auf dem Dachboden seines Bauernhofes in Dechendorf aufbewahrt.

Im folgenden Jahr gab es dann wieder das gleiche Ritual. Nur dass Jahre später das hölzerne Schaukelpferd durch eine tolle Dampfmaschine ersetzt wurde.

Erinnerungen an den Altdorfer Dekan Georg Distler

Wichtig für unsere Entwicklung und Freizeitgestaltung war damals auch die Jugendarbeit der Altdorfer evangelischen und auch katholischen Kirchengemeinden und damit auch ihre Pfarrer. Ihr Angebot war vielseitig und wir haben es gerne angenommen.

Für den in den Ruhestand versetzten beliebten Dekan Nägelsbach kam 1947 dann Pfarrer Georg Distler nach Altdorf.

Der neue, etwas kleingewachsene Geistliche, war ein sehr wortgewaltiger Prediger. Seine Predigten dauerten damals, wie bei seinem Vorgänger, auch meistens bis zu 50 Minuten, aber er hatte ein Herz für uns Jugendliche, wir mochten ihn.

Als er 1951 den Titel Kirchenrat feierlich bei einem Gottesdienst in der Laurentiuskirche verliehen bekam, da nannten wir ihn fortan den "KiDi", das war die Kurzform von "**K**irchenrat **D**istler". Er war auch stolz mit einem kircheneigenen Moped ein schnelles Dienstfahrzeug zu haben. Das durften dann später auch ab und zu einige CVJM-Mitarbeiter benutzen.

Der CVJM bestimmte die Altdorfer Jugendarbeit

Die christliche Jugendarbeit in unserer Stadt wurde ab 1947 dann durch den CVJM (Christlicher Verein jungen Männer; heute junger Menschen) Altdorf bestimmt.

Er löste ohne größere Probleme die bisherige erfolgreiche Jugendarbeit der örtlichen Evangelischen Kirchengemeinde ab.

Viele Jugendliche waren damals gerne im CVJM und haben an seinem Freizeitangebot und an den Gruppenstunden teilgenommen.

Mit Vikar Heinrich Wolter war 1948 ein motivierter Geistlicher in die Kirchengemeinde gekommen, der mit seiner Art und seiner großen Begeisterung für uns Jugendliche die Arbeit im Verein bereicherte. Trotz beschränkter finanzieller Mittel waren wir mit ihm viel unterwegs, zu Fuß, oder mit dem Fahrrad. Wir entdeckten dabei die nahe Oberpfalz, den Spessart, den Bayerischen Wald, die Fränkische Schweiz, den Frankenwald, das Fichtelgebirge und auch unser Altdorfer Umland.

Aktivitäten in unserer fränkischen Heimat

Später als Jugendliche waren unsere Ziele mit unseren alten Fahrrädern, bepackt mit Zelt, Schlafsack und Kochtopf, schon etwas weiter gesteckt.

Es war für uns nichts Außergewöhnliches, mit dem Fahrrad das Altdorfer Umland, die Hersbrucker Alb, den Spessart, den Bayerischen Wald, die Fränkische Schweiz, den Frankenwald, das Fichtelgebirge, das Donau- und Maingebiet und die Oberpfalz zu entdecken. Wir lernten dabei unsere Heimat näher kennen und taten dadurch auch etwas für unsere Fitness. Eine Fahrradglocke brauchten wir auch nicht, denn meistens haben wir beim Fahren lautstark gesungen.

Das nahe Happurg mit den Felswänden des Hohlen Fels und seinem Stausee, der Große Hansgögl bei Reichenschwand und der Glatzenstein bei Kainsbach, die Ruine Rothenberg bei Schnaittach, die Haimburg in der Nähe von Neumarkt, der Grafenbucher Forst mit seinem alten Forsthaus, der beliebte Ludwigs-Donau-Main-Kanal und das Hirschbachtal mit dem Schwarzen Brand, dem Noris- und Höhenglücksteig, waren unsere Ziele, die wir alle mit dem Fahrrad ansteuerten.

Pannen waren immer ein großes Problem

Pannen bei unseren Radtouren waren durch unsere schlechte Bereifung (Hans: „Einfach lumperte Kriegsware“) immer ein großes Problem. Fast bei jeder unserer längeren Fahrten waren sie aber nicht zu vermeiden. Einen neuen Ersatzschlauch und Flickzeug für die Schadensbehebung gab es nicht zu kaufen. Nur unser Nachbar Georg Pühler, er betrieb nahe unseres Hauses in der heutigen Jahnstraße eine Fahrradhandlung mit Reparaturwerkstatt, konnte uns gelegentlich helfen.

Doch wir hatten für solche Fälle immer einen aus Getreidehalmen selbst gebundenen langen „Zopf“ dabei, den wir auf die Fahrradfelge legten und mit Schnüren oder dünnen Drähten stramm befestigten. Diesen Tip hatten wir von Georg Pühler. So kamen wir langsam fahrend und wohlbehalten wieder nach Altdorf zurück. Bei unseren späteren mehrtägigen Fahrten, vor allem im Ausland, waren diese Pannen aber ein Riesenproblem, doch da gab es dann schon ausreichend Flickzeug.

Das „Hagelläuten“ in Altdorf

Als am 4. Juli 1947 um 14 Uhr die Glocken der Altdorfer Laurentiuskirche und der St. Michaeliskirche in Rasch lange läuteten, da konnten wir Kinder das nicht so recht einordnen und nichts damit anfangen. Unser Nachbar Ludwig Reinhold erzählte uns dann, dass sich am 4. Juli 1929 ein furchtbares Unwetter über Altdorf und seinem Umland entladen hatte. Gegen 14 Uhr waren damals dunkle Wolken aufgezogen, die sich dann mit Blitz und Donner und mit tennisballgroßen Hagelkörner über Altdorf und seinem Umland heftig entluden. Dadurch wurde auf den Feldern die gesamte Ernte vernichtet. Mehrere auf den Wiesen weidende Kühe und Schafe erlitten durch die Hagelkörner schwerste Verletzungen, einige Tiere starben noch auf der Weide.

Im Stadtgebiet von Altdorf wurden Dächer und Fenster beschädigt, Straßen waren überschwemmt und viele Keller liefen mit Wasser voll. Als die Sonne wieder schien, da sah es in Altdorf und seiner Umgebung aus wie im tiefsten Winter.

Die Altdorfer Feuerwehr hatte damals eine Menge zu tun. „Dös war su schlimm, woi die Fliegerangriff aff Nürnberg!“

Deshalb läuten heute noch um 14 Uhr die Glocken der Laurentiuskirche und der St. Michaeliskirche in Rasch und erinnern mit ihrem „Hagelläuten“ an dieses Hagelunwetter am 4. Juli 1929.

Mitarbeit im Altdorfer CVJM

Mein Leben als Jugendlicher wurde nach und nach auch von der ehrenamtlichen Arbeit im CVJM Altdorf bestimmt:

Ich war dort von 1948 bis 1964 Leiter mehrerer Jungschargruppen, von 1958 bis 1964 an der Seite von Oswald Baltzer 2. Vorsitzender sowie Organisator von Freizeiten, die uns bereits 1952 und 1954 in die Schweiz führten und später überall dorthin, wo es schön war.

In dieser Zeit nach dem Kriegsende konnten wir vieles für die Altdorfer Jugendlichen, beiderlei Geschlechts, erfolgreich und mit großen Teilnehmerzahlen organisieren. Unser Angebot wurde erfolgreich umgesetzt und auch dankbar angenommen.

Mein Freund Pfarrer Georg Kugler

Dankbar denke ich dabei auch an den damaligen Theologiestudenten Georg Kugler zurück, der auf vielen bayerischen CVJM-Freizeiten nach dem Kriege für uns immer ein beliebter Ansprechpartner war, der unsere Glaubens- und Lebensprobleme ernst nahm und auf unsere Fragen auch immer eine Antwort hatte.

Georg ("Schorsch") Kugler hatte damals schon - und auch später als Jugendpfarrer - ein gutes Fundament bei vielen jungen Menschen gelegt, auch bei mir.

Ein Fundament, das geprägt war von den christlichen Werten des Glaubens. Vieles davon konnten wir alle später in unserem Beruf und Alltag sowie auch in der ehrenamtlichen Vereinsarbeit in Altdorf umsetzen.

Ich habe mich gefreut, dass er nach seinem Eintritt in den Ruhestand von Lindau am Bodensee nach Altdorf gezogen ist und wir wieder freundschaftliche Kontakte hatten. Am 18. September 2019 ist er im Alter von 89 Jahren in Altdorf verstorben.

CVJM: Zeltlager erfreuten sich eines großen Zuspruchs

Begeistert waren wir auch von den in den Nachkriegsjahren von Vikar Heinrich Wolter und Diakon Wilhelm Zink organisierten Zeltlagern auf dem Weißenbrunner Anger (bei Altdorf) und in Schareben im Bayerischen Wald. An ihnen nahmen bis zu 60 Altdorfer Jugendliche teil.

Durch das Evangelische Jungmännerwerk in Nürnberg und den Kreisjugendring Nürnberg bekamen wir leihweise mehrere große amerikanische Armeezelte, in denen 25 Jugendliche Platz hatten.

Nach dem Motto "Lustig ist das Zigeunerleben" wurde auf Stroh, oder auf dem blanken Boden geschlafen, Gummimatratten und Schlafsäcke gab es erst später. Das Essen haben wir zusammen auf offenem Feuer gekocht und uns an einer nahen Quelle gewaschen. Für einige war der Weg dorthin allerdings meistens zu weit.

Tagsüber und abends wurden spannende Spiele und Bibelstunden angeboten.

Nach Einbruch der Dunkelheit saßen wir am brennenden Lagerfeuer und sangen zum Klang mehrerer Gitarren unsere Wander- und Fahrtenlieder. Es wurden Andachten gehalten, auch lustige Geschichten erzählt und Gedichte vorgetragen.

Zur Sicherheit wurden damals Zeltwachen aufgestellt und ab und zu auch ein Nachbarzeltlager friedlich "überfallen" und der Wimpel entführt. Er war damals das höchste Symbol einer jeden Jugendgruppe.

Hunger musste keiner der Teilnehmer leiden, denn Kartoffeln und Erbswurstsuppe hatten wir genügend dabei und beides gab es daher reichlich.

Der täglich servierte Kartoffelsalat wurde für die Teilnehmer in einer großen Blechwanne angerichtet und jeder der einigermaßen saubere Hände hatte musste beim Durchmischen mithelfen. Eine Epidemie ist damals nicht ausgebrochen.

CVJM: Die fröhlichen Sonnwendfeiern

Am Johannistag im Juni trafen wir uns alljährlich zur Durchführung einer Sonnwendfeier auf dem Hagenhausener-, Pühlheimer- oder Röthenbacher Anger. Dort wurde am Spätnachmittag gemeinsam ein großer Holzstoß aufgebaut, bei Einbruch der Dunkelheit entzündet, viel gesungen und lustige Spiele gemacht. Zur Feuerstelle gingen wir immer zu Fuß, oder fuhren mit dem Fahrrad dorthin. Ein Höhepunkt war auch, mutig über das brennende Feuer zu springen. Manche taten das (später) mit ihrem geliebten Mädchen an der Hand. Die Sonnwendfeier klang dann aus mit dem Singen bekannter Volks und Wanderlieder, die von einem Gitarrenspieler begleitet wurden und dem gemeinsamen nächtlichen Heimweg zurück nach Altdorf.

CVJM: Die festliche Waldweihnacht

Mit der gleichen Begeisterung wurde einige Tage vor dem Heiligen Abend, im Röthenbacher- oder Riedener Wald eine immer sehr stimmungsvolle Waldweihnacht durchgeführt. Meistens lag Schnee und der Weg in den Wald zu einem mit Kerzen geschmückten Tannenbaum war immer eindrucksvoll. Im Mittelpunkt der Waldweihnacht stand natürlich die vorgelesene Weihnachtsgeschichte und der Vortrag einiger Gedichte. Trotz der winterlichen Verhältnisse wurde danach auch wieder fröhlich und lange mit Gitarrenbegleitung gemeinsam gesungen. Auch der gemeinsame Rückweg in die spärlich erleuchtete Stadt war sehr eindrucksvoll. Wir haben uns auch immer sehr gefreut, wenn unser Dekan Georg Distler sich die Zeit nahm und mit dabei war. Er hat dann immer eine sehr besinnliche Andacht gehalten.

CVJM: Viele Gelände- und Stadtspiele

Wenn das Wetter passte, wurden unsere Gruppenstunden, Spiele und Aktivitäten im Freien abgehalten. So waren der Röthenbacher Anger, die Teufelskirche, die Löwengrube, die Weißenbrunner Sandgrube und das Altdorfer Stadtgebiet die beliebten Austragungsorte für viele aufregende Geländespiele. Auch in der Stadt wurde auf Entdeckungsjagd gegangen und wir freuten uns, wenn wir bei unseren beliebten „Stadtspielen“ wieder eine bisher unbekannte Altdorfer Sehenswürdigkeit entdeckt hatten.

CVJM: Mit dabei bei den Eichenkreuz-Sportfesten

Da wir nach dem Kriegsende 1945 längere Zeit keine Schule hatten, bekam die sportliche Betätigung - vor allem auch die Leichtathletik - wieder einen größeren Stellenwert bei den Altdorfer Kindern und Jugendlichen. Vor allem als wir im CVJM Altdorf auch mit der Leichtathletik intensiv begannen.

Bei den Eichenkreuz-Sportfesten im Nürnberger Stadion und auf anderen mittelfränkischen Sportstätten, zählten wir zwar nicht zu den erfolgreichsten, aber fast immer zu den stärksten Gruppen, die daran teilnahmen. Mit der Zeit stellten sich aber auch die Erfolge ein und mancher Altdorfer CVJM-ler kehrte stolz als mittelfränkischer oder bayerischer Eichenkreuzmeister heim.

So am 1. und 2. Juni 1957 bei den mittelfränkischen Eichenkreuz-Meisterschaften im Nürnberger Stadion. Dabei gewannen Dieter van Eesbeck (Erwachsene) und K. Lindner (Junioren) den Lauf über 5000 m. Im Hochsprung holte ich wieder den mittelfränkischen Titel, Rainer Tallner wurde 3.

Auch der Name des Speerwerfers Klaus Wolfermann - Olympiasieger 1972 - soll als Beispiel für viele erfolgreiche Altdorfer CVJM-ler stehen.

CVJM: Auch Tischtennis war sehr beliebt

Das Tischtennis-Spiel hatte ebenfalls einen wichtigen Stellenwert.

Für eine gebrauchte Tischtennis-Platte mussten wir damals allerdings sehr lange sparen. Auf ihr haben wir dann im CVJM-Jugendraum - hinter der Kirche am Treppenabgang - jahrelang sehr intensiv gespielt.

Ein Höhepunkt war im August 1952 ein Tischtennis-Spiel in Luzern (Schweiz) gegen die Mannschaft des dortigen CVJM Luzern. Wir verloren ganz knapp, gewannen aber 1954 die Revanche dann sehr deutlich.

CVJM: Handball wurde von uns erfolgreich gespielt

Auch Handball war damals im CVJM Altdorf und bei unserer Freizeitgestaltung ein sehr beliebtes Mannschaftsspiel.

Auf dem kleinen Handballplatz beim Wichernhaus - diesen Sportplatz gibt es heute nicht mehr - sowie auf dem Spielfeld des TV 1881 an der Hagenhausener Straße und auf dem Sportplatz am Röthenbacher Anger, waren wir viele Jahre lang aktiv

Gespielt wurde meistens gegen Mannschaften der Nachbar-CVJMs aus Lauf, Hersbruck und Nürnberg-Eibach sowie gegen die Rummelsberger Diakone.

Unsere auf dem Sandsportplatz in Rummelsberg erkämpften Handballsiege gegen „die Rummelsberger“, gehörten mit zu unseren sportlichen Höhepunkten.

Manchmal mussten wir allerdings unter dem Schutz couragierter Menschen den Sportplatz verlassen, denn verlieren konnten sie nicht, die Rummelsberger Diakone.

Stammspieler in unserer Altdorfer CVJM-Handball-Mannschaft war auch mein Freund Hans Weißkopf, der spätere CVJM-Vorsitzende (1973 - 1993).

Er war ein hervorragender, knallharter Abwehrspieler, aber leider kein Stürmer. Hans konnte nämlich nicht aufs Tor werfen. So hat er mehrmals im Spiel, wenn er den Ball hatte, seinen Mitspielern verzweifelt zugerufen: "Lauft euch halt frei, dass ich abspielen kann, ich kann doch net aufs Tor werfen!"

Deshalb wurde Hans von der gegnerischen Abwehr fast nie gedeckt.

Fußball spielten wir im CVJM Altdorf nur zum Spaß miteinander, nicht gegen andere Mannschaften. Ausserdem mussten wir dabei immer barfuß spielen, denn fast keiner von uns hatte geeignete Fußballschuhe. Und das war nicht sehr angenehm!

CVJM: Der alljährliche Jugendsonntag

Einmal im Jahr wurde uns Jugendlichen vom CVJM Altdorf von der evang. Kirchengemeinde ein Gottesdienst zur besonderen Gestaltung zur Verfügung gestellt, der sogenannte Jugendsonntag.

Bis zu 200 Jugendliche beiderlei Geschlechts zogen an diesem Sonntag gemeinsam vom Altdorfer Schloßplatz in die Laurentiuskirche zu ihrem Gottesdienst ein.

Mit musikalischen Darbietungen setzten wir dann anschließend noch das Programm auf verschiedenen Plätzen in unserer Stadt fort.

Der Jugendsonntag endete immer mit einem Gemeindeabend in der TV-Turnhalle (der späteren Stadthalle), bei dem meistens die Aufführung eines Laienspieles im Mittelpunkt stand. Die Halle war jedesmal mit bis zu 400 Personen voll besetzt.

CVJM: Die Oster- und Pfingsttagungen

Auch bei den Oster- und Pfingsttagungen des CVJM Bayern waren wir Altdorfer meistens mit 50 bis 60 Teilnehmern vertreten.

Die Anfahrt dorthin und zurück nach Altdorf erfolgte - das ist heute sicher nicht mehr vorstellbar - meistens mit dem Fahrrad. Die Burg Wernfels, Erkersheim, Ansbach und Nürnberg waren Tagungsorte, an die wir heute noch gerne zurückdenken.

Der Präparanten- und Konfirmandenunterricht

Die Kirche mit ihrem Freizeitangebot hatte für uns Jugendliche einen großen Stellenwert und so freuten wir uns auch auf die Feier unserer Konfirmation.

Gab es dabei doch ein großes Familienfest mit gutem Essen und vielen Verwandten sowie einigen Geschenken, darunter natürlich auch etwas Bargeld.

Dafür mussten wir allerdings zuerst den einjährigen Präparantenunterricht und anschließend noch den einjährigen Konfirmandenunterricht besuchen. In diesen zwei Jahren lernten wir viele Liederverse aus dem Gesangbuch, Bibelsprüche und Glaubenssätze aus dem Katechismus auswendig.

Nach der Konfirmation gab es dann noch ein Jahr lang die sogenannte Christenlehre. Auch die besuchten wir gerne, obwohl dadurch unser sonntägliches Freizeitprogramm oftmals zeitlich ganz schön durcheinander kam.

Meine Konfirmation in der Altdorfer Laurentiuskirche

Am 21. März 1948 feierte ich dann mit fast 13 Jahren, 9 Tage vor meinem Geburtstag, in der Laurentiuskirche mit noch 120 anderen Altdorfer Konfirmandinnen und Konfirmanden meine Konfirmation.

Die Konfirmation ist in der evangelischen Kirche die Erneuerung des Taufgelübdes und die feierliche Aufnahme als vollwertiges Mitglied der Kirche.

Angeführt und begleitet von den Klängen des Altdorfer Posaunenchores, dahinter Dekan Georg Distler mit seinen Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern und dem Läuten der Kirchenglocken, zogen wir Mädchen und Buben in Dreier-Reihen feierlich vom Schlossplatz zum Festgottesdienst in die Laurentiuskirche ein.

Ich erhielt damals von Dekan Georg Distler, der meine Begeisterung für die Berge kannte, den von ihm ausgewählten Konfirmationsspruch aus Jesaja 54, Vers 10:

„Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen“. Dieser Bibelvers hat mich ein Leben lang hilfreich begleitet.

Nach dem fast dreistündigen Festgottesdienst wurde dann meine Konfirmation daheim mit einem deftigen Mittagessen - Nudelsuppe sowie Schweinebraten mit Klößen und Salat - im Hause noch weitergefeiert. Für die Essenszubereitung war extra meine Altdorfer Tante Anni Ruprecht aus der Silbergasse gekommen.

Als Geschenk brachte jeder eingeladene Gast einen Geldschein mit, für den man sich aber nichts mehr kaufen konnte, denn wenige Monate später, am 20. Juni 1948, gab es eine Währungsreform und das bisherige Geld war nichts mehr wert.

Über 600 Reichsmark (RM) hatte ich als Konfirmationsgeld bekommen, doch es war wertlos und reichte auch nicht für den Kauf eines neuen Fahrrads.

Vor der Konfirmandenprüfung noch auf der Polizeiwache

Vor der Konfirmationsfeier wurde eine Woche vorher, am 14. März 1948, unser vorhandenes theologisches Wissen vom Pfarrer in der Kirche geprüft.

Davor mussten allerdings einige meiner Freunde und ich noch ein aufregendes Ereignis mit der Polizei überstehen.

Wir standen vor der Laurentiuskirche und diskutierten noch intensiv darüber, was der doch sehr strenge Dekan Georg Distler uns wohl alles abfragen würde.

Während dieser Diskussion begannen bereits die Glocken zu läuten und uns befiel aus Angst vor der bevorstehenden Prüfung, ein menschliches Bedürfnis.

Fünf mussten austreten, doch in der Nähe der Kirche gab es keine öffentliche Toilette. Unser Toilettengang musste also sehr schnell gehen, denn die Kirchenglocken läuteten ja bereits seit einigen Minuten.

So stellten wir uns alle brav nebeneinander an die Kirchenmauer, hatten aber übersehen, dass zwei Polizisten von der gegenüberliegenden Polizeiwache aus unser "nasses Treiben" mit großem Unwillen beobachteten.

Ein Pfiff aus einer Trillerpfeife ertönte und dann standen die zwei Polizisten laut schimpfend vor uns. Da wir uns leider dabei etwas zu aggressiv verhielten, wurden wir zur Aufnahme unserer Personalien und zur Anordnung weiterer Strafmaßnahmen auf die nahe Polizeiwache im Rathaus mitgenommen.

Zum Glück läuteten die Glocken damals immer gut zehn Minuten lang und in dieser Zeit hatten die Polizisten jedem von uns einige kräftige Ohrfeigen gegeben und uns eine Geldstrafe wegen "Verunreinigung der Kirche" angedroht.

Schnell liefen wir nach diesem unvorhergesehenen Polizeiakt hinüber in die nahe Kirche und nahmen mit hochroten Köpfen unsere Plätze ein.

Kaum saßen wir in alphabetischer Reihenfolge in den Bankreihen, da begann auch schon Dekan Distler uns nach und nach abzufragen.

Doch wir konnten ihm ruhig und problemlos Liederverse, Abschnitte aus den Psalmen und aus dem Katechismus aufsagen. Er war zufrieden.

Auch zur Freude der anwesenden Väter und Mütter hatten wir alle Fragen richtig beantwortet. Nur nicht die Frage, warum wir so spät in die Kirche gekommen waren.

Das blieb lange unser Geheimnis.

Alle Beteiligten gingen am anderen Tag freiwillig zur Polizei und wir entschuldigten uns kleinlaut bei den beiden Polizeibeamten für unser Verhalten.

Damit war diese unangenehme Angelegenheit für beide Seiten erledigt und vergessen und wir brauchten uns bei den kommenden Begegnungen mit den beiden Altdorfer Polizisten auf dem Marktplatz nicht zu verstecken, oder ein schlechtes Gewissen zu haben. Die beiden Altdorfer Stadtpolizisten waren damit wieder unser „Freund und Helfer“.

Operation im Altdorfer Wichernhaus

Im Juni 1948 wurde ich in der Orthopädischen Klinik im Altdorfer Wichernhaus am Knie operiert, es waren die Folgen eines Sturzes beim Skifahren im zurückliegenden Winter im Pfaffental.

Am Abend vor der Operation schärfte mir der Arzt ein wegen der Äthernarkose (die gab es damals noch) morgen früh ja nichts mehr zu essen und nüchtern zu bleiben.

Am folgenden Morgen servierte mir die Schwester aber versehentlich mein Frühstück. Mir "krachte" der Magen vor Hunger und vor mir stand ein Frühstück, wie ich es zu Hause nie bekam. Ich konnte mich nicht beherrschen und verzehrte in wenigen Minuten alles, was auf meinem Teller lag: Brote, Butter, Marmelade, Wurst und Käse. Es hat gut geschmeckt.

Mein Bett Nachbar prophezeite mir, ich werde beim Aufwachen nach der Operation und der damit verbundenen Äthernarkose "Kotzen wie ein Reiher".

Bald darauf wurde ich in den Operationssaal gefahren, es folgten die Narkose, dabei musste man laut zählen, bis man einschlief, dann die Operation. Einige Stunden später wachte ich in meinem Bett wieder auf, hatte Schmerzen im operierten Knie, aber keinerlei Probleme mit meinem Magen und gekotzt habe ich auch nicht.

Am anderen Tag habe ich dann mein Vergehen dem Narkosearzt gebeichtet. Er hat nur gelacht, "Hauptsache, es hat dir geschmeckt."

Die Gesundheit zog sich über ein halbes Jahr hin - eine Reha gab es damals nicht - und so mußte ich eine Klasse im Nürnberger Gymnasium wiederholen.

Vikar Heinrich Wolter war unser großes Vorbild

Mit dem bereits erwähnten Vikar Heinrich Wolter war am 1. August 1948 ein junger Geistlicher in die Altdorfer Kirchengemeinde gekommen, der ein Herz für uns Jugendlichen hatte. Mit seiner begeisterungsfähigen Art bereicherte er die Arbeit im hiesigen CVJM und fand auch mit uns immer den rechten Umgangston. Er hat uns Jugendliche nicht nur menschlich, sondern auch seelsorgerisch gut betreut.

Mit ihm waren wir unterwegs, zu Fuß und mit unseren alten Fahrrädern und haben mit ihm auch viele Zeltlager und Freizeiten durchgeführt. Neben dem fröhlichen Spiel, den Wanderungen und der sportlichen Betätigung stand aber bei ihm immer die intensive Beschäftigung mit der Bibel im Mittelpunkt.

Pfarrer Heinrich Wolter verstarb am 24. Dezember 2012 im Alter von 96 Jahren in Kirchlinteln bei Verden an der Aller.

Bei der Konfirmandenfreizeit sehe ich erstmals die Berge

Bei der von der Altdorfer Kirchengemeinde und dem CVJM finanzierten Konfirmandenfreizeit im August 1949 im Freizeithaus Schloß Kranzbach bei Mittenwald, sah ich erstmals die Berge.

Es waren die mächtigen Gipfel, Wände und Grate des Wettersteingebirges. Das war ein Anblick, der mich begeisterte und beeindruckte. Majestätisch standen sie da die formschönen Berggipfel und steilen Felswände des Wettersteins.

Da wusste ich, in den kommenden Jahren werden meine Freunde und ich dort und auch in anderen Gebirgsgruppen aktiv sein.

Viele Freizeiten im Gebirge besuchten wir dann noch in den nachfolgenden Jahren. Mehrmals traf ich dabei auch wieder Vikar Georg Kugler, den späteren Jugendpfarrer im Nürnberger Jungmännerwerk in der Hummelsteiner Straße, mit dem mich dann eine lebenslange Freundschaft verband.

Der Kranzberg, mein erster Berggipfel

Bei der Freizeit auf Schloss Kranzbach im August 1949 stand auch eine Bergwanderung zum Kranzberg bei Mittenwald auf unserem Tourenprogramm.

Vom Freizeithaus wanderten wir auf der Talstraße, fröhlich singend, bis zum kleinen, romantischen Lautersee. Von dort konnten wir auf die sich über dem See erhebenden hellen Kalksteinwände der Karwendelgipfel Wörner, Viererspitze und Westliche Karwendelspitze schauen. Ich musste immer wieder stehenbleiben und schauen und schauen. Einfach einmalig dieser Blick zu den Bergen.

Dann stiegen wir auf bequemen Serpentinaugen durch den dichten Bergwald des Kranzberges hoch zu seinem 1392 m hohen Gipfel. Unsere Gespräche und auch das Singen verstummten dabei, still stiegen wir alle nach oben.

Und dann, was für eine Aussicht vom Gipfel des Kranzberges: Tief unten lagen der Gerold- und Barmsee, wo wir gestern noch gebadet hatten, die vorbeifließende Isar war zu sehen, das nahe Estergebirge und auch die vielen gegenüberliegenden Felsenberge des Karwendelgebirges.

Nachdem unser Freizeitleiter, CVJM-Jugendwart Karl Schmid, am Gipfel ein Bibelwort vorlas und kurz auslegte, sangen wir noch gemeinsam das Lied „Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die du geschaffen durch den Allmachtwort, dann ruft mein Herz dir großer Herrscher zu, wie groß bist du!“

Nach dem gemütlichen Abstieg in das Geigenbaurdorf Mittenwald, brachte uns der Bus zurück ins Freizeithaus. Die Besteigung des Kranzberges war meine erste Bergbesteigung und der Anfang einer lebenslangen Begeisterung für die Berge.

Wir entdecken die Bergwelt

Diese große Begeisterung für die Bergwelt und auch noch für die vielen Sehenswürdigkeiten unserer fränkischen Heimat, teilten mit mir meine Freunde Dieter van Eesbeeck, Konrad Fürst, Heinz Müller, Helmut Müller, Erich Roth, Werner Schmidt, Heinrich Wack, Hans Weißkopf und Fritz Wittmann.

Sie alle kannte ich vom CVJM her und sie waren später auf vielen Bergtouren in den Ost- und Westalpen verlässliche Bergkameraden und Begleiter. Was wir dann zusammen im Gebirge erlebten war immer erlebnisreich und aufregend.

Wir schliefen zusammen in unseren ausgeliehenen Zelten, bestiegen viele Berggipfel in der Schweiz, in Österreich, Italien und Deutschland und waren immer neugierig etwas Interessantes zu entdecken. Dabei erlebten wir viele Städte im In- und Ausland bei Nacht, weil wir kein Geld zum Übernachten in einer Jugendherberge oder in einem Gasthaus mehr hatten.

Wir schoben den alten VW von Fritz - nicht unsere Fahrräder - mehrmals den Zirler Berg, den Fern-Pass und Arlberg-Pass sowie noch andere Pässe hinauf, weil er meistens mit fünf Personen und viel Gepäck überladen war.

Wir erlebten zusammen eine aufregende Zeit in den Bergen und auch privat in unserer Heimatstadt Altdorf. Davon sind auf den folgenden Seiten einige Berichte niedergeschrieben.

Auch Berghütten waren lohnende Ziele

Gerne stiegen wir auch zu vielen Berghütten auf. Damals fuhren an den Wochenenden von Nürnberg noch kostengünstige Sonderzüge nach Berchtesgaden, Oberstdorf, Garmisch-Partenkirchen und auch nach Innsbruck.

Viele der von uns in der Jugendzeit besuchten Berghütten standen auf großartigen Plätzen in den Ost- und Westalpen, mit einer weitreichender Sicht, oder inmitten einer wilden Szenerie hoher Berge und steiler Wände. Manche Hütten waren leicht zu erreichen, bei anderen mussten wir uns schon anstrengen. Doch sie waren immer für uns ein lohnenswertes Ziel.

Berghütten waren für uns auch Zufluchtsstätten vor Regen, Sturm und Gewitter. Es war nach dem Ankommen dort immer ein gutes Gefühl geschützt in der Hütte zu sitzen, während draußen ein Unwetter tobte.

Sie waren auch wichtige Station auf dem Weg zu vielen Gipfeln, konnten wir doch nach der Übernachtung immer ausgeruht zum Gipfel aufsteigen. Es gab auch regen Gedankenaustausch mit Gleichgesinnten, vor allem mit den erfahrenen, älteren Bergkameraden und am Abend wurde immer gemeinsam gesungen, gelacht und erzählt. Nachfolgend ein Witz von einem Hüttenwirt.

Witz: Der Stöpsel im Weinhaß

Im Hof des Pilatenbauer im Weindorf Lavis (Südtirol) setzten sich die Familie und alle Mitarbeiter zum festlichen Mittagmahl zusammen.

Beim Essen schickte der Bauer seinen kleinen Sohn Lino in den Keller, um aus dem großen Faß weiteren Wein zu holen. Lino kam zurück, stellte den vollen Weinkrug auf den Tisch und wollte etwas sagen. „Vater, Vater“.... begann er aufgeregt.

„Beim Essen wird nicht geredet!“ fertigte ihn der Vater ab.

„Vater, Vater, ich möchte bloß sagen.....“ „Still bist, Lino!“ befahl der Vater.

Unruhig rutschte der Bub auf seinem Platz hin und her und getraute sich nicht mehr etwas zu sagen. Endlich war das Mittagessen vorüber.

„Jetzt red, Lino!“ rief der Vater. „Vater, ich hab‘ bloß sagen wollen, dass ich beim Weinhaß den Stöpsel nicht mehr zugebracht hab‘.“

Kostengünstige Vorbereitung einer Berg- oder Radtour

Wie wichtig Geld zur Gestaltung unseres Freizeitens war, das mussten wir leider immer wieder sehr schmerzhaft bei der Vorbereitung unserer Radtouren und bei der Planung unserer späteren Unternehmungen im Gebirge erfahren.

Zum Glück gab es nach dem Krieg in Nürnberg in der Pillenreuther Straße die in einer Holzbaracke untergebrachte Buchhandlung Pickel. In ihr waren alle für uns wichtigen Wander- und Landkarten vorrätig.

Nur hatten wir für den Kauf dieser für unsere Aktivitäten notwendigen Literatur kein Geld. Herr Pickel, der Inhaber der Buchhandlung, war aber ein hilfsbereiter Mensch, der sich immer für unsere Probleme aufgeschlossen zeigte und uns Jugendliche half so weit es ging. Mehrmals verkaufte er uns einige alte Landkarten zu einem günstigen Preis von 50 Pfennig, oder einen Gebirgsführer für nur 1 DM. Wir konnten sie aber sehr gut verwenden.

Wenn bei uns wieder einmal gar kein Geld vorhanden war, dann hatten wir uns für die Planung unserer nächsten Aktivitäten immer ein besonderes System ausgedacht. Wenn fest stand, welches Gebirge wir im Sommer durchwandern, oder welche Region in Franken wir mit dem Fahrrad abfahren wollten, dann besuchten wir Herrn Pickel und baten ihn, uns doch das bei ihm dafür vorhandene Karten- und Führermaterial vorzulegen.

Dann war jeder von uns mental gefordert.

Wir schlugen in den Führern sowie in den vorgelegten Unterlagen die dort abgedruckten Angaben zu den von uns geplanten Auf- und Abstiegswegen der Hütten und Gipfel auf, lasen konzentriert diese Hinweise, studierten die Landkarten und prägten uns die abgedruckten Texte ein.

Wenn wir dann die Buchhandlung Pickel verließen, hatten wir alles Wissenswerte in unseren Köpfen abgespeichert und waren nun theoretisch in der Lage unser ausgearbeitetes Fahrten- und Aktivprogramm wenige Wochen später an Ort und Stelle, ohne in einem Führer oder einer Landkarte nachzuschauen, auswendig in die Praxis umzusetzen. Und das hat fast immer bestens funktioniert!

Wir hatten dadurch ein großes, theoretisches Wissen.

Ja selbst, wenn wir im Gebirge auf dem Weg, oder in der Berghütte gefragt wurden, wie man auf einen bestimmten Berg, oder von einer Hütte zur anderen kommt, wie viele Höhenmeter dabei zu bewältigen sind und welche Zeit dafür erforderlich ist, dann konnten wir immer die richtige Auskunft geben, auch wenn wir dieses Gebiet noch gar nicht kannten.

Einmal schenkte uns Herr Pickel zwei ganz alte Gebietsführer des SAC (Schweizer Alpenclub) über das schweizerische Engadin und das Berner Oberland mit seinen uns gut bekannten Traumbergen Eiger, Mönch und Jungfrau.

Wir waren darüber glücklich und vor allem nach dem Durchlesen so begeistert, dass wir damit im Sommer 1956 gleich in die für unsere Verhältnisse teure Schweiz, ins Oberengadin, gefahren sind.

Die vom Buchhändler Pickel gekauften und ausrangierten Landkarten und Wanderführer haben wir jahrelang genutzt und sie hatten, trotz ihres Alters, für uns einen wichtigen Stellenwert. Mehrmals haben wir ihm aus Dankbarkeit von verschiedenen Berghütten eine Ansichtskarte geschrieben.

Im Zuge der Sanierung der Nürnberger Südstadt musste die von uns so geschätzte Buchhandlung Pickel dann einem Hausneubau weichen. Doch Herr Pickel blieb uns zeitlebens dankbar in bester Erinnerung.

Eine unvergessliche Radtour durch den Spessart

Die einwöchige Radtour mit Hans Weißkopf, Heinz Müller und Helmut Müller im August 1949 - ein Jahr nach meiner Knieoperation - in die Umgebung von Würzburg und in den Spessart ist mir bis heute in guter Erinnerung geblieben.

Unsere Strecke: Altdorf - Schwabach - Ansbach - Uffenheim - Ochsenfurt - Würzburg - Marktheidenfeld - Schloss Mespelbrunn im Spessart - Würzburg - Ochsenfurt - Creglingen - Rothenburg o. d. Tauber - Ansbach - Schwabach - Altdorf.

Unterwegs mit bescheidenen Mittel

Die Währungsreform lag gerade ein Jahr hinter uns, trotzdem hatte jeder von uns noch sein altes Fahrrad und wenig Geld. Mit zwei ausgeliehenen amerikanischen Zelten, 30 Deutsche Mark für vier Personen, einem Kochtopf und die Fahrradtaschen gefüllt mit Erbstwürsten, einem Laib Brot, und amerikanischen Cheddar-Käse, starteten wir. Dieser harte Käse hatte bei uns auch den Beinamen "Bremsgummi", denn man konnte ihn sowohl essen, als auch als Beilagscheibe in unsere Fahrradbremsen einbauen.

Abenteuer in einer Apfelplantage

Bei unserer Übernachtung ausserhalb von Uffenheim standen unsere Zelte sicher und verborgen hinter einer Hecke in einer riesigen Apfelplantage.

Am Morgen wurden wir allerdings durch das laute Schimpfen eines Obstbauern geweckt, der uns verdächtigte Äpfel von seinen Bäumen gestohlen zu haben. Als wir ihm aber unsere Unschuld beweisen konnten, wurde er friedlich und schenkte uns zum Frühstück einige Äpfel. Diese Begegnung war allerdings für uns schon ein aufregender Auftakt unserer Radtour.

Die Mostsuppe bei Mespelbrunn

Am Abend des dritten Tages zelteten wir im Wald nahe beim Schloss Mespelbrunn und wir hatten einen gewaltigen Hunger. Um nicht schon wieder Erbswurstsuppe essen zu müssen, bettelten wir bei einem Bauern zwei Liter Most und kauften in einer Bäckerei noch mehrere (billige) Brötchen vom Vortag. Daraus kochte unser Chefkoch Hans Weißkopf eine echte Mostsuppe. Es wurde ein Festessen, noch selten hatten wir so eine gute Suppe gegessen. Die alkoholische Wirkung danach verschaffte uns allen einen festen Schlaf.

Den Rest der Suppe gab es am anderen Morgen aufgewärmt zum Frühstück.

Aus uns unerklärlichen Gründen landeten wir bald alle nach und nach mit unseren Fahrrädern im Straßengraben. Erst nach einer längeren Rast, konnten wir wieder sicher weiterfahren. Wir schworen uns, nie mehr im Leben eine Mostsuppe.

Beeindruckt waren wir allerdings von dem malerischen Wasserschloß Mespelbrunn.

Die verschwundenen Bratheringe

In einem kleinen Dorf bei Würzburg war gerade der Markt zu Ende.

Ein Händler hatte noch einige Salzheringe in seinem Fass und wollte sie unbedingt los werden. Für 20 Pfennig haben wir sie ihm alle abgekauft.

Sie waren aber noch so mit Salz überzogen, dass wir sie wässern mussten.

Am nahen Dorfbach banden wir eine Schnur um jeden Fisch, befestigten diese an einem Strauch am Ufer und setzten die "Salz-Fische" ins Wasser.

Als wir vom Kartoffelbetteln bei einem Bauern an das Bachufer zurückkamen, saßen dort mehrere Katzen und Hunde, die unsere Fische genüsslich verspeist hatten. Nur die Schnüre mit den Fischschwänzen daran, schwammen noch munter im Wasser hin und her. Blöd gelaufen. So gab es zum Abendessen, wie die anderen Tage vorher auch, halt wieder nur warme Kartoffeln und am anderen Morgen zum Frühstück kalte Kartoffeln.

Begegnung mit dem Würzburger Dekan Schwinn

Wir kamen nach Würzburg und schoben unsere Fahrräder durch das damals noch durch die Fliegerangriffe des Zweiten Weltkrieges (Frühjahr 1945) sehr stark zerstörte Stadt. Die Bauruinen der ausgebrannten Häuser, Gebäude und Kirchen sowie die riesigen Schutthaufen boten einen trostlosen Anblick. Wir fanden trotzdem das Pfarrhaus des früheren Pfarrers in Rohr (die Pfarrgemeinde meiner Großeltern in Dechendorf) und Dekan Wilhelm Schwinn bot uns an, dass wir im Garten der Pfarrei übernachten können. Seine Frau gab uns auch etwas zum Essen.

Dann zeigte er uns seine Kirche, in der wir zusammen lautstark unser Lieblingslied sangen: „Großer Gott wir loben dich“. Am Abend stellten wir im Pfarrgarten unsere Zelte auf, sangen mit dem Dekan und einigen Würzburger Jugendlichen Fahrten- und Gesangbuchlieder und erlebten zusammen einen unvergesslichen Abend.

Am folgenden Mittag fuhren wir dann weiter nach Rothenburg ob der Tauber.

Bei unserer Abfahrt ahnten wir noch nicht, welche Rolle Dekan Wilhelm Schwinn vier Jahre später einmal spielen sollte. (siehe Seite 43)

Von Rothenburg zurück nach Altdorf

Mit knurrenden Mägen fuhren wir am letzten Tag von Rothenburg ob der Tauber in Richtung Altdorf. Da fiel mir ein, dass ich in Buchschwabach meine Tante Anni (Schmidt) hatte, bei der vielleicht etwas Essbares aufzutreiben wäre.

Dort war gerade Kirchweih und sie hatte deshalb viele Kirchweihküchle gebacken. Sie sagte: "Geht auf den Dachboden und esst dort davon so viele ihr nur wollt!" Wir taten das dann auch, und hörten erst auf zu essen, als nichts mehr da war. Uns war schlecht, sehr schlecht, aber wir hatten keinen Hunger mehr. Satt und reich an Erlebnissen kehrten wir dann am Abend nach Altdorf zurück.

Verletzungen beim Radfahren waren kein Problem

Ein echter sportlicher Bub hatte damals immer sichtbare Verletzungen am Körper. Das waren durch die Fahrradstürze verursachten größeren Wunden an den beiden Knien. Auch die auf der Straße herumliegenden Glasscherben sorgten oftmals für Verletzungen an unseren nackten Fußsohlen. Die angelegten Verbände aus Breit- und Spitzwegerich waren zwar beim Laufen hinderlich, unterstützten aber unsere Wundheilung. Waren wir irgendwie noch traurig über die Verletzung, dann wurden wir von unserer Mutter oder Oma noch singend mit dem schlichten Kinderlied getröstet: „Heile, heile Segen, morgen gibt es Regen, übermorgen Sonnenschein, dann wird alles heile sein“, oder: „übermorgen Schnee, dann tut es nimmer weh.“

Sportliche Begeisterung am Reichelsdorfer Keller

Man kann es heute nicht mehr nachvollziehen welchen Anziehungspunkt nach dem Kriegsende die Radrennbahn am Reichelsdorfer Keller bei Schwabach hatte.

Dort befand sich ein Radstadion, in das ovalförmig eine betonierte Piste eingebaut war. Auf ihr fanden spannende Sprints und vor allem die traditionellen Steher-Rennen („Rennen hinter großen Motoren“) statt. Dabei fuhr ein Spezialmotorrad voraus, nach dessen Hinterrad sich eine angebaute Rolle befand.

Mit ihr musste der Radsportler Kontakt zum Motorrad halten. Diese Rennen gingen über 50, manchmal sogar über 100 Runden und es wurden dabei Geschwindigkeiten von 70 Km/h erreicht. Wir jubelten den Legenden des Nürnberger Radsports der damaligen Zeit, Georg Voggenreither (der „Vogges“), Jakobi und Karl Kittsteiner begeistert zu und freuten uns wenn sie gewannen.

Wir waren von Dechendorf aus oftmals dort. Die An- und Rückfahrt dorthin erfolgte für uns bequem im Auto von Georg Grosser, der nicht nur ein begeisterter Jäger, sondern auch ein echter Radsport-Fan war.

Ich spiele auch gerne im Posaunenchor mit

In Altdorf gab es seit 1947 auch wieder einen Posaunenchor der evangelischen Kirchengemeinde, der vom Altdorfer Diakon Max Klaus geleitet wurde.

"Du hast lange Arme, du kannst eine Zugposaune spielen", sprach er mich eines Tages nach einem Gottesdienst in unserer Laurentiuskirche an.

Ich war sofort begeistert und Fritz Krasser, ein älteres Mitglied des Altdorfer Posaunenchores, brachte mir das Spiel der Posaune in unserem Keller bei.

33 Jahre lang, von 1950 bis 1982, habe ich dann im Altdorfer Posaunenchor aktiv und mit großer Begeisterung mitgespielt.

Dieses gemeinsame Musizieren hat das Leben von uns Jugendlichen nach dem Kriegsende sehr bereichert. Denn es gab im Posaunenchor eine funktionierende Gemeinschaft zwischen den älteren und jüngeren Bläsern, die uns vaterlosen Jugendlichen sehr gut tat.

Der Posaunenchor bestand allerdings nur aus männlichen Mitgliedern, weibliche Bläserinnen, so wie heute, waren damals nicht erwünscht.

Verboten war auch, sogenannte "weltliche Weisen" zu spielen. Darunter fielen leider auch viele von uns so gern gesungene Volks-, Wander- und Berglieder.

Diese Entscheidung ging sicher noch darauf zurück, dass dieses Liedgut in der Nazizeit viel gesungen und gespielt wurde und dadurch negativ geprägt war.

Später war ich dann noch von 1965 bis 1982 Posaunist in der Altdorfer Stadtkapelle, und da konnten wir nach Herzenslust weltliches Musikgut spielen.

CVJM-Freizeit am Schliersee

Im Juli 1950 war ich mit einigen Altdorfer Jugendlichen unserer Kirchengemeinde auf einer CVJM-Freizeit in einem Freizeitenheim in Neuhaus am Schliersee. Neben den Bibelstunden und einem jugendgemäßen Aktiv- und Vortragsprogramm, hatten wir noch genügend Zeit für einige Wanderungen und Touren in den Bayerischen Alpen.

Bergtour zu Brecherspitze

Eine davon führte am 11. Juli 1950 auf die 1683 m hohe Brecherspitze.

20 Jugendliche starteten dazu mit einem Einheimischen von Neuhaus am Schliersee aus, um diesen markanten Berg zu besteigen. Durch den Ankelgraben ging es im Bergwald sehr steil nach oben zur Ankelalm, die sehr idyllisch in einem Hochtal liegt.

Über ausgedehnte Bergwiesen und durch dichte Latschenfelder stiegen wir weiter hoch in Richtung Gipfel. Dann standen wir am Beginn des steilen Gipfelgrates mit seinen kleinen Felsstufen und gingen konzentriert und vorsichtig hoch zum bereits sichtbaren Gipfelkreuz. Beeindruckt haben uns auch die riesigen Latschenfelder links und rechts des Bergpfads mit ihrem harzigen Duft und die Aussicht vom Gipfel.

Über den Freudenreich-Sattel (1375 m) stiegen wir nach einer Stunde fröhlich singend hinab zur Bergstraße am Spitzingsattel (1128 m).

Dort war es dann allerdings mit der Stille und Ruhe vorbei.

Vorbei an der Stockeralm und einem herabstürzenden Wasserfall kamen wir dann alle wieder wohlbehalten zurück in unser Freizeitenheim in Neuhaus.

Die meiste der bergunerfahrenen Jugendlichen waren geschafft von den Strapazen des Auf- und Abstieges und wollten in den folgenden Tagen lieber im Schliersee baden, oder Tischtennis spielen, als nochmals auf einen Berg zu steigen.

Es folgten noch weitere Bergtouren

Wir Altdorfer freuten uns allerdings schon auf die nächsten Bergaktivitäten.

Sie führten uns dann wieder mit unserem Sepp aus Neuhaus am Schliersee zum Jägerkamp (1746 m), zur Benzingspitze und zur Aiplspitze (1758 m).

Radtour nach Gössweinstein

In den Pfingstferien 1951 hatten wir wieder einmal eine Wochenendtour mit dem Fahrrad in die Fränkische Schweiz geplant. Unser Ziel war die Burg in Gössweinstein und die nähere Umgebung dort. Mein Freund Xaver Luther hatte eine sehr besorgte Mutter, die ihn zu dieser „weiten“ Fahrradtour nicht mit lassen wollte. Was tun?

Sie war katholisch und eine regelmäßige Kirchgängerin. Uns erzählte sie immer sehnsüchtig von der Wallfahrt nach Habsberg bei Neumarkt i.d. Oberpfalz, an der sie immer so gerne teilgenommen hätte. Da machten wir ihr den Vorschlag: wenn Xaver mit uns „Lutherischen“ in die Fränkische Schweiz darf, dann wird er ihr eine geweihte Kerze aus der Wallfahrtskirche Gössweinstein mitbringen. Sie war einverstanden.

Interessante Anfahrt

Unter der Führung von Hans Weißkopf fuhren wir dann von Altdorf über Lauf, Forth, Gräfenberg, Betzenstein (die kleinste Stadt Bayerns) Thuisbrunn zur Marktgemeinde Gössweinstein. Neben der fast 1000-jährigen Burg prägten dort die beiden mächtigen Kirchtürme mit ihrer barocken Fassade der Wallfahrtskirche das Ortsbild. Bei der Fahrt durch den Ort mit seinen sehenswerten, blumengeschmückten Häusern und den vielen einladenden Gasthöfen, stiegen wir dann auf den vielen Stufen hinauf zum Kreuzfelsen und sahen von dort oben, dass das Ortsbild von Gößweinstein geprägt wird von der Basilika und der 1000-jährigen, gut erhaltenen Burgranlage gegenüber.

Die sehenswerte Wallfahrtskirche

Nachdem wir in der Scheune eines Landwirts eine Übernachtungsmöglichkeit bekommen hatten, gingen wir zur nahen Wallfahrtskirche zur Heiligen Dreifaltigkeit.

Die Basilika zieht jährlich etwa 15.000 Pilger an, von denen rund zwei Drittel zu Fuß kommen. Als die Wallfahrtsbewegung im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland ihren enormen Aufschwung erlebte, machten die Pilgermassen den Bau einer wesentlich größeren Kirche notwendig.

Frankens bekanntester Barockbaumeister, Balthasar Neumann, er lebte von 1687 bis 1753, erbaute dann zwischen 1730 und 1739 im Auftrag des Bamberger Fürstbischofs Friedrich von Schönborn die heutige Wallfahrtsbasilika. Auch wir waren beim Besuch dieses Gotteshauses beeindruckt von seiner Größe und Farbenpracht. Und wir fanden auch eine passende Kerze für Xavers Mama mit einem Aufkleber dieser berühmten Wallfahrtskirche. Danach fuhren wir noch in das nahe Wiesental und schoben unsere Fahrräder hinauf zum 531 m hohen Adlerstein.

Eindrucksvolle Burgranlage

Am Vormittag des folgenden Tages nahmen wir uns dann Zeit für die Besichtigung der 150 m hoch auf einem Felsen über dem Markt stehenden Burg Gössweinstein.

Nach dem Aufstieg genossen wir zunächst von der Burgmauer aus den eindrucksvollen Blick auf die Täler und die Landschaft der Fränkischen Schweiz. Wir sahen auch in der Ferne den Gipfel des Ochsenkopfs im Fichtelgebirge.

Danach zeigte uns ein älterer Einheimischer die interessante Burgranlage und erzählte uns auch einiges zu ihrer Geschichte.

So soll die Burg Gößweinstein angeblich auch dem Komponisten Richard Wagner als Motiv für die Gralsburg in seiner Oper Parsival gedient haben. Doch wenn auch diese Vermutung nachweislich falsch ist, gehörte Wagner doch zu den berühmtesten Persönlichkeiten, die Gößweinstein besucht haben.

Die Burg wurde 1062 von Fürstbischof Gunther von Bamberg erbaut und später dem Grafen Goswin übergeben. Sein Name ging dann auf die Burg über und gab dem Ort Gößweinstein seinen Namen. Im Zuge der Säkularisation kam sie dann 1803 an Bayern; heute ist sie in Privatbesitz.

Wir sahen auch den mächtigen Turm, die Burgkapelle, das sieben Meter tief in den Felsen gehauene Verlies, einige historische Zimmer, Gänge und Steintreppen im Hauptgebäude, in dem sich ein sehenswertes Museum befindet und den tiefen Brunnen. Wir waren beeindruckt und begeistert.

In der Binghöhle

Am Nachmittag fuhren wir dann noch nach Streitberg, in das Zentrum der Fränkischen Schweiz, um dort die Binghöhle zu besichtigen. Sie liegt am südwestlichen Abhang des Schauertales und wurde 1905 durch den Nürnberger Kommerzienrat Bing entdeckt und erschlossen. Diese nur etwa 400 Meter lange Höhle wurde dann nach ihm benannt und für eine öffentliche Begehung in den folgenden Jahren vorbereitet. Wir waren von diesem geführten Rundgang begeistert. Dabei sahen wir die Riesensäule und den aus vielen Stalagmiten gebildeten Altar, den Kerzensaal mit einer Reihe von schneeweißen, schlanken Stalagmiten und Stalaktiten, die Venusgrotte mit ihren umgestürzten und am Boden liegenden kleinen Tropfsteinen, den Muschelfelsen mit tausenden von ausgewachsenen Muscheln aus dem früheren Jurameer, die Nixengrotte mit dem kleinen Sinterbecken und die Kristallgrotte mit ihrem kleinen See, am Ende der Binghöhle.

Hans hat bei der Heimfahrt einen Fahrradunfall

Bei der Rückfahrt nach Altdorf am anderen Tag entdeckten und sahen wir mit dem burggekrönten Luftkurort Pottenstein, dem romantischen Wiesental und dem Felsendorf Tüchersfeld noch weitere bekannte Motive der Fränkischen Schweiz.

Dabei gab es noch einen Fahrradunfall, der aber glimpflich ausging. Es war bei uns (Un)Sitte, dass wir uns bei einer längeren Abfahrt auf den Rucksack auf dem Gepäckständer setzten und auf dem Fahrrad bäuchlings liegend abfuhren. So auch diesmal. Doch Hans Weißkopf war eine Sekunde unaufmerksam, verlor den Kontakt zu den Pedalen, fuhr ohne zu bremsen weiter, einen steilen Wiesenhang hinab und durch eine Haselnusshecke. Sein Gesicht sah danach aus wie nach einem Boxkampf, sein Fahrrad war heil geblieben. Hans durfte danach auf Anordnung seiner besorgten Mutter mehrere Monate nicht mehr an einer Radtour teilnehmen,

Xavers Mama aber war glücklich über die Kerze aus der Wallfahrtskirche Gössweinstein und Xaver dass er bei unserer Radtour dabei sein durfte. Wenn wir uns später trafen hatten wir viel zu erzählen, vor allem über den „Wiesenritt auf dem Fahrrad“ von Hans und über die geweihte Kerze aus der Wallfahrtskirche.

Dekan Schwinn und der Konfessionsstreit

Vier Jahre nach unserer Radtour 1949 durch den Spessart (siehe Seite 40), stand der uns gut bekannte Würzburger Dekan Wilhelm Schwinn wieder im Mittelpunkt des Zeitgeschehens. Was war damals geschehen?

Am 28. Juni 1953 sollte in Ochsenfurt eine Zuckerfabrik festlich eingeweiht werden. Geplant waren zwei Weihehandlungen: eine durch den kath. Würzburger Bischof Julius Döpfner und die andere durch den evang. Dekan Wilhelm Schwinn. Gemeinsame Weihehandlungen waren damals für Katholiken in Unterfranken noch undenkbar. Döpfner forderte deshalb die Chefs der Zuckerfabrik auf, den Würzburger Dekan Schwinn auszuladen. Es kam zu vermittelnden Vorschlägen, dass der evang. Pfarrer „ohne Ornat“ erscheinen und nur ein weltliches Grußwort sprechen sollte. Dies lehnte er ab und reiste zurück nach Würzburg. Schnell machte der Grund für seine Abreise unter den Mitgliedern des unterfränkischen Reitervereins Gnodstadt, welche die Kutsche des Dekans begleiten sollten, die Runde. Sie handelten spontan, stürmten zum Festplatz in Ochsenfurt und stoppten die anfahrende Kutsche des Bischofs Julius Döpfner. Die Polizei verhindert in diesen Minuten Schlimmeres.

Diese Eskalation von Ochsenfurt war dann wochenlang ein Thema, nicht nur in den Kirchen- und Lokalzeitungen, auch bundesweit in der Politik.

Selbst in der damaligen Bundeshauptstadt Bonn war Bundeskanzler Konrad Adenauer ziemlich verstimmt über diesen theologischen Bruderzwist in Unterfranken. Sein Ministerialdirektor Hans Globke bewegte dann den Würzburger Bischof Döpfner zum Nachgeben. Durch seine Standfestigkeit wurde Dekan Wilhelm Schwinn damals zum Helden unserer Jugendzeit.

Gerne auch in den umliegenden Wäldern

Die Wälder rund um Altdorf gehörten ebenfalls zu unseren beliebten Spielplätzen. Vor allem der Rieder Wald mit seinem kleinen Froschweiher und dem wild bewachsenen Bachgraben daneben sowie den vielen breiten Forstwegen, auf denen wir unsere Fahrradrennen abhalten konnten. Dort entdeckten wir damals noch viele Hasen, Rehe und auch verschiedene Vogelarten.

Auch der Röthenbacher Wald mit seiner romantischen Klamm und den Fahrwegen (für uns waren das unsere „Rennstrecken“) zu den Dörfern Weißenbrunn (rechts ab) und Brunn (links ab) gehörten dazu. Diese Abzweigungen hatten wir immer vorsorglich mit starken Baumästen „markiert“, um ja richtig abzubiegen.

Und da war auch noch der Grafenbucher Forst bei Traunfeld mit dem Freizeitenheim des CVJM und der evang. Kirche. Über Hagenhausen und Eismannsberg erreichten wir das hoch gelegene Dorf Traunfeld mit seiner Kirche und danach dann den Grafenbucher Forst mit seinem ausgedehnten Wegenetz und dem dichten Waldgebiet. Für uns ein richtiger Urwald.

Meistens fuhren wir von Lieritzhofen gleich weiter nach Alfeld mit seiner Wehrkirche St. Bartholomäus, einem Ort, der sehr romantisch zwischen Felsen und sogenannten Trockengrashängen liegt.

Bis 1806 bildete auch der durch Alfeld fließende Bach die Grenze zwischen dem reichsstädtischen (evang.) Gebiet Nürnberg und der kath. Kurpfalz (oder Oberpfalz). Durch das Rinntal erreichten wir dann die Orte Pollanden, Lieritzhofen und Waller und fuhren dann durch den Grafenbucher Forst wieder zurück nach Altdorf.

Die Fahrt durch die Oberpfalz, oder die Vorbeifahrt in seiner Nähe war für uns immer aufregend, denn das war für uns Ausland.

Elsternrufe imitieren

Die größte Gaudi hatten wir bei unseren Spaziergängen und Radtouren im Rieder Wald, oder bei anderen Aktivitäten im Altdorfer Umland auch, wenn wir dabei die markanten Rufe der Elstern hörten.

Wir hatten immer großen Spaß daran, diese lauten, markanten und von einem besonderen Rhythmus geprägten Rufe der Elstern mit spaßigen Texten zu unterlegen. Wenn sie dann laut in ihrem Rhythmus zu hören waren, sprachen wir dazu unsere ausgedachten Texte. Das war immer eine sehr lustige Angelegenheit.

Ihre Vogelrufe erfolgten immer im Vierer- oder Fünfertakt: Unsere Texte dazu:

Vierertakt: „Mei - Moo (Mann) - is - weg“. Mei Moo (Mann) is weg!“

Vierertakt: „I - kenn - dich - net. I kenn dich net!“

Vierertakt: „Schrei - halt - net - su. Schrei halt net su!“

Fünfertakt: „I - fläich (fliege) - etz - fort (kurze Pause) - Okay“. „I fläich (fliege) etz fort, (kurze Pause) Okay.“

Von Woche zu Woche „erfanden“ wir neue und passende Texte und hatten unsere Freude daran, sie beim Ruf der Elstern im Wald umzusetzen.

Ich besuche in Nürnberg ein Gymnasium

1946 habe ich auf Anraten meines Lehrers Franz Hofmann die Altdorfer Volksschule verlassen und die Oberrealschule in Nürnberg, Löbleinstraße 10 (heute: Hans-Sachs-Gymnasium) im Stadtteil Maxfeld besucht. Ebenso Schulfreund Konrad Auer. Für die Gymnasien gab es damals noch die Bezeichnung Oberrealschule.

Der Besuch dort war für uns Kinder vom Land keine leichte Sache.

Statt bequem zu Fuß in die Schule zu gehen, mussten wir nun mit dem Zug nach Nürnberg fahren. Um 6 Uhr fuhr der Zug in Altdorf ab und wenn wir gegen 13 Uhr unterrichtsbedingt den Zug für die Rückfahrt nicht erreichten - und das war meistens der Fall - dann konnten wir erst um 17 Uhr wieder heimfahren.

Gymnasium: Bei der Kleidung merkte man schon den Unterschied

Auch die Großstadt Nürnberg war für uns Landkinder belastend.

Die Nürnberger Klassenkameraden waren damals schon sehr ordentlich und adrett gekleidet, wir Schüler vom Land dagegen hatten nur sehr einfache Kleidungsstücke und Schuhwerk. Um unsere Schuhe zu schonen, mussten wir auf Bitten unserer Eltern im Sommer den Unterricht auch manchmal barfuß besuchen.

Das sorgte für entsprechenden Spott bei unseren Mitschülern. Außerdem gehörte ich mit meinen mittelmäßigen Noten halt auch nicht zur Elite der Schulklasse.

Gymnasium: Hausaufgaben machten wir im Burggraben

Unsere Hausaufgaben machten wir bei schönem Wetter im Nürnberger Burggraben, bei schlechtem Wetter in unserem Schulgebäude.

Statt dann anschließend zu lernen, haben wir lieber mit einem kleinen Tennisball Fußball oder Handball gespielt, oder die damals offenen Gänge an der Nürnberger Burg erforscht. Dort war viel zu entdecken, leider lag auch immer noch eine Menge scharfer Munition herum.

Kam ich nach Hause, dann musste ich noch einige notwendige Arbeiten im Haus und Garten erledigen. Dadurch fehlte mir auch oft die Zeit intensiv für die Schule zu lernen. Mein vermisster Vater fehlte unserer Familie ebenso an allen Ecken und Enden. Es blieb mir am Abend oftmals auch wenig Zeit mit meinen Freunden aus der Volksschule sich weiterhin zu treffen, eine kurze Fahrradtour zu unternehmen, Sport auf dem nahegelegenen TV-Sportplatz zu betreiben, oder mit ihnen einfach beisammen zu sein.

Gymnasium: "Prügelpädagogik" wurde praktiziert

Am Gymnasium in Nürnberg hatten wir damals auch einige Lehrer, die politisch Verfolgte waren und unter den Nazis stark gelitten hatten. Was alle diese männlichen Lehrkräfte gemeinsam hatten, sie prügelten mehr, als sie uns Wissen vermittelten. Sie alle hatten große persönliche Probleme im Umgang mit uns Schülern, bei einigen mussten wir das leider ab und zu sehr deutlich spüren.

Wir Schüler konnten aber ihr Handeln nicht nachvollziehen und litten oftmals sehr unter ihren unkontrollierten Handlungen. Außerdem herrschte ein gravierender Lehrermangel, denn an den Höheren Schulen waren nach dem Kriegsende 1945, etwa zwei Drittel des Lehrkörpers entlassen worden. Bis zur durchgeführten Entnazifizierung 1946 durften ausserdem keine NSDAP-Mitglieder mehr unterrichten.

Einige Jahre später kamen dann junge und bestens ausgebildete Assessorinnen und Assessoren an unsere Schule und da merkten wir erstmals, wie schön doch der Unterricht an der Schule sein kann. Mit großer Freude, Begeisterung und einem jugendlichen Elan hielten sie ihren Unterricht. Wir waren begeistert und beeindruckt.

Gymnasium: Probleme mit meinem Familiennamen

Auch mein Familienname Holz war für einen Lehrer, der sicher unter den Nazis sehr gelitten hatte, ein Anlass, mich immer wieder zu demütigen und zu schlagen.

Das lief dann damals so ab:

Ich wurde gefragt: "Wie heißt Du?"

Ich antwortete als gut erzogener Schüler laut und deutlich: "Konrad Holz".

Und schon verspürte ich links und rechts einen kräftigen Schlag im Gesicht.

Auch wenn ich weinend zurückschrie: "Ich bin nicht verwandt mit Karl Holz", hat das nichts geändert. Ich wurde trotzdem geohrfeigt.

Es war schrecklich, ungerecht und auch demütigend.

Zur Erklärung: In der Zeit des Zweiten Weltkrieges hatten die Nationalsozialisten in Nürnberg, Julius Streicher als sogenannten Gauleiter eingesetzt. Sein Stellvertreter war Karl Holz. Ich, Konrad Holz, war aber nicht verwandt mit ihm, musste aber mehrmals wegen der Namensgleichheit bei diesem Lehrer sehr leiden.

Gymnasium: Wer war Karl Holz?

Der am 27. Dezember 1895 in Nürnberg geborene Karl Holz war Mitglied der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) und der SA (Sturmabteilung) sowie von 1924 bis 1932 des Nürnberger Stadtrats.

Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er im November 1939 zur Wehrmacht eingezogen und nahm bis 1941 an Kriegshandlungen teil. Hitler ernannte ihn dann 1941 zum Reichsverteidigungskommissar von Franken, zum SA-Gruppenführer und kurz vor Kriegsende 1944 zum NSDAP-Gauleiter von Franken.

Holz war ein Parteimitglied, das bedingungslos die Befehle Hitlers umsetzte, vor allem den sogenannten Nero-Befehl kurz vor Kriegsende. Der sah vor, dass den Siegern bei der Einnahme einer Stadt nichts mehr übrig gelassen werden sollte.

Darüber war es zwischen ihm und dem Nürnberger Oberbürgermeister Willy Liebel (1933 - 1945) aber zum Streit gekommen. Liebel war dagegen, Holz wollte den Hitlerbefehl unbedingt ausführen. Fünf Tage später wird die Leiche des Nürnberger Oberbürgermeisters entdeckt, er hatte Selbstmord begangen.

Auch beim Einmarsch der Amerikaner in Nürnberg spielte Karl Holz nochmals eine unrühmliche Rolle. Als Reichsverteidigungskommissar und Leiter des Volkssturms wies er die Kapitulationsforderung der Amerikaner zurück. Die verstärkten daraufhin den Beschuß auf den Palmenhofbunker beim Nürnberger Polizeipräsidium, in den er sich mit einer kleinen Gruppe kampfbereiter Soldaten zurückgezogen hatte. Bei dieser Gefechtsaktion am 20. April 1945 wurde Karl Holz dann getötet.

Gymnasium: Erfolgreiche Handballer

Um im Gymnasium zu überleben, kam mir auch meine sportliche Begabung zugute. Es gab damals jährlich ein Handballturnier aller bayerischen Gymnasien.

Ich war als gut trainierter Leichtathlet, Mittelstürmer in der Handballelf meines Gymnasiums, obwohl ich in keinem Verein spielte. Mein Mitschüler Helmut Krügel und ich waren die einzigen Amateure in dieser Mannschaft, die anderen spielten bereits Handball regelmäßig beim TSV 1846 Nürnberg, beim 1. FC Nürnberg, oder in anderen auswärtigen Vereinen.

Wir trainierten mehrmals in der Woche sehr hart auf dem Sportplatz des TSV 1846 in Nürnberg. Eine Runde nach der anderen mussten wir auf der Aschenbahn ablaufen, ebenso Hanteln stemmen und viele Ballwürfe absolvieren.

Es war für uns schon eine harte und körperliche Herausforderung.

Gymnasium: Erfolgreiche Titelverteidigung

Dreimal gewannen wir hintereinander den heiß begehrten Pokal, einmal sogar im Münchner Stadion an der Grünwalderstraße.

Im Pausenhof unserer Schule fand danach immer eine große, öffentliche Feier mit Siegerehrung statt. Wir waren die Größten!

Unseren Turnprofessor durften wir darauffhin mit Du anreden, bekamen eine "1" im Turnen und hatten auch sonst allerhand Vergünstigungen an der Schule.

Ich habe damals gelernt: "Du musst dich anstrengen und immer versuchen, bei den Besten dabei zu sein."

Gymnasium: Lustig war auch immer unser Musikunterricht

Unser Musiklehrer Hofmann hatte wegen einer schweren Kriegsverletzung eine Unterschenkel-Prothese und saß deshalb die meiste Zeit an seinem Konzertflügel.

Er war aber von seiner Unterrichtsvermittlung und seinem Wesen her ein sehr fröhlicher Mensch und er hätte am liebsten den ganzen Tag mit seinen Schülern gesungen und musiziert. Das tat er mit uns dann bei den wöchentlichen Musikstunden.

Dabei saß er an seinem Konzertflügel und versuchte uns Operettenarien, Chansons, konzertante Lieder und auch einfache Volksweisen zu vermitteln.

Nachdem die erste Schüchternheit unter uns Schülern überwunden war, da legten wir dann zu seiner Freude alle immer sehr temperamentvoll los.

Wir hatten einige Klassenkameraden, die gesanglich und auch schauspielerisch absolute Spitze waren. Sie standen neben Hofmanns Konzertflügel und sangen mit ihm lautstark und ausdrucksvoll das Trinklied aus La Traviata, die Forelle von Schubert, die Arie des Zigeunerbarons, oder Teile aus bekannten Operettenarien.

Passagen davon, die wir im Musikunterricht vorher gelernt und einstudiert hatten, oder die uns sonst vom Radio her bekannt waren, sangen wir mit voller Lautstärke mit und begleiteten sie mit entsprechende Bewegungen und Gesten.

Dabei ging es immer sehr laut, ausgelassen und fröhlich zu.

Wegen dieser Lautstärke im Klassenzimmer kam auch einmal unser strenger Schuldirektor dazu. Er freute sich dann aber über diese fröhliche Art des Unterrichts und dass er nicht disziplinarisch eingreifen musste.

Gymnasium: Begeistert von der freiwillige Weiterbildung

Auch die freiwillige Weiterbildung war damals im Gymnasium schon gefragt.

So bot uns unser Deutsch- und Geschichtslehrer Dr. Martin Schütz an, unsere Deutschkenntnisse und unseren Aufsatzstil zu verbessern.

Dazu mussten wir allerdings wöchentlich freiwillig einen Aufsatz schreiben - 50 Aufsätze im Jahr, auch in den Ferien -, die er korrigierte und meistens mit uns auch sehr ausführlich besprach. Darin durfte allerdings nie ein Fremdwort enthalten sein. Sein Kommentar: "Ihr seid nur zu bequem über ein passendes deutsches Wort nachzudenken." Ein Schuljahr später durften wir dann Fremdwörter benutzen, mussten aber in Klammer die Bedeutung dieses Wortes hinzufügen.

Dr. Schütz arbeitete damals ehrenamtlich als Theaterkritiker am Nürnberger Opernhaus mit und hat uns auch mehrmals kostenlose Eintrittskarten für das Nürnberger Opernhaus besorgt (4. Rang). Nach der Vorstellung durften wir dann mit ihm zusammen am anderen Tag Theaterkritiken schreiben.

Ich habe an allen diesen Angeboten teilgenommen und dadurch meine Deutschkenntnisse grundlegend verbessern können. Danke, Dr. Schütz!

Gymnasium: Pfarrer Seitz war mir eine große Hilfe

Es war für mich und für viele andere Kinder sehr schwer ohne Vater aufzuwachsen. Eine ganz große Hilfe, ja fast ein Vaterersatz, war mir unser Religionslehrer Pfarrer Seitz. Meiner Erinnerung nach stammte er aus einem Dorf bei Neustadt an der Aisch und war dort als Pfarrer tätig.

Er zeigte Verständnis, wenn wir einmal nicht die Zeit hatten, die für den Religionsunterricht aufgegebenen Liederverse, Psalmen oder die Auslegungen des Katechismus auswendig zu lernen. Sein Unterricht war geprägt von der Vermittlung christlicher Werte und einer zeitgemäßen Bibelauslegung.

Pfarrer Seitz hat uns auch sexuell aufgeklärt, das war eine kleine Sensation, denn dieses Thema war in der damaligen Gesellschaft tabu.

Wenn uns ein schulisches oder privates Problem belastete, dann nahm sich unser "Papa Seitz" immer die Zeit für ein Gespräch und er fand für unsere Probleme meistens auch eine Lösung.

Da es im Gymnasium kein Besprechungszimmer gab, wurden unsere Gespräche auf dem Weg zum Bahnhof, in einer abgelegenen Ecke des Schulhofes oder im Warteraum des Nürnberger Bahnhofsgebäudes geführt.

Geschätzt und geliebt haben wir auch den schon etwas älteren Pfarrer Hermann Galsterer (1878 - 1961), der immer wieder bei Erkrankungen von Lehrkräften am Gymnasium im Fach Religion aushalf. Er war Pfarrer an der Nürnberger St.Egidien-Kirche, Mitarbeiter im CVJM Nürnberg-Sterntor und auch 1. Vorsitzender des CVJM-Landesverband Bayern.

Die kaputten Fensterscheiben bei der Zugfahrt nach Nürnberg

Unsere Fahrt mit dem Zug zum Gymnasium in Nürnberg lief immer nach festen Regeln ab. Wir hatten im Zug unser bestimmtes Abteil, das täglich gegen fremde Mitfahrer verteidigt werden musste und in dem wir uns während der 50-minütigen Fahrt mit dem von einer Dampflok gezogenen Zug sehr wohl fühlten.

Waren die Hausaufgaben verglichen, oder auch schnell noch abgeschrieben, dann wurde bei der Weiterfahrt im Zug fröhlich gesungen.

Wir kannten ja vom CVJM her ein reichhaltiges Liedgut. Gesungen haben damals während der Zugfahrt nach Nürnberg übrigens auch viele Erwachsene.

In den Wintermonaten schalteten wir beim Singen sogar aus Sparsamkeitsgründen das Abteillicht aus. Dafür wurden wir vom Zugschaffner immer sehr gelobt.

Ab Fischbach gab es dann allerdings die ersten nicht erst gemeinten kleineren Rangeleien im Abteil. Manchmal wurde dabei aber einer von uns unabsichtlich gegen das Abteifenster gestoßen und die dünnen Scheibe - in unserem Jugendjargon "halt echte Kriegsware" - zerbrach.

War Sommer, so ließen wir schnell den nun glaslosen Holzrahmen des Abteifensters herunter und kein Schaffner oder Kontrolleur merkte von unserer Untat etwas.

Im Winter war das schon schwieriger unser Malheur zu verbergen.

Leider wurden aber unsere Aktionen in Nürnberg meistens entdeckt. Denn auf dem Bahnsteig standen beim Einfahren unseres Altdorfer Zuges fast immer mehrere den Zugverkehr genau beobachtende Bahnbedienstete und Polizisten herum. Und die sahen fast alles!

Wir wunderten uns allerdings oft, wie sie immer so schnell von unserer "Fensteraktion" informiert waren. Die Flucht vor der Nürnberger Bahnpolizei wäre sinnlos gewesen, denn wir saßen ja am anderen Tag im gleichen Zug und Abteil, wir mussten ja täglich unsere Schule besuchen.

Gekostet hat uns unser Übermut mehrmals fünf RM, später DM, und wegen der Ausstellung des Strafzettels auch eine zeitliche Verzögerung für den sowieso schon knapp bemessenen Schulweg über den Rathenauplatz in die Löbleinstraße. Hatten wir Pech, dann gab es für das Zuspätkommen vom Lehrer auch noch einen Verweis. Konnten wir das Geld für den Strafzettel der Bahnpolizei nicht aufbringen - das war fast immer der Fall - dann hat uns der "Merkels-Onkel" von meinem Freund Fritz Wittmann in seiner gütigen Art immer geholfen. Leider konnten wir unser ihm jedesmal nach einer Bezahlung gegebenes Versprechen, künftig keine Fensterscheiben mehr im Zug einzuschlagen, aber meistens nicht einhalten.

Statt Bibelstunde Erzählungen aus den Bergen

Als ich etwas älter war, so ab 1950, bekam ich alljährlich von meinen Großeltern 50 DM für meine Unternehmungen und Fahrten ins Gebirge geschenkt.

Nach meiner Rückkehr musste ich dann in den Ferien mehrmals in ihrer Wohnstube den eingeladenen Bauern von meinen Erlebnissen aus der „weiten Welt“ erzählen. Bei dieser Erzählstunde war meine Oma immer sichtbar stolz auf mich. Vielleicht war ich auch mittlerweile der Ersatz für ihre beiden im Krieg gefallenen Söhne Hans und Michael geworden.

Einmal hat auch der Pfarrer aus Rohr die angesetzte Bibelstunde ausfallen lassen und ich durfte stattdessen von der Schweiz und der Besteigung des Brienzer Rothorns erzählen. Für die Menschen in Dechendorf war das beeindruckend, denn die meisten von ihnen hatten ihr Dorf noch nie verlassen.

Auf dem Brienzer Rothorn in der Schweiz

Dabei erzählte ich den versammelten Frauen von unserer Bergtour zum Brienzer Rothorn, die im Rahmen einer Altdorfer CVJM-Freizeit vom 14. bis 30. August 1952 im CVJM-Haus Rothornblick im Emmetal bei Luzern in der Schweiz stattfand.

Helmut Meindel und ich marschierten damals am 29. August 1952 um 5.30 Uhr los zur Besteigung des 2350 m hohen Brienzer Rothorns. Im Rucksack hatten wir viel trockenes Brot und unsere Trinkflaschen waren gefüllt mit klarem Brunnenwasser.

Zunächst galt es die acht Kilometer auf der Straße von Flühli nach Sörenberg zurückzulegen und von dort an den Fuß des Berges zu kommen.

Von Sörenberg gingen wir dann über abgemähte Wiesenflächen, ausgedehnte Geröllhalden und durch dichte Latschenfelder hoch in Richtung Brienzer Rothorn.

Nach der Überwindung von 1470 Höhenmetern standen wir beide dann glücklich auf dem auch mit einer dampfbetriebenen Zahnradbahn erreichbaren Gipfel.

Tief unten sahen wir den Thuner- und Brienzer See und dahinter erhoben sich zum Greifen nahe die schneebedeckten Viertausender der Berner Alpen mit dem berühmten Dreigestirn Eiger, Mönch und Jungfrau. Ein gewaltiger Anblick!

Nach einer ausgedehnten Gipfelrast machten wir uns wieder auf den Rückweg.

Wir benutzten diesmal den etwas längeren, aber dafür leichteren, Normalweg. Einige Schafe, die wir mit unserem restlichen Brot gefüttert hatten, gaben uns aus Dankbarkeit lange das Geleit. Doch als unser Weg dann in die dichten Latschenfelder einmündete, machten sie kehrt.

Wir beide marschierten noch tapfer weiter und erreichten am späten Nachmittag wieder unsere CVJM-Freunde im Freizeithaus. Knapp neun Stunden reine Gehzeit und 2950 Höhenmeter im Auf- und Abstieg lagen hinter uns. Zu Ende war ein anstrengender, aber wunderschöner Bergtag.

Zwei Wochen mit dem Fahrrad in Österreich unterwegs

Das größte Abenteuer meiner Jugendzeit war wohl die zweiwöchige Radtour mit meinen Freunden Dieter van Eesbeeck, Ernst Harbauer und Heinz Müller im Juli 1953 durch Tirol. 1.050 Kilometer haben wir dabei mit unseren alten Fahrrädern bei Wind und Wetter zurückgelegt, im Zelt geschlafen und uns sehr kärglich versorgt.

Von Altdorf ging es über Landshut, Salzburg nach Innsbruck, von Landeck über den Fernpass nach Garmisch-Partenkirchen und über München zurück nach Altdorf.

Gut, dass es unseren Heinz gab

Ein Problem bei dieser Radtour war nur die tägliche Essensversorgung.

Das bisschen Geld, das wir dabei hatten war bald aufgebraucht.

Meinem Vetter Heinz, ein echter „Spreißel“ - so nannte man damals in Franken einen schlanken, untergewichtigen Jungen - gelang es aber jeden Tag für uns einen Teller Suppe in einem Bauernhof zu erbetteln. Sein Trick war immer der gleiche:

Er ging mit nacktem Oberkörper in ein Bauernhaus und bat um ein Glas Wasser. Wenn die Bäuerin es ihm gab, so hielt er vor dem Trinken kurz die Luft an, dadurch traten seine Rippen noch deutlicher aus dem Brustkorb heraus, und er wirkte dabei hungrig und unterernährt. Dabei schaute er die Bäuerin mitleidig an.

Auf ihre Frage "Bub, hast Hunger?" antwortete er leise mit "Ja, aber die da draußen auch". Und meistens bekamen wir alle eine Kleinigkeit zum Essen.

Wir waren nach unserer Rückkehr damals in Altdorf die großen Helden, denn zwei Wochen mit dem Fahrrad und Zelt im Ausland unterwegs zu sein, das war schon eine große Leistung.

Diese Fahrradtour habe ich auch ausführlich in meinem Buch „Erinnerungen: Wie wir in der Jugend und im Alter die Welt entdeckten“ beschrieben.

Abgang vom Gymnasium

Nachdem meine Mutter die Kosten für die Bahnfahrt, die Bücher, das Schulgeld und für die weiteren Nebenkosten für das Gymnasium nicht mehr bezahlen konnte, verließ ich im Schuljahr 1953/1954 mit der Mittleren Reife diese Schule.

Ein wenig traurig war ich schon, denn ich ließ dort einige liebe Schul- und Sportkameraden zurück, und meinen Traum Lehrer zu werden, musste ich wegen des fehlenden Abiturs ebenfalls begraben.

Mit einem Beruf bei der Bahn wurde es nichts

Es war 1953/1954 auch sehr schwierig einen passenden Arbeitsplatz zu finden. Beworben habe ich mich zuerst um eine Stelle bei der Deutschen Bundesbahn, vor allem wegen der Freifahrten für ihre Bediensteten, und auch noch bei der Deutschen Bundespost. Dort war ja auch schon mein Papa beschäftigt.

Die Bewerbung bei der Deutschen Bahn war aber eigentlich für mich aussichtslos, denn laut Bewerbungsunterlagen stellte sie damals im mittleren Verwaltungsdienst keine Brillenträger ein. Ich habe mich als Brillenträger trotzdem beworben und hoffte, dass ich die Überprüfung meiner Sehkraft problemlos überstehen würde.

Bei der schriftlichen und praktischen Prüfung hatte ich keinerlei Schwierigkeiten, doch bei der genauen ärztlichen Untersuchung war ich dann leider mit meinem Latein am Ende. Ohne meine Brille konnte ich bei der Augenkontrolle fast keinen der vom testenden Arzt angezeigten Buchstaben und Zahlen entziffern. Ehrlich habe ich ihm dann gebeichtet, dass ich halt Brillenträger sei. Der freundliche Amtsarzt konnte mein Problem allerdings auch nicht lösen und so wurde ich bei der DB abgelehnt.

Der Beginn meiner beruflichen Ausbildung bei der Post

So war ich überglücklich 1954 bei der Deutschen Bundespost, bei der ja auch schon mein Vater beschäftigt war, einen Arbeitsplatz zu bekommen.

Mein Ausbildungsamt war Altdorf, geleitet vom strengen Postmeister Josef Seeger. Sein sehr autoritärer Führungsstil und die daraus resultierenden Entscheidungen, machten uns jungen Auszubildenden das Leben oftmals sehr schwer.

Dank der tollen Gemeinschaft von uns Dienstanfängern und dem Zusammenhalt, haben wir das aber ausgehalten und auch bewältigt.

Nach der Verwaltungsprüfung 1956 sorgten meine Vorgesetzten damals auch dafür, dass ich wegen mehrerer "Strafversetzungen" unsere fränkische Heimat näher kennenlernen durfte. Immer, wenn ich höflich etwas Kritisches anmerkte, oder für manche Betriebsabläufe Verbesserungen vorschlug, wurde ich sofort getadelt und an ein anderes Postamt in Mittelfranken strafversetzt.

Aus diesem Grunde kam ich von meinem Heimatpostamt Altdorf aus nach Feucht, Roth, Weißenburg, Greding, Heideck, Hilpoltstein und Nürnberg.

Dieser häufige Wechsel des Arbeitsplatzes wurde zu einer echten Lebensschule.

Meine Wanderzeit bei der Post war erst zu Ende, als ich nach einem längeren Gespräch mit einem älteren Kollegen beim Postamt Roth, mein kritisches und manchmal auch cholerisches Temperament grundlegend änderte.

Ich arbeitete nun brav nach der alten Mönchsregel:

„Sprich gut über deine Vorgesetzten. Erledige die Aufgaben so, wie sie dir angeschafft wurden, sonst lasse die Dinge laufen, wie sie laufen“.

Damit konnte ich 41 Jahre lang gut im Staatsdienst überleben.

Meine sportliche Aktivitäten

So weit es meine Zeit erlaubte, habe ich mit meinen Freunden weiterhin und mit Begeisterung Sport betrieben und auch andere Sportarten ausgeübt.

Dazu gehörten Fußball, Handball, Faustball, Leichtathletik, Tischtennis, Radfahren, Skifahren und Bergsteigen. In der Handballmannschaft des TV 1881 Altdorf konnte ich aber leider nicht mitspielen, weil ich das Geld für den Vereinsbeitrag nicht hatte.

In der Leichtathletik waren es vor allem meine Freunde Hans Weißkopf, Erich Roth, Helmut Müller und Dieter van Eesbeeck, mit denen ich auf vielen Sportfesten aktiv dabei war. Dieter hatten die Kriegswirren nach Altdorf verschlagen. Er und Hans waren hervorragende Langstreckenläufer, vor allem auf den Strecken über 5.000 m und 10.000 m. Bei vielen CVJM-Sportfesten gehörten sie immer zu den Besten.

Die Altdorfer Stadtmeisterschaften

Dass der CVJM Altdorf 1956 an der Einführung der Altdorfer Stadtmeisterschaften in der Leichtathletik entscheidend mitgewirkt hat, sei ebenfalls erwähnt.

Diese Sportfeste auf dem Altdorfer Sportplatz des TV 1881 an der Jahnstraße, wurden einige Jahre lang durchgeführt und sie waren immer ein sportliches Kräftemessen zwischen den Sportlern des TV 1881, CVJM und 1. FC Altdorf.

Dabei belegten wir vom CVJM Altdorf gute Plätze und wir stellten auch einige Stadtmeister. Vor allem in der Schwedenstaffel (400 m, 300 m, 200 m und 100 m, oder in umgekehrter Reihenfolge) waren wir unschlagbar.

Bei diesen Altdorfer Stadtmeisterschaften 1956, 1957 und 1958 wurde ich Erster im Hochsprung und 1957 bei der Bayerischen Eichenkreuz-Meisterschaft des CVJM im großen Nürnberger Stadion sogar einmal Bayerischer Eichenkreuz-Meister im Hochsprung.

Wir fahren zur Befreiungshalle bei Kelheim

In den Pfingstferien 1953 starteten wir mit Zelt und Koptopf auf unseren Rädern von Altdorf in Richtung Niederbayern. Unser Ziel war Kelheim und seine Befreiungshalle. Diesen "Bildungs- und Kulturtrip" nach Niederbayern zu dem ehrwürdigen und beeindruckenden Monumentalbau Ludwigs des I. hatten wir gut vorbereitet.

Und so fuhren wir mit unseren Fahrrädern und der notwendigen Ausrüstung auf dem Gepäckständer die ca. 80 Kilometer lange Strecke von Altdorf über Gnadenberg - Sindlbach - Litzlohe - Dietkirchen - Velburg - Parsberg - Beratzhausen - Hemau nach Kelheim. Dort konnten wir in einem Gasthof kostengünstig übernachten.

Hinauf zu Befreiungshalle

Am anderen Morgen fuhren wir, meistens schoben wir aber unsere Fahrräder, hinauf zur hoch über der Stadt auf dem Michelsberg am Zusammenfluß von Donau und Altmühl stehenden Befreiungshalle. Ein beeindruckender gelber Rundbau mit blauem Dach, entworfen vom Architekten Leo von Klenze.

Schwitzend waren wir nach einiger Zeit oben und freuten uns auf die Besichtigung dieses mächtigen, eindrucksvollen Bauwerks Ludwigs des I.

Wir sahen in der 45 m hohen Halle die 34 sich an den Händen haltenden und 3,30 m hohen Skulpturen aus Marmor der Siegesgöttinnen. Bei der Führung erfuhren wir, dass die Grundsteinlegung für diesen Bau am 19. Oktober 1842 war und die feierliche Eröffnung am 18. Oktober 1863. Wir lasen das am Boden angebrachte und uns in der Volksschule vermittelte Zitat „Möchten die Teutschen nie vergessen was den Befreiungskampf Nothwendig machte und wodurch sie gesiegt.“

Weiter zum Kloster Weltenburg

Nachdem wir noch die Aussicht auf die unten vorbeifließende Donau und den bewaldeten Hängen dahinter genossen hatten, fuhren wir auf dem Wanderweg von der Befreiungshalle zum Donauufer weiter. Mit der Fähre setzten wir von dort über ans andere Ufer, an dem das Kloster Weltenburg steht. Ein wunderschöner Ort mit dem wohl ältesten Kloster Bayerns und seiner sehenswerten Klosterkirche der Gebrüder Asam. Nach der Besichtigung der Kirche tranken wir im schattigen Biergarten noch eine Maß Weltenburger Klosterbier („wir können ja mit dem Schiff problemlos nach Weltenburg fahren“). Die Jüngeren unter uns hatten ihren Müttern allerdings daheim versprochen in Weltenburg keine Maß Bier zu trinken; sie fanden dann eine andere Lösung und tranken zu zweit eine „Halbe“.

Mit dem Schiff nach Kelheim

Danach befuhren wir mit dem Schiff, die Fahrräder waren problemlos untergebracht, durch die Weltenburger Enge, dem sechs Kilometer langen Donaudurchbruch, zurück nach Kelheim. Die Donau hat hier einen Weg durch den harten Kalk des Fränkischen Jura gebrochen und dadurch eine der eindrucksvollsten deutschen Flusslandschaften entstehen lassen. Wir sahen dabei die Römerwand und weitere bis zu 100 m hohe Felswände, die aus dem Wasser ragten. Nach dem Michelsberg, auf dem die Befreiungshalle steht, ist diese Wildheit dann vorbei und das Donautal weitet sich wieder und wird lieblich und flach.

Nachdem wir nochmals in Kelheim übernachtet hatten, fuhren wir am anderen Tag auf gleicher Route wieder zurück nach Altdorf. Eine schöne Radtour war zu Ende.

Dankbar für die Kinder- und Jugendzeit

Trotz des immer fehlenden Geldes, der großen Entbehrungen, der ärmlichen Lebensverhältnisse, der Trauer um den vermissten Vater und um andere liebe Menschen sowie den schrecklichen Ereignissen des Zweiten Weltkrieges, hatten wir trotzdem eine schöne und erfüllte Kinder- und Jugendzeit.

Der Zweite Weltkrieg beginnt 1939

Unser Leben kann nicht immer voll Freude,
aber immer voll Liebe sein.

Volksmund

Selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Frieden lebt.
Es gibt auf Erden kein größeres Glück.

Matthias Claudius,
deutscher Dichter, 1740 - 1815

So notwendig wie die Freundschaft
ist nichts im Leben.

Aristoteles,
griechischer Philosoph in Athen, 384 - 322 v. Chr.

Mit einer Kindheit voller Liebe
kann man ein ganzes Leben lang haushalten.

Johann Heinrich Pestalozzi,
Schweizer Pädagoge und Philosoph, 1746 - 1827

Der Zweite Weltkrieg 1939 - 1945

(Nach Unterlagen aus Band 1 bis 3 Das Beste aus Readers Digest: "Der Zweite Weltkrieg")

Im Morgengrauen des 1. September 1939 überschritten die Soldaten Hitlers die Grenze zu Polen. Zwei Tage später erklärten die Regierungen von Großbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg. Noch waren die Politiker der westlichen Demokratien davon überzeugt, Hitlers Herausforderung gewachsen zu sein. Doch der Blitzkrieg in Polen demonstrierte eindrucksvoll die militärische Macht des Dritten Reiches.

Nach der Kapitulation Frankreichs im Juni 1940 schien der entscheidende Sieg über Großbritannien nur eine Frage der Zeit zu sein. Vom 15. August an flog Deutschlands Luftwaffe ständig Angriffe gegen englische Städte und Flugplätze.

Obwohl die deutschen Verluste durch die britische Luftabwehr zunahmen, wurde das Bombardement mit unerbittlicher Härte fortgesetzt.

Katastrophale Auswirkungen hatte auch der U-Boot-Krieg im Atlantik, bei dem Hunderte von britischen Handelsschiffen versenkt wurden.

Auch Mussolini in Italien träumte von territorialen Eroberungen.

Durch seine Niederlage in Griechenland wurde der Balkan überraschend zum Operationsgebiet der deutschen Wehrmacht.

Was Mussolini mißlungen war, schien für die Deutschen ein Kinderspiel zu sein, und die Schlacht um das Mittelmeer trat in ein entscheidendes Stadium.

Am 22. Juni 1941 drangen die deutschen Truppen in der Sowjetunion ein.

Während sich die nationalsozialistische Schreckensherrschaft in Europa ausbreitete, hatten die Vereinigten Staaten von Amerika beschlossen, Großbritannien zu helfen, aber nicht selber in den Krieg einzutreten.

Der japanische Angriff auf den Flottenstützpunkt der USA auf der Hawaii-Insel Oahu, Pearl Harbor, am Morgen des 7. Dezember 1941 zwang sie jedoch zur Kriegserklärung.

Damit bekam der Konflikt eine weltweite Dimension.

Inzwischen hatte der Zweite Weltkrieg im Mittelmeerraum einen neuen Schauplatz in der Wüste Nordafrikas gefunden. Trotz anfänglicher Erfolge wurden die deutsch-italienischen Truppen unter Führung von Generalfeldmarschall Erwin Rommel von den Briten und ihren Verbündeten zum Stehen gebracht und im November 1942 bei El-Alamein in Ägypten (westlich der Stadt Alexandria) auch entscheidend geschlagen.

Um die schwergeprüfte Sowjetunion zu entlasten, versuchten die westlichen Alliierten eine zweite Front in Europa zu errichten.

Doch ihr Landeunternehmen im August 1942 bei der Hafenstadt Dieppe am Ärmelkanal in Nordfrankreich endete mit einem verheerenden Blutbad.

So beschränkten sie ihr Eingreifen in Europa auf den Bombenkrieg aus der Luft, der dann in vielen deutschen Städten - darunter waren vor allem Berlin, Nürnberg, Würzburg und Dresden - Hunderttausenden Zivilisten das Leben kostete.

Das russische Sewastopol war in einem mörderischen Kampf erobert worden; die deutsche Wehrmacht marschierte gegen das Kaspische Meer.

Hitler sah sich bereits als Herrscher über die ganze Welt.

Taub gegen alle Mahnungen stürzte er sich auf Stalingrad, wo das deutsche Heer die tragischste Niederlage seiner Geschichte erlitt.

Nach langen Monaten härtester Kämpfe errangen die Amerikaner Anfang 1943 den endgültigen Sieg auf Guadalcanal, der größten der Salomoninseln im Pazifik.

Es war die entscheidende Wende im Pazifikkrieg.

An der Ostfront waren die deutschen Truppen hart bedrängt und erlitten bei ihren Angriffen große Verluste.

Für die Landung der Alliierten in Europa war jetzt die Zeit gekommen.

Von Tunesien aus erfolgte 1944 die erste Angriffswelle gegen die Insel Sizilien (Italien).

Der Zweite Weltkrieg 1939 - 1945

(Nach Unterlagen aus Band 1 bis 3 Das Beste aus Readers Digest: "Der Zweite Weltkrieg")

Die deutsche Wehrmacht war mittlerweile überall zum Rückzug gezwungen.

Ganz Deutschland wurde Tag und Nacht von britischen und amerikanischen Bombern angegriffen. In den Morgenstunden des 6. Juni 1944 wurde an der Küste der Normandie (Frankreich) ein vernichtender Gegenschlag durchgeführt. Trotz des erbitterten Widerstands der deutschen Truppen, drangen die Alliierten unaufhaltsam vorwärts.

An der Ostfront rückte die Rote Armee Rußlands heran.

Budapest (Ungarn) und Wien (Österreich) waren im Dezember 1944 in sowjetischer Hand.

Anfang 1945 standen russische Truppen nur noch 60 Kilometer vor Berlin.

Im März 1945 überquerten die Amerikaner den Rhein bei Remagen.

Am 30. April 1945 beging Reichskanzler Adolf Hitler (1889 - 1945) im Bunker der Reichskanzlei in Berlin Selbstmord. Der totalitäre "Führerstaat" war damit Geschichte.

Am 8. Mai 1945 unterzeichnete in Berlin Generaloberst Jodl die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. Damit waren in Europa die Feindseligkeiten vorbei und der Krieg zu Ende.

Nicht jedoch in Japan, dort im Pazifik kämpften die Truppen der Japaner noch verbissen weiter. Um sie in die Knie zu zwingen, wurde am 6. August 1945 die erste amerikanische Atombombe eingesetzt, die bis dahin furchtbarste Waffe in der Geschichte der Menschheit. Die Millionenstadt Hiroshima auf der Insel Honshu war das Ziel und sie wurde durch den Abwurf der Atombombe zu 60 % zerstört.

Die vernichtende Kraft dieser Atombombe kostete über 100.000 Menschen das Leben.

Am 2. September 1945 war der Zweite Weltkrieg dann offiziell und endgültig zu Ende.

Die Geschichte des Dritten Reiches

Was haben wir doch im Geschichtsunterricht alles über das „Dritte Reich“ mit seinen schrecklichen und verlustreichen Jahren unter Adolf Hitler vermittelt bekommen.

Die geschichtliche Entwicklung dieser drei Reiche ist auch heute noch sehr interessant.

Um das Dritte Reich erklären zu können, muss man beim Ersten Reich anfangen.

Das hieß offiziell Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation und existierte von 962 bis 1806.

Die deutschen Kaiser sahen sich als Nachfolger der römischen Imperatoren, da ihnen anfangs vom Papst in Rom die höchste weltliche Würde angetragen wurde, nämlich das Kaisertum und damit gleichzeitig auch der Schutz des Christentums.

Als Napoleon Europa überrannte und sich selbst zum Kaiser krönte, zerbrach 1806 dieses Erste Reich, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation.

Als Otto von Bismarck nach dem Krieg gegen Frankreich 1871 die deutschen Staaten (außer Österreich) zu einem Staat vereinte und der preußische König zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde, begann dann das später so genannte Zweite Reich.

Offiziell hieß es Deutsches Reich; denn auch in Wien regierte ein Kaiser, der Österreich als Nachfolger des Heiligen Römischen Reiches sah.

Die Nazis verwendeten ab 1933 den Begriff Drittes Reich, statt eines Kaisers herrschte aber nun mit Adolf Hitler ein Diktator.

Die Nationalsozialisten sahen in ihrem Staat die Vision eines neuen, mächtigen Deutschlands verwirklicht, das die Nachfolge der beiden vorherigen deutschen Reiche antreten sollte. Außerdem wollten sie mit dem Begriff Drittes Reich ihre Ablehnung der demokratischen Weimarer Republik ausdrücken, die nur als "Zwischenreich" galt.

Das NS-Regime benutzte den Begriff "Drittes Reich" nur anfangs.

1939 kam die Anordnung, ihn zu vermeiden, weil auf ein Drittes Reich irgendwann ein Viertes Reich folgen könne. Das widersprach aber dem Ewigkeitsanspruch des Nazistaats.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 endete dann auch das Dritte Reich.

**Unser Alltagsleben
in den
Kriegsjahren
in Altdorf
von 1939 bis 1945**

Persönliche Erlebnisse und Geschichten.

Alles Große in der Welt wird nur dadurch Wirklichkeit,
dass irgendwer mehr tut, als er tun müsste.

Hermann Gmeiner, 1919 - 1986,
österreichischer Sozialpädagoge und
Gründer der SOS-Kinderdörfer

Träume nicht dein Leben,
sondern lebe deine Träume

Chinesisches Sprichwort

Der eine wartet, bis die Zeit sich wandelt.
Der andere packt sie kräftig an und handelt.

Alighieri Dante,
italienischer Dichter 1265 - 1321

Judenhetze gegen ihre Geschäfte beginnt

Boykottaufrufe und vereinzelte Übergriffe auf jüdische Geschäfte in Deutschland durch antisemitische Gruppen gab es seit den 1890-er Jahren.

Die NSDAP propagierte bereits 1920 in ihrem 25-Punkte-Programm die systematische Verdrängung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben.

Nach der Machtübernahme 1933 - so erzählten mir meine Großeltern - veranstaltete die SA einige wilde und unkoordinierte Aktionen.

Die NS-Führung plante damals die schrittweise Entrechtung der Juden, achtete aber darauf, wie weit die deutsche Bevölkerung entsprechende Maßnahmen mittrug, und reagierte auf die Kritik des Auslands.

Mit aufpeitschenden Artikeln und Reden organisierte Reichspropagandaminister Joseph Goebbels am 1. April 1933 einen umfassenden Boykott - „Deutsche! Wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden!“ - dessen Szenen um die Welt gingen:

beschmierte Schaufensterscheiben und Ladenschilder; SA-Leute, die vor den Geschäften aufzogen und Kunden bedrohten; jüdische Anwälte, die aus ihren Büros gezerrt und öffentlich verprügelt wurden.

Nicht nur das Ausland, auch ein Großteil der deutschen Bevölkerung reagierte konsterniert und verunsichert. Goebbels ließ den Boykott, der auf drei Tage angesetzt war, am Abend des 1. April 1933 abbrechen.

Die Aktion hatte noch nicht den gewünschten Erfolg gezeigt, noch nicht!

Jüdische Synagoge in Nürnberg abgerissen

Es gehört zu einem der finstersten Kapitel der Nürnberger Stadtgeschichte, das am 10. August 1938 geschrieben wurde: An diesem Tage zerstörten und rissen die Nazis die einstige Hauptsynagoge der jüdischen Gemeinde am Nürnberger Hans-Sachs-Platz ab.

Am 9. November 1938 wurde auch die kleine Synagoge in der Nürnberger Essenweinstraße ein Opfer von blindem Hass und Zerstörungswut.

Von diesen schrecklichen Ereignissen aus der Nürnberger Stadtgeschichte hatte später uns Kindern unser Nachbar Ludwig Reinhold mehrmals erzählt.

Auch meine Großeltern in Dechendorf waren erschüttert über die brutalen Angriffe der Nazis auf die jüdischen Geschäfte in Schwabach.

Sie konnten das nicht nachvollziehen, denn ihre Besitzer waren zur Landbevölkerung immer zuvorkommend und hilfsbereit gewesen. Der Vorwurf, sie seien brutale Geldeintreiber gewesen und hätten für ausstehende Zahlungen Wucherzinsen verlangt, stimmte so nicht.

Opa erzählte: Fiel einmal eine Ernte schlecht aus und die Bauern konnten ihre angeschriebenen Rechnungen nicht bezahlen, dann bekamen sie Aufschub. Geringe Zinsen waren dafür allerdings schon fällig, doch die wurden akzeptiert.

Das Grauen des Krieges

Die Menschen, die den schrecklichen Zweiten Weltkrieg erlebt haben, denken heute noch an viele weitere Ereignisse, Geschichten und persönliche Erfahrungen zurück.

Die meisten sehnten sich in dieser Zeit aber danach, dass diese von Angst, Entbehrungen und Kriegshandlungen geprägte Zeit möglichst bald vorüber sei. Keiner konnte damals aber ahnen, was an Schrecken, Verlust von lieben Menschen und Zerstörung von Hab und Gut noch auf uns zukommen würde.

Die Verantwortung für diese schreckliche Zeit hatten - nach unserer Meinung - die Männer der NSDAP und auch ihrer angegliederten Organisationen.

Die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei)

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) war eine in der Weimarer Republik gegründete politische Partei. Programm und Ideologie waren bestimmt von einem radikalen Antisemitismus und Nationalismus sowie von der Ablehnung der Demokratie in Deutschland. In der Diktatur des Nationalsozialismus (1933 bis 1945) war die NSDAP auch die einzige zugelassene Partei in Deutschland.

Für die konsequente Umsetzung und Durchführung ihrer Ideologie sorgten viele Parteimitglieder der bestens durchorganisierten Partei des Führers Adolf Hitler.

Als Weimarer Republik wird übrigens der Abschnitt der deutschen Geschichte von 1918 bis 1933 bezeichnet, in dem erstmals eine parlamentarische Demokratie in Deutschland bestand. Sie endete dann mit der Machtübernahme der NSDAP und der Ernennung von Adolf Hitler zum Reichskanzler am 30. Januar 1933.

Die Hitlerjugend (HJ)

Wichtig für die NSDAP war auch die Jugend für ihre Ideen zu gewinnen.

So wurde die Hitlerjugend als Jugend- und Nachwuchsorganisation der NSDAP ins Leben gerufen und ab 1933 zum einzigen staatlich anerkannten Jugendverband in Deutschland ausgebaut. Wer ihr nicht beitrat galt als Außenseiter.

Beamte wurden dazu verpflichtet, ihre Kinder in die HJ zu schicken.

Ab März 1939 wurde dieser Pflichtbeitritt für alle Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren eingeführt: An zwei Tagen pro Woche musste diese Verpflichtung abgeleistet werden. Im Mittelpunkt der Aktivitäten der HJ standen Sport, Wanderungen, Märsche, Exerzieren, Zeltlager, Sonnwendfeiern und Fahrten.

Für die musikalisch Interessierten gab es die Fanfarenzüge mit Blasinstrumenten und Trommeln und auch verschiedene Singgemeinschaften.

Die Bekleidung der Jugendlichen bestand aus schwarzer Hose, braunem Hemd und einem Halstuch mit einem Lederknoten.

Durch Sport und körperliche Aktivitäten sollten schon die zehnjährigen männlichen Jugendlichen auf den Kriegsdienst vorbereiten werden.

„Was sind wir? Pimpfe! Was wollen wir werden? Soldaten!“ war eine beliebte Parole. Bereits in seiner Rede am 14. September 1935 vor rund 50.000 HJ-Jungen im Nürnberger Stadion hatte Hitler von ihnen gefordert, sie sollten „Flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl“ sein, oder noch werden.

So erledigten im Zweiten Weltkrieg schon viele HJ-Einheiten auch polizeiliche und militärische Hilfsdienste, als Flak- und Luftwaffenhelfer und in den letzten Wochen des Krieges auch als Soldaten im Volkssturm.

Der Bund Deutscher Mädel (BDM)

Der BDM (Bund Deutscher Mädel) war der weibliche Zweig der Hitlerjugend (HJ).

In ihm waren die Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren organisiert, im sogenannten Jungmädelbund (JM) die 10- bis 14-jährigen Mädchen. 1944 zählte der BDM 4,5 Millionen Mitglieder und er war damit die größte weibliche Jugendorganisation weltweit. Die Standardbekleidung der Mädel im BDM waren der dunkelblaue Rock, die weiße Bluse und ein schwarzes Halstuch mit einem Lederknoten.

Ähnlich wie bei den Jungen lag der Schwerpunkt der angebotenen Aktivitäten in Wanderungen, Fahrten, Geländespielen, Sport und Kochen. Auch Volkstanz, Theateraufführungen, Musik, Singen und Gruppenspiele gehörten dazu.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 wurden viele BDM-Mitglieder auch als Lazarett-, Luftschutz- und Landhelferinnen eingesetzt.

Flakhelfer: Kinder als Kanonenfutter

Viele Eltern hatten ab 1943 große Angst um ihre Kinder.

Als Reaktion auf die Kapitulation der deutschen 6. Armee in Stalingrad und die verstärkten Luftangriffe auf deutsche Städte setzte Hitler nämlich ab dem 15. Februar 1943 das Alter der Flakhelfer von 17 auf 15 Jahre herunter und begann auch mit der Einberufung der Ober- und Mittelschüler aus den Jahrgängen 1926 und 1927 (17 und 16 Jahre) an die Kriegsfrente.

Flakhelfer, die offiziell Luftwaffen- bzw. Marinehelfer hießen, unterstützten nach kurzer militärischer Ausbildung die Soldaten in den „Heimatflak-Batterien“ bei der Bedienung der Suchscheinwerfer und auch als Meldegänger.

Die Mädchen konnten sich ab 17 Jahren freiwillig melden und wurden dann Wehrmachtshelferinnen („Blitzmädel“) genannt.

Mit zunehmenden Luftangriffen auf Deutschland verstärkte sich der Einsatz jugendlicher Flakhelfer, ab 1944 auch in heimatfernen Stellungen.

Viele Jugendliche begriffen den Einsatz zunächst als Abenteuer in Uniform und erst im Rückblick als „gestohlene Jugendzeit“ und „Verheizung“.

Da feindliche Tiefflieger gezielt Flakstellungen und Suchscheinwerfer auszuschalten versuchten, kamen damals halbe Schulklassen ums Leben.

Richard Knobloch (Jahrgang 1927), Flakhelfer, über den Bombenangriff auf Nürnberg im März 1943: „Die beiden Kanoniere sowie 20 russische Kriegsgefangene, die dort in einer Baracke waren, kamen ums Leben. Von ihnen blieb nichts mehr übrig. Die Leichenteile waren über den ganzen Platz verstreut.“

Die brutalen SS-Soldaten

Auch die SS-Soldaten sorgten während des Krieges und vor allem kurz vor seinem Ende mit ihrem Fanatismus und ihrer Brutalität für Angst und Schrecken in der Bevölkerung, auch in Altdorf und seinem Umland.

Die Schutzstaffel (SS) war eine nationalsozialistische Organisation, die der NSDAP und Adolf Hitler als Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument diente.

In Ihren Verantwortungsbereich fielen ab 1934 vor allem der Betrieb und die Verwaltung von Konzentrationslagern (KZ) und ab 1941 auch der eingerichteten Vernichtungslager. Die SS war sowohl an der Planung wie an der Durchführung des Holocausts und anderer Völkermorde vorrangig beteiligt.

Auch der Altdorfer SS-Sturm stellt in den dreißiger Jahren Männer zur Bewachung des KZ Dachau ab; bis 1938 wurden wechselweise 30 bis 40 Männer aus Altdorf in Dachau eingesetzt.

Aus der SS ging auch die legendäre Leibstandarte hervor, der Traum vieler Jugendlicher. Sie wurde am 17. März 1933 von Adolf Hitler als Stabswache Berlin gegründet und ihm persönlich unterstellt. Sie erhielt ein halbes Jahr später den Namen Leibstandarte SS Adolf Hitler. Der Grund für die Aufstellung dieser Eliteeinheit war, dass Hitler der Bewachung durch die Reichswehr mißtraute.

Altdorf eine „braune“ Hochburg der NSDAP

Auch Altdorf ist in den Jahren 1932 und 1933 eine regionale Hochburg der NSDAP.

Dort hat sich 1926 die erste Ortsgruppe der NSDAP im Bezirk Nürnberg gegründet.

Ihr Führer ist der Altdorfer Lehrer Robert Bergmann, der für die NSDAP im Reichstag sitzt, Ende 1933 zum SS-Gruppenführer befördert wird und als Adjutant von SA-Stabschef Ernst Röhm beim so genannten „Röhmputsch“ im Sommer 1934 nur knapp dem Erschießungskommando entkommen konnte.

Die Altdorfer SA

Angeführt vom Altdorfer Zahnarzt Dr. Georg Molitor entwickelt sich die Altdorfer SA schnell zu einer gefürchteten Schlägergruppe, die sich kaum eine Straßenschlacht, oder eine Saalrauferei in der Umgebung entgehen ließ. Am 10. März 1933 verbrannten die SA-Leute in Neumarkt vor dem Rathaus die konfiszierten Bücher und Zeitungen. Mit dabei waren auch Gruppen aus Feucht und Altdorf.

Wer war Joseph Goebbels?

Wenn wir Kinder mit unserer Mama abends Radio hörten, dann tönte aus dem Volksempfänger mehrmals lautstark die Stimme von Joseph Goebbels.

Joseph Goebbels (1897 - 1945), der propagandistische Einpeitscher des NS-Regims und Diktator über die Kulturpolitik des Dritten Reichs, forderte bereits 1942 für den „Endsieg“ einen „totalen Kriegseinsatz“ der deutschen Zivilbevölkerung.

Nach der Niederlage von Stalingrad hielt er am 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast seine 108 Minuten dauernde berühmte „Sportpalastrede“, in der er alle Register seiner dämonischen Beredsamkeit zog, leise wie laute.

Seine Zuhörer, Angehörige aus allen Schichten und Berufen, quittierte die Rede mit frenetischen Heil-Rufen. Auch bei der Frage „Wollt ihr den totalen Krieg?“ schrien die Massen ihre Opferbereitschaft heraus, worauf Goebbels noch einmal nachsetzte, ob sie ihn „totaler und radikaler wollten, als sie ihn sich überhaupt vorstellen könnten?“.

Seine Auftritte im Radio und bei Veranstaltungen endeten dann immer mit dem dramatischen Appell: „Nun, Volk, steh auf, und Sturm, brich los!“

Biografie Joseph Goebbels:

1926: Gauleiter von Berlin

1930: Reichspropagandaleiter der NSDAP

1933: Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda

1933: Präsident der Reichskulturkammer

1944 - 1945: Leiter des „Volkssturms“ Berlin

29.04.1945: testamentarischer Reichskanzler.

Widerstandsgruppe Weiße Rose

Auch vom Widerstand haben die Erwachsenen in Altdorf oft gesprochen.

Vor allem von der Widerstandsgruppe Weiße Rose, einem Kreis christlich-humanistisch geprägter Studenten in München. Sie riefen 1942 mit Flugblättern zum Widerstand gegen den Krieg und das nationalsozialistische Regime auf.

Begründer der Gruppe und Hauptverfasser der Schriften waren Hans Scholl, seine Schwester Sophie, Alexander Schmorell und noch andere.

Das letzte Flugblatt verfasste der Professor für Philosophie Kurt Huber.

Die führenden Mitglieder und Verfasser der Schriften der Weißen Rose waren: Der Begründer Hans Scholl (*1918), Sophie Scholl (*1921), Christoph Probst (*1919), Alexander Schmorell (*1917), Prof. Kurt Huber (*1893) und Willi Graf (*1918).

Die Flugblätter wurden vervielfältigt und von heimlichen Unterstützern in München und auch in anderen Städten verteilt.

Am 18. Februar 1943 wurden die Geschwister Scholl beim Verteilen ihrer Flugblätter an der Universität München verhaftet und vom „Volksgerichtshof“ unter Roland Freisler zusammen mit Christoph Probst zum Tod verurteilt.

Hans und Sophie Scholl, die Symbolfiguren des Widerstands der Weißen Rose, wurden am 22. Februar 1943 hingerichtet. Am 19. April 1943 erfolgen die Todesurteile gegen Schmorell, Huber und Willi Graf, die ebenfalls enthauptet wurden.

Volksschule: Kriegshelden erzählten vom Krieg

In den Kriegsjahren erhielten wir in der Altdorfer Volksschule auch Besuch von sogenannten "Kriegshelden", unter ihnen war auch der Altdorfer Major Hupfer, der in unserer Nachbarschaft in der Schießhausstraße wohnte.

Wenn die kamen, dann mussten alle Klassen im Schulhof antreten und diesen Soldaten sowie den ebenfalls gekommenen politischen Persönlichkeiten der NSDAP (National-Sozialistische-Partei-Deutschlands), das waren meistens der Ortsgruppen- und Kreisleiter, aufmerksam zuhören. Sie alle erzählten mit großer Begeisterung von ihren Erlebnissen aus dem Krieg und in der Heimat und wie man dabei zum Helden werden kann. Das hat uns Kindern aber meistens nicht allzu interessiert.

Zum Abschluss dieser "Erzählstunde" mussten wir dann alle die rechte Hand zum Hitlergruß erheben und unserer Nationalhymne laut und kräftig singen. Wechselten wir dabei beim Singen von der rechten auf die linke Hand, dann gab es vom Lehrer - wenn er es sah - eine kräftige Ohrfeige und manchmal auch noch eine Strafarbeit.

Volksschule: Gefährlicher Heimweg

Unser Schulbetrieb wurde ab 1942 auch zunehmend durch die vielen Fliegerangriffe der Alliierten Luftwaffe auf unsere Nachbarstadt Nürnberg beeinträchtigt.

Vor allem wenn die Sirenen in Altdorf Fliegeralarm ankündigten und im Radio der Hinweis kam "Feindliche Flugzeuge fliegen auf den Inneren Bereich zu", damit war das Gebiet um Nürnberg gemeint, dann war unser Unterricht abrupt zu Ende.

Für uns hieß es dann nach dem Alarm immer ganz schnell vom Röderschulhaus auf dem Fußweg des Kapellgraben nach Hause zu rennen.

Das wurde manchmal zu einem aufregenden Abenteuer. Denn mehrmals tauchten auf dem Heimweg ganz plötzlich einige sehr tief fliegende feindliche Flugzeuge auf, die "Tiefflieger". Schnell drückten wir uns dann im Kappelgraben in die Hecke, oder suchten Schutz unter einem Baum. Oftmals hörten wir den lauten Knall der von den vorüberfliegenden Flugzeugen abgefeuerten Schüsse.

Wenn sie dann weg waren, riefen wir den Flugzeugen nach "Ätsch, nichts getroffen!" und rannten dann so schnell es ging heim ins schutzbietende Haus.

Gegen Kriegsende 1945 wurden solche Attacken aus der Luft auf die Zivilbevölkerung in Altdorf leider immer häufiger; es gab aber keine Todesopfer.

Viele Nürnberger Kinder leiden unter den Fliegerangriffen

Ab 1943 wurden auch einige Nürnberger Schüler bei ihren Verwandten in Altdorf einquartiert, die dann den Unterricht in unserer Volksschule besuchten.

Viele von ihnen wirkten durch die schrecklichen Flächenbombardements auf ihre Stadt traumatisiert, verstört und seelisch beschädigt.

Sie zuckten pausenlos mit den Augen, weinten und waren oft aggressiv.

Ihre von Bombenangst geprägten Erzählungen waren für uns immer schrecklich anzuhören. Manchmal weinten wir in der Pause mit ihnen.

Muster der Fliegerangriffe

Die Fliegerangriffe auf Nürnberg hatten immer das gleiche Muster:

Die in großer Höhe anfliegenden Flugzeuge warfen zunächst als Zielfeuer Leuchtraketen ab, - die sogenannten "Christbäume" - die alles taghell beleuchteten. Dann folgte durch die nachfolgenden Flugzeuge ein gewaltiger Bombenteppich, der in der Stadt alles in Schutt und Asche legte. Die zum Schutz Nürnbergs aufgestellten Flugabwehren in Fischbach und Moorenbrunn war mit der Abwehr der Flugzeuge meistens völlig überfordert.

Tiefflieger greifen uns an

An einem Spätnachmittag im Sommer 1943 war ich mit meiner Mutter und Schwester auf einer uns gehörenden Wiese oberhalb von Prackenfels, nahe des Bauernhofes am Striegel bei Prackenfels, um Gras für unsere Hasen und Hühner zu holen.

Da tauchten plötzlich zwei Tiefflieger am Horizont auf und schossen beim Überfliegen in unsere Richtung.

Wir flüchteten in panischer Angst von der Wiese und versteckten uns so gut es ging in einer nahen Haselnusshecke. Doch die Gefahr war damit noch nicht vorbei.

Die beiden Flugzeuge wendeten, kamen zurück, überflogen uns nochmals und erschreckten uns mit weiteren abgegebenen Schüssen. Unsere Angst von ihren Schüssen getroffen zu werden war in solchen Augenblicken sehr groß.

Wir müssen mehrmals in der Woche in den Luftschutzkeller

Für uns Kinder war es das Schlimmste, wenn nachts in den sechs Kriegsjahren (1939 - 1945) die Sirenen in Altdorf laut heulten und unseren Schlaf unterbrachen.

Nach dem Wecken mussten wir dann über unsere Schlafanzüge den Trainingsanzug überstreifen, das schützende Haus verlassen und uns schnell in den sogenannten „Luftschutzkeller“, oder in den Keller im eigenen Haus begeben.

Unser Luftschutzkeller war kein Kellerraum, sondern eine in den Schutzwall der benachbarten Schießanlage gegrabene und mit Balken abgestützte Erdhöhle, die etwa 30 Meter von unserem Haus - in Richtung Brauhaus - entfernt war.

Draußen herrschte immer völlige Dunkelheit, denn die Straßenbeleuchtungen waren abgeschaltet und alle Häuser auf Anordnung völlig verdunkelt.

Auf dem Weg zum Luftschutzraum konnten wir auch etwas ahnen von dem Bombeninferno auf Nürnberg, denn die Explosionen der Bombenabwürfe aus den Flugzeugen waren zu hören und durch Lichtstreifen und Blitze auch zu sehen.

Oftmals hatten wir auf dem Weg in den Luftschutzkeller, und auch drinnen, laut mit unseren Nachbarn gebetet. Es war gut, dass wir im Religionsunterricht, oder von unserer Mutter ein Gebet gelernt hatten, das wir in einer solchen Situation auswendig sprechen konnten. Wir hatten alle immer große Angst und haben auch mit unserer Mutter mehrmals viel geweint.

Wenn dann die Altdorfer Sirenen mit einem langen Heulton endlich Entwarnung gaben und auch keine Bombengeräusche mehr zu hören waren, dann gingen wir in der Finsternis und Stille der Nacht wieder in unser Haus zurück.

Mehrmals kamen wir dort an und es brannte im Haus kein Licht, denn der Strom war abgeschaltet oder ausgefallen. Dann mussten wir Kerzen anzünden, um die Dunkelheit im Haus und unsere große Angst zu bewältigen.

Der Stromausfall in der Stadt Altdorf dauerte oftmals mehrere Tage.

Ein Wochenende mit Brand und Fliegerangriff

Ein ganz schlimmes Wochenende erlebten wir auch am 9., 10. und 11. August 1943 in Altdorf, Nürnberg, Feucht und Moosbach.

So erschreckte am 9. August 1943 ein Großbrand die Altdorfer Bevölkerung.

Das Gebäude des Lagerhauses des Landwirtschaftlichen Genossenschaftsbetriebs in der Bahnhofstraße stand am Abend lichterloh in Flammen und brannte völlig aus.

Von unserem Wohnhaus aus waren das Brandinferno und der blutrote Himmel gut zu sehen. Die Feuerwehr versuchte zu retten, was noch zu retten war.

Alle hofften, dass zu diesem Brand nicht noch ein Fliegerangriff auf Altdorf komme, denn die Stadt war durch den Brand hell beleuchtet und dadurch ein leichtes Ziel.

Der Fliegerangriff auf Nürnberg-Wöhrd

In der folgenden Nacht des 10. August 1943 heulten in Altdorf wieder die Sirenen. Wir gingen wie immer in unseren Luftschutzbunker außerhalb des Hauses. Stundenlang hörten wir von dort die schrecklichen Explosionsgeräusche der im nahen Nürnberg abgeworfenen und detonierenden Bomben.

Nach mehreren Stunden gab die Sirene dann endlich Entwarnung und wir konnten wieder zurück in unser Haus. Im Dunkeln gingen wir ins Bett, denn der Strom war schon wieder ausgefallen.

Der Nürnberger Ortsteil Wöhrd wurde von diesem Bombenangriff der britischen Flugzeuge besonders schwer getroffen.

In der Nacht vom 10. auf den 11. August 1943 starben nach offiziellen Angaben 585 Menschen, 2.854 wurden verletzt. Große Teile der Nürnberger Innenstadt und der Lorenzkirche wurden ebenfalls zerstört.

Getroffen wurde hauptsächlich die Wöhrder Vorstadt, die nach dem Angriff vom Wöhrder Friedhof bis zum Cramer-Klett-Park eine einzige Trümmerwüste war.

Auch die St. Bartholomäuskirche war bis auf die Grundmauern zerstört.

Seit 1967 erinnert in dieser Kirche das sogenannte „Gedächtnisfenster“ neben der Kanzel noch heute an diesen schrecklichen Fliegerangriff.

Keiner konnte damals ahnen, dass das für die Stadt Nürnberg nur der Auftakt zu noch viel Schlimmeren war.

Mein Schwiegervater gräbt seine verschüttete Tochter aus

Von diesem Fliegerangriff auf Wöhrd waren auch die Pflegeeltern - Fritz und Margarete Leonhardt - meiner Frau Erika schwer betroffen.

Ihre Tochter Gunda, geboren am 24. Juli 1924, arbeitete in Nürnberg-Wöhrd in einem Lebensmittelgeschäft, das beim Fliegerangriff am 10. August 1943 von einer Bombe voll getroffen und völlig zerstört worden war. Alle Insassen im Luftschutzbunker des Geschäftshauses wurden dabei getötet. Unter den Trümmern lag auch die 19-jährige Stiefschwester Gunda meiner Frau Erika.

Mein Schwiegervater erzählte mir, dass er damals mit noch einem Mann aus Altdorf, einige Tage lang mit dem Fahrrad zum zerbombten Haus in Nürnberg gefahren sei, um mit noch weiteren Helfern aus Nürnberg seine Tochter auszuschaufeln.

Am Abend fuhren sie mit dem Fahrrad müde, traurig und seelisch kaputt nach Altdorf zurück, am anderen Morgen schaufelten sie wieder in Nürnberg unermüdlich weiter.

Er fand seine geliebte Tochter Gunda dann tot unter den Schuttmassen.

Eine Woche später wurde sie im Kreise ihrer Familie von Dekan Nägelsbach auf dem Altdorfer Friedhof beerdigt.

Mein Schwiegervater konnte aber nie mit mir darüber reden, wie und in welchem Zustand er seine Tochter Gunda in den Trümmern fand, wie er sie zurück nach Altdorf brachte und über weitere Einzelheiten dieser Aktion.

Meistens weinte er bei der Erinnerung an dieses schreckliche Ereignis und ich vermied es daher später diese furchtbare Tragödie anzusprechen, die eine so tiefe Wunde in seinem Herzen gerissen hatte. Es muss für ihn schrecklich gewesen sein, das alles zu erleben und seelisch zu bewältigen.

Auch für seine Frau Margarete, die Mutter von Gunda, Erikas Pflegemutter.

Der Verlobte von Gunda kämpfte in Rußland als Flugzeugpilot an der Front und kam unverseht im Mai 1945 in die Heimat zurück.

Er war erschüttert und betroffen, dass seine geliebte Gunda in der Heimat ihr Leben lassen mußte.

Flugzeugabsturz in Moosbach

653 britische Flugzeuge warfen beim Angriff auf Nürnberg vom 10. auf den 11. August 1943 Tonnen von Brand- und Splitterbomben ab, die furchtbare Zerstörungen anrichteten. 16 Maschinen konnte die Flugabwehr in Fischbach abschießen.

Einer der getroffenen Lancaster-Bomber stürzte im Wald am Ortsrand von Moosbach bei Feucht ab. Die vielen Teile des abgeschossenen Flugzeuges waren über eine größere Wald- und Wiesenfläche rund um das Dorf verstreut.

Alle sieben Besatzungsmitglieder kamen bei dem Absturz ums Leben.

Fliegerangriffe zerstören viele Gebäude in Feucht

In der gleichen Nacht vom 10. auf den 11. August 1943 fielen auch Bomben der Alliierten auf die Nachbargemeinde Feucht und richteten dort großen Schaden an.

Der Angriff der 15 Flugzeuge dauerte nur wenige Minuten, dann lagen Teile der Gemeinde Feucht in Trümmern. Zahlreiche Gebäude wurden durch den Abwurf von Sprengbomben, Luftminen und Phosphorbrandbomben vollständig zerstört.

Auch die evangelische Kirche brannte lichterloh. Die katholische Herz-Jesu-Kirche wurde durch eine Luftmine schwer beschädigt. Es grenzt an ein Wunder, dass bei diesem Angriff nur zwei Menschen in Feucht ums Leben kamen.

Am 28. August 1943 gab es einen weiteren Luftangriff auf Feucht, der aber nur geringe Schäden anrichtete.

Bomben und Flugzeugabstürze bei Altdorf

Einmal - die genaue Jahreszahl weiß ich nicht mehr - fiel auch eine Bombe auf das benachbarte Dorf Hagenhausen und explodierte in der Nähe der Kirche.

Bei Ludersheim stürzte ein angeschossenes Flugzeug ab und schlug einen tiefen Krater in eine Wiese.

Im Schwarzachtal bei Burgthann und im Wasserschutzgebiet bei Pattenhofen stürzten ebenfalls angeschossene Flugzeuge ab.

Kartoffelkäfer und Kräuter sammeln

Während des Krieges hatten die Amerikaner, so hat man es uns Kindern erzählt, chemische Stoffe auf Felder und Wiesen abgeworfen, durch die dann der bei uns bis dahin unbekanntes Kartoffelkäfer eingeschleppt wurde.

Deshalb musste meine Schulklasse mehrmals am Nachmittag auch zum „Kartoffelkäfersammeln“ ausrücken. Dabei entfernten wir von der Unterseite des Kartoffelkrautes die vielen roten Larven. War es dafür schon zu spät, dann sammelten wir die gelb-schwarz gestreiften Kartoffelkäfer ein.

Es gab auch Landwirte für die wir das in unserer Freizeit gerne freiwillig machten.

Auch Heilkräuter sammelten wir mit unserer Schulklasse, oder auch privat, auf den Wiesen rund um Altdorf, trockneten sie auf dem Dachboden und lieferten sie dann an eine dafür eingerichtete Sammelstellen in der Schule ab. Von dort wurden die getrockneten Kräuter als Tee für die Soldaten an die Front geliefert.

Ein trauriger neunter Geburtstag

Am 30. März 1944 konnte ich mit meinen Freunden meinen neunten Geburtstag feiern. Als Geschenk gab es einen von meiner Mutter aus zusammengebettelten Zutaten und mit Hilfe einer brauner Bierhefe gebackenen Kuchen. Die Hefe stammte aus dem Altdorfer Brauhaus und sie musste vorher intensiv gewässert werden.

Mit einigen Freunden haben wir den Kuchen am Nachmittag mit einer Tasse Milch verspeist. Irgendwie war es ein sehr trauriger Geburtstag.

Ein weiterer Angriff auf Nürnberg

In der Nacht vom 30. zum 31. März 1944 heulten in Altdorf wieder laut die Sirenen und im Radio wurde der Anflug großer feindlicher Luftverbände angekündigt. Schnell suchten wir unseren Luftschutzbunker im nahen Erdwall auf.

795 Flugzeuge beladen mit 2.500 Tonnen Spreng- und Brandbomben - so konnte wir einige Tage später in der Zeitung nachlesen - sollten Nürnberg, die "Stadt der Reichsparteitage", ausradieren.

Bombeninferno in Leinburg

Einige von der Luftabwehr in Fischbach und Moorenbrunn in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1944 angeschossenen Feindflugzeuge entledigten sich damals noch vor dem Absturz durch sogenannte Notabwürfe ihrer im Flugzeug befindlichen Bombenfracht und warfen sie über den Dörfern rund um den Moritzberg ab.

Dadurch wurden in Leinburg die Kirche und ca. 40 Häuser ein Raub der Flammen. Die Feuerwehr konnte wenigstens den Turm der St.-Leonhards-Kirche retten, während das Kirchenschiff total ausbrannte.

Auch in den Nachbardörfern Diepersdorf, Schönberg, Haimendorf, Pötzing und Weigenhofen brannte es und es gab dort große Zerstörungen

Begleitet von unseren älteren Freunden fuhren wir am anderen Tag mit unseren Fahrrädern auf der Forststraße durch den Reichswald nach Leinburg und Diepersdorf. Wir sahen dort mit eigenen Augen, was dieser verheerende Luftangriff auf Nürnberg auch in unserer Umgebung angerichtet hatte. Es rauchte an einigen Stellen immer noch und die Menschen dort waren geschockt und verzweifelt.

Der Heldengedenktag 1944 in Altdorf

Am 2. August 1934 wurde in Deutschland der sogenannte Volkstrauertag in Heldengedenktag umbenannt und auch sein Charakter geändert. Nun sollte nicht mehr die Totenverehrung im Mittelpunkt stehen, sondern die Heldenverehrung. Die Flaggen wurden bei den Feierstunden nicht mehr auf halbmast gesetzt, sondern ganz nach oben gezogen (vollstock).

Am Heldengedenktage des 12. März 1944 war ich mit meiner Mutter am Kriegerdenkmal auf dem Altdorfer Friedhof. Was wir beide nicht wissen konnten, genau an diesem Tag wurde unser geliebter Papa bei schweren Kämpfen nahe der russischen Stadt Cherson (heute Ukraine) als vermisst gemeldet.

Wir standen sorgenvoll in Altdorf am Kriegerdenkmal und er geriet am gleichen Tag in russische Gefangenschaft.

Blasmusik, die Ansprachen von Gauleiter Bald und Kreisleiter Bergmann, Kranzniederlegung und das gespielte Lied vom „Guten Kameraden“ bestimmten den Ablauf. Von Trost und Frieden fühlten wir bei dieser Veranstaltung nichts, nur große Traurigkeit und Sehnsucht nach dem im Krieg kämpfenden Vater. Der Friede war so weit weg, das Leid aber so nahe. Am folgenden Heldengedenktag am 11. März 1945 in Altdorf nahmen wir nicht mehr teil, meine Mutter hatte dazu keine Kraft mehr.

Viele Todesnachrichten in dieser Zeit

Ein Grund dafür war unser vermisster Papa, dieser Schicksalsschlag hatte unser Familienleben von einem Tag zum anderen grundlegend verändert. Eine Vermisstenmeldung ist die grausamste Form der Todesnachricht. Sie läßt zwar noch Hoffnung zu, aber jeder wusste damals, dass diese Hoffnung sehr gering ist.

Auch der Altdorfer Ortsgruppenleiter Bald musste mehrmals den Betroffenen die Todesnachricht vom sogenannten „Heldentod“ ihrer Lieben überbringen.

Papas letzter Brief hilft mir im Leben

Ich habe meinen geliebten Papa leider nicht mehr gesehen.

Nur sein letzter 1944 an mich geschriebenen Brief war sein letztes Lebenszeichen. Ich habe seinen Brief heute noch. Wenn ich als Kind traurig war, nahm ich ihn weinend in die Hand und las die von ihm geschriebenen Zeilen. Das gab mir Trost.

Wenn ich in meinem Leben etwas Besonderes erreicht oder erlebt hatte, dann nahm ich den Brief ebenfalls in die Hand und hielt laut Zwiesprache mit seinem im Wohnzimmer aufgestellten Soldatenbild und manchmal meinte ich ihn auch laut antworten zu hören.

Mein Wunsch als Kind war immer, dass er eines Tages aus dem Bilderrahmen im Wohnzimmer lebendig heraustreten möge und wieder in unserer Mitte sei.

Das Attentat auf Hitler

Meine Mutter erzählte mir, dass sie im Radio gehört hatte, dass am 20. Juli 1944 ein Attentat auf Adolf Hitler gescheitert sei. Wir Kinder konnten dieses Ereignis aber nicht einordnen, auch in der Schule bekamen wir von unseren Lehrern keine passende Erklärung dazu.

Ungarische Soldaten in der Schützenbaracke

In der Schützenbaracke neben unserem Haus war bis kurz vor dem Kriegsende auch eine kleine Gruppe ungarischer Soldaten untergebracht.

Wir Kinder hörten am Abend oft, wie sie musizierten und fröhlich ihre Lieder sangen. Es war uns Kindern allerdings streng verboten mit den ungarischen Soldaten zu reden. Man spürte bei ihnen oftmals, dass sie Heimweh hatten und sich nach ihren Familien, vor allem nach ihren Kindern, sehnten.

Einer kam mehrmals - trotz Verbot - weinend an unseren Gartenzaun und streichelte immer ganz liebevoll meine Schwester und mich und weinte dabei.

Da er dabei ungarisch sprach, konnten wir nicht verstehen, was er uns vermitteln wollte. Sicher war es die große Sehnsucht nach seiner Familie in Ungarn.

Ein flüchtender ungarischer Soldat wird erschossen

An einem Abend waren Schreie und mehrere Schüsse aus der Baracke neben unserem Haus zu hören. Wir Kinder sahen wie ein Soldat über die Wiesen in Richtung Riedener Wald davon lief. Das Gebiet war damals noch nicht bebaut und die Grundschule gab es noch nicht.

Der Flüchtende wurde gleich darauf von einigen Uniformierten verfolgt. Dann waren Schüsse zu hören und er fiel getroffen zu Boden und war tot. Es war der Soldat, der uns Tage vorher noch so liebevoll gestreichelt hatte.

Alle wegen der Schüsse herbei geeilten Erwachsenen und Kinder mussten zurück in ihre Häuser und durften diese dann einige Stunden nicht mehr verlassen.

Der im 1. Stock unseres Hauses einquartierte ungarische Offizier, teilte meiner Mutter mit, dass dieser Soldat flüchten wollte und daher erschossen wurde.

Mit diesem Offizier hatten wir auch unsere Probleme.

Er bekam jeden Tag ein schmackhaftes Essen geliefert, das meine Mutter in unserer Küche für ihn aufwärmen musste. Davon gab er uns aber niemals etwas ab, wir lebten nur von dem köstlichen Essensduft, der sich im Haus verbreitet hatte.

Das Essen musste ich ihm immer nach dem Aufwärmen in sein Zimmer bringen, denn meine Mutter, eine hübsche und körperlich gut gebaute Frau, hatte Angst wegen seiner körperlichen Übergriffe.

Warum ungarische Soldaten in Altdorf?

Die ungarischen Soldaten waren kriegsbedingt in Altdorf stationiert.

Im Zweiten Weltkrieg trat Ungarn 1940 mit Italien und Japan dem sogenannten Dreimächtepakt bei und nahm seit 1941 auf deutscher Seite am Krieg teil.

Ziel dieses Abkommens war eine „neue Ordnung“ in Europa und Asien herzustellen.

Parteiversammlungen waren bei uns Kinder beliebt

Vor der Laurentiuskirche und auf dem Schloßplatz standen mehrere mächtige Kastanienbäume, für uns Kinder ein echtes Kletterparadies, auf die aber das Hinaufklettern streng verboten war.

Geduldet wurde das nur, wenn dort eine öffentliche Parteiveranstaltung der NSDAP stattfand. Dann durften wir vor den Augen der sonst so strengen Altdorfer Polizisten und Ordnungskräfte auf die Kastanienbäume klettern und uns von oben die vom Band gespielte Marschmusik und die Reden der Politiker anhören.

Deshalb waren wir Kinder schon ungewollt sehr eifrige Besucher dieser Altdorfer NSDAP-Parteiveranstaltungen. Obwohl wir den Sinn dieser Veranstaltungen noch gar nicht verstanden.

Hunger prägte unser Leben

Neben dem täglichen Schulbesuch, mussten wir Kinder auch noch unser von dem unberechenbaren Kriegsgeschehen bestimmtes Alltagsleben bewältigen.

Das vorhandene Geld reichte weiterhin bei vielen Menschen in unserer Stadt nicht für ein normales Leben. Viele Familien lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen. Sich einmal richtig "Satt essen", das gab es nur an besonderen Feiertagen, oder vielleicht an einem Geburtstag.

Brot mit Salz darauf sowie warme oder kalte Kartoffeln waren beliebte Mahlzeiten und ein praktizierter Hungerstiller. Manchmal tranken wir auch vor einer Mahlzeit eine größere Menge Wasser, damit dadurch das Hungergefühl etwas gestillt war. Der Hunger wurde zum gnadenlosen Taktgeber unseres damaligen Lebens.

Die meisten Altdorfer, die einen Garten hatten, hielten sich Hasen, Gänse, Enten und Hühner und bauten im Garten auch reichlich Gemüse und Kartoffeln an.

Die Tiere zu füttern und zu pflegen war allerdings auch eine große herausfordernde Aufgabe, vor allem für uns Kinder.

Unsere Nachbarin ist für immer verschwunden

An einem Nachmittag im Herbst 1944 stellten wir auch fest, dass ein Haus in der Schießhausstraße, in dem eine ältere, leicht behinderte Frau alleine wohnte, seit Tagen leer war. Wir Kinder mochten sie wegen ihrer freundlichen Art.

Oftmals, wenn wir vorbeigingen, bekamen wir von ihr einen Apfel oder einen klebrigen Bonbon geschenkt. Wenn sie Probleme hatte, dann halfen wir ihr gerne, kauften für sie ein, oder holten Brennbares aus dem Wald zum Heizen ihres Ofens.

Wir erfuhren dann von ihrer Nachbarin, dass sie von mehreren uniformierten Soldaten abgeholt und mit einem Militärfahrzeug wahrscheinlich in das Konzentrationslager Flossenbürg im Oberpfälzer Wald gebracht worden sei.

Was ein Konzentrationslager war, wussten wir Kinder nicht; die Erwachsenen angeblich auch nicht. In diesen Lagern, so haben wir später erfahren, wurden damals Menschen eingeliefert, welche die Politik der Nazis ablehnten, die eine Behinderung hatten, oder Juden waren.

Wir haben unsere geliebte Nachbarin leider nie mehr gesehen.

Das Konzentrationslager Flossenbürg

Im KZ Flossenbürg in der Oberpfalz und seinen fast 90 Außenlagern waren zwischen 1938 und 1945 mehr als 100.000 Häftlinge interniert, darunter etwa 16.000 Frauen. Zwei Drittel von ihnen stammten aus Osteuropa.

Rund 30.000 Menschen kamen ums Leben, darunter auch der bei uns Jugendlichen so beliebte evangelische Theologe und NS-Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer. Er wurde am 9. April 1945 im Lager Flossenbürg hingerichtet. (Siehe auch Seite 170)

Im KZ Dachau und seinen 140 Außenlagern hatten die Nationalsozialisten bis 1945 mehr als 200.000 Menschen eingesperrt und zur Zwangsarbeit verpflichtet.

Die KZ-Aussenstelle Hersbruck (Doggergraben)

Das zweitgrößte Außenlager von Flossenbürg war das nur 18 Kilometer von Altdorf entfernte KZ Hersbruck, das sogenannte Doggerwerk im Berg Houbirg bei Happurg. Man kann nachlesen, dass in den Doggerstollen von August 1944 bis April 1945 mehr als 9.000 Häftlinge aus insgesamt 23 Nationen untergebracht waren, von denen über 4.000 starben.

Die Männer mussten in den Berg Houbirg eine große Stollenanlage für eine unterirdische Fabrik schlagen. In ihr sollte dann eine bombensichere Fertigungsstätte für Flugzeugmotoren eingerichtet werden.

Nur mit Holzschuhen und Lumpen bekleidet, von wässriger Suppe ernährt und von brutalen Wärtern bis zur Erschöpfung und zum Zusammenbruch angetrieben.

500 Männer kamen im Monat auf diese Weise im KZ Hersbruck ums Leben. Ihre Leichen wurden in zwei Krematorien und auch unter freiem Himmel verbrannt und im dortigen Wald vergraben.

Vor dem Einmarsch der Amerikaner wurde das KZ Hersbruck Anfang April 1945 aufgelöst und die Häftlinge in das KZ Dachau getrieben oder transportiert.

2.000 von ihnen kamen am 23. April dort an.

Fliegerangriffe auf der Dörlbacher Au

In unserer Freizeit nach dem Schulbesuch waren wir aber weiterhin sehr aktiv so weit es die gelegentlichen Fliegerangriffe zuließen.

Unsere wohl schönste und abwechslungsreichste Radtour in der Altdorfer Umgebung war die zur Dörlbacher Au. Gut getarnt ging es auf schmalen Fußwegen durch die Löwengrube nach Prackenfels zur Schwarzachbrücke und durch den Wald hinauf zur Hochfläche. Die Rückfahrt nach Altdorf erfolgte meistens über Rasch und durch das Waldgebiet Roter Baum zurück nach Altdorf.

Oftmals war im Schwarzachtal, in Rasch und Prackenfels, auch starkes Hochwasser, denn die Schwarzach war immer wieder einmal im Frühjahr und nach starken Regenfällen über ihre Ufer getreten. Da saßen wir dann oftmals am Wiesenabhang in der Nähe des Gasthofs Mederer in Prackenfels und sahen von dort dem zerstörenden Wassertreiben zu.

Mehrmals wurden wir Kinder auf der freien Fläche der Dörlbacher Au auch von vorbei fliegenden englischen Tieffliegern beschossen. Wir suchten dann immer schnell Schutz unter den Bäumen beim dortigen Kriegerdenkmal. Die Flieger kamen meistens wenige Minuten später wieder zurück und schossen erneut auf uns.

Einmal flüchtete auch ein Bauer aus Schwarzenbach, der auf einer nahen Wiese für seine Kühe Gras mähte, zu uns unter den Baum. Ich höre heute noch seinen verzweifelten Satz: „Jetzt schießen die schon auf spielende Kinder, das ist doch unmenschlich und ein großes Verbrechen!“

Eindrücke nach dem Bombenangriff am 2. Januar 1945 auf Nürnberg

In den Weihnachtsferien 1944 war ich mit meiner Mutter und Schwester wieder bei den Großeltern in Dechendorf bei Schwabach. Von dort aus erlebten wir den nächtlichen Fliegerangriff der britischen Royal Air Force am 2. Januar 1945 auf Nürnberg und hörten im Radio, dass auch das nähere Umland Nürnbergs bombardiert worden sei.

Um 19.20 Uhr fielen am 2. Januar 1945 die ersten Bomben auf die Stadt, um 21.40 Uhr gaben die Sirenen Entwarnung. Bei diesem Luftangriff wurden 6.000 Sprengbomben, eine Million Brandbomben und 120 Luftminen auf die Stadt abgeworfen. Die Nürnberger Innenstadt war danach ein einziger Trümmerhaufen.

1.794 Menschen kamen bei diesem Inferno ums Leben. Sie erstickten in den Luftschutzkellern, verbrannten in den Flammen der abgeworfenen Phosphorbomben, oder wurden von explodierenden Sprengkörpern zerfetzt. 4.553 Wohngebäude wurden zerstört. Die Löscharbeiten dauerten bis zum 10. Januar 1945.

Insgesamt kamen in Nürnberg bei Luftangriffen 5.366 Frauen, Kinder und Männer ums Leben. 91 Prozent der Nürnberger Gebäude wurden beschädigt, 39 Prozent total zerstört. 280.000 Bewohner wurden obdachlos. Auch rund um Nürnberg gab es nach dem Angriff in einigen Städten und Dörfern große Schäden.

Deshalb wollten wir damals schnell heim nach Altdorf. Nur wie? Von unserem Problem erfuhr auch unser Dechendorfer Freund und Lebenskünstler „Warneck“.

"Kommt morgen früh um 8 Uhr mit eurem Gepäck an den Dorfausgang in Richtung Volkersgau (das war das Nachbardorf) und wartet dort", teilte er uns vielsagend mit.

Am anderen Morgen standen wir an dieser Stelle und warteten. Plötzlich hörten wir das Motorengeräusch eines heranfahrenden Traktors. Auf dem Fahrersitz saß "Warneck". Wir mussten auf seine Anordnung hin schnell aufsteigen und in rascher Fahrt ging es dann zum neun Kilometer entfernten Bahnhof in Schwabach.

Am Bahnhofsgebäude war leider ein Hinweis angebracht, dass wegen Schäden an den Gleisanlagen kein Zug nach Nürnberg fahren kann. "Dann fahre ich euch halt mit dem Traktor nach Nürnberg!" sagte er. An der Stadtgrenze in Nürnberg, im Stadtteil Eibach, war aber leider der Sprit zu Ende und damit auch unser Fahrt. Wir mussten von Eibach zu Fuß über den Plärrer zum Hauptbahnhof weitergehen. Ein Riesenproblem, denn meine Mutter kannte sich in Nürnberg überhaupt nicht aus.

Was wir dann auf unserem Weg zum Nürnberger Hauptbahnhof sahen war einfach schrecklich, wir gingen durch eine einzige Trümmerlandschaft. Umgestürzte, ausgebrannte Straßenbahnen und Autos sowie die riesigen Schutthaufen machten unser Weiterkommen schwierig. Aus vielen Ruinen und Häusern rauchte es noch und eine spürbare Hitze strahlte von ihnen ab.

Wir kamen zum Bahnhofsgebäude und ahnten, dass von hier kein Zug nach Altdorf fahren würde. Man sagte uns, wir sollten zum Bahnhof Dutzendteich weiter gehen, vielleicht gibt es von dort eine Fahrtmöglichkeit nach Altdorf.

Auch bei diesem Weg dorthin bot sich uns ein Bild der Verwüstung.

Meine siebenjährige Schwester konnte nicht mehr gehen und weinte pausenlos. Doch wir mussten den Bahnhof Dutzendteich erreichen. Vielleicht fährt doch ein Zug, wenn nicht, dann müssen wir auch noch die 25 Kilometer zu Fuß nach Altdorf gehen.

Wir erreichten den Bahnhof Dutzendteich und konnten am Abend mit einem total überfüllten Zug nach Altdorf fahren. Unser Haus war unbeschädigt, auf Altdorf waren keine Bomben gefallen. Noch heute sind diese schrecklichen Bilder der zerstörten Nürnberger Innenstadt in meinem Gedächtnis präsent.

Wie kam Warneck zurück nach Dechendorf?

Was passierte mit „Warneck“? Wir erfuhren einige Wochen später, dass es ihm auf irgendeine Art und Weise gelungen war, den für seine 25 Kilometer lange Rückfahrt nach Dechendorf benötigten Treibstoff für den von ihm auf geheimnisvolle Weise „ausgeliehenen“ Traktor zu besorgen.

Wie er das geschafft hatte, das blieb sein Geheimnis. Nach seiner Ankunft in Dechendorf war jedenfalls kein Dorfpolizist zur Stelle und der Traktor stand Minuten danach wieder auf dem Gelände des Bauernhofs, wo er hingehörte.

Brennmaterial mussten wir im Wald einsammeln

Neben dem Mangel an Esswaren und Bekleidungsstücken fehlte auch weiterhin das für den Winter so notwendige Heizmaterial. Es gab kein Brennholz zu kaufen und auch Kohlen waren in den Baugeschäften, die sie verkauften, fast keine vorrätig. Viele Menschen in Altdorf hatten auch kein Geld dafür.

So fuhren wir im Sommer mit unserem Leiterwagen („Ladderwächala“) wöchentlich in die umliegenden Wälder, um dort Kleinholz („Krimperla“) für die kalten Wintermonate zu sammeln. Auch das „Graagleissen“ war beliebt. Dabei wurden mit einer langen Stange mit einer Sichel an der Spitze, dürre Äste von den Bäumen abgerissen.

Für das alles gab es vom Forstamt Altdorf einen sogenannten "Holzleseschein" mit dem man Reisig, Tannenzapfen („Buzzlkäi“) und Äste - aber ja keine Baumstämme - aus dem Wald entfernen durfte. Der Abtransport wurde oftmals von den strengen Bediensteten des Forstamts oder von beauftragten Privatpersonen streng kontrolliert. Wir hatten allerdings jedes Mal ein in kleine Stücke gesägtes Bäumchen unter dem eingesammelten Brennmaterial gut versteckt.

Wer keinen „Holzleseschein“ hatte und beim Holz sammeln erwischt wurde, der musste das mühsam eingesammelte Kleinholz im Wald zurücklassen.

Einige Altdorfer gingen auch im Winter in den Wald zum „Stockgraben“.

Dafür mußte man 1,00 RM an das Forstamt Altdorf bezahlen. Das Ausgraben der tief eingewachsenen Baumwurzeln war eine sehr mühsame Arbeit, die mit Eisenkeilen und schweren Hämmern getan wurde. 10 bis 12 der ausgegrabenen Wurzelstücke ergaben meistens einen Ster Holz.

Die Bauern, die einen Stall hatten, holten sich zum Einstreuen im Wald das sogenannte „Streu“. Auch dafür war eine Genehmigung des Forstamts Altdorf notwendig. Der Altdorfer Förster wies dann den Bauern im Wald eine Parzelle zu, die von ihnen sorgsam abgeräumt wurde. Deshalb waren die Böden der Wälder in den Jahren nach dem Krieg auch meistens immer kahl und vegetationslos.

Auch die passende Kleidung fehlte uns oftmals

Unser modisches Erscheinungsbild war während des Krieges auch meistens von einer großen Einfachheit geprägt. Eine schwarze Turnhose, die legendäre Lederboxn und meistens immer das gleiche Hemd, prägten im Sommer unser Outfit. In der warmen Jahreszeit liefen wir auch meistens barfuß, oder mit unseren Holzsandalen, den sogenannten „Hulzklapperern“ (Hulz = Holz), herum.

Wenn die Lederschuhe von uns Kindern zu klein wurden und nicht mehr passten, dann wurden oftmals ganz einfach die Spitzen abgeschnitten und unsere Zehen hatten wieder genügend Platz.

Wegen der fehlenden Winterkleidung und festem Schuhwerk gab es in der kalten Jahreszeit aber oft schon große Probleme. Deshalb sind wir meistens zusammen im Dauerlauf zur Schule gelaufen, damit wir die große Kälte nicht so sehr spürten.

Probleme beim Heizen der Wohnräume

Geringe Mengen von Kohlen konnten wir, wenn Geld dafür vorhanden war, im Baugeschäft Pühler an der Neumarkter Straße ab und zu kaufen.

Die dort in Boxen gelagerten Briketts, Stein- und Eierkohlen wurden nach dem Abwiegen in einen großen Strohkorb gekippt und dann konnten wir sie mit dem Leiterwagen nach Hause fahren. In kleinen Bleheimern haben wir sie dann zur Lagerung in den Keller getragen.

Damals war es auch üblich nur die Küche in der Wohnung zu heizen, in allen anderen Zimmern im Haus war es meistens bitterkalt.

Wir Kinder erfreuten uns auch an den durch den Frost an den Fenstern gebildeten "Eisblumen", deren Formen wir mit unseren warmen Fingern kunstvoll verändern konnten. Das taten wir manchmal minutenlang und sehr phantasie reich.

Weniger angenehm war es allerdings, wenn die Wasserleitung im Haus eingefroren war, und es in der Küche und im WC kein Wasser gab.

An solchen Tagen durften wir dann ungewaschen in die Schule gehen.

Der Badetag am Wochenende

Samstags war Badetag und dazu wurde immer die Zinkbadewanne aus dem Keller in die geheizte Küche geholt. In der einen Wasserfüllung badeten dann zuerst die Erwachsenen und anschließend die Kinder.

Manchmal hatten wir auch Glück und es war umgekehrt.

Der anstrengende Washtag

Der wöchentliche Washtag hatte im Ablauf unseres Alltagsleben ebenfalls einen großen Stellenwert. Dafür hatten wir in einem Kellerraum unseres Hauses einen eingemauerten Waschkessel mit einer Feuerstelle darunter sowie einen großen, hölzernen Waschtisch, auf dem mehrere „Stampfer“ lagen.

Im mit Wasser gefüllten Waschkessel wurde die Wäsche zunächst gekocht und dabei mehrmals mit dem „Stampfer“ ins Wasser gedrückt und herumgerührt.

Danach musste die Wäsche „gefleht“ werden. Dazu wurden die gekochten Wäschestücke aus dem Waschkessel genommen, mehrmals in einer Wanne im klaren Wasser hin- und hergeschwenkt und danach zum Aufhängen im Freien in einen Wäschekorb gelegt.

Die noch mit Flecken behafteten Wäschestücke rieben wir Kinder auf dem hölzernen Waschtisch mit Kernseife ein und bearbeiteten sie kräftig mit einer Waschbürste.

Danach wurde die nasse Wäsche zum Trocknen im Garten auf einer langen Wäscheleine aufgehängt. Dazu war auch oftmals unsere tatkräftige Mithilfe gefragt.

Die Leine durften wir Kinder immer von Baum zu Baum spannen und dann der Mutter beim Aufhängen der Wäschestücke helfen.

Befestigt wurden die Wäschestücke mit hölzernen Wäscheklammern.

Ein Drama war aber immer, wenn plötzlich und unvorhergesehen ein kräftiger Regenschauer kam, oder eine starke Windböe das eine oder andere Wäschestück von der Leine auf den Erdboden eines Gemüsebeetes im Garten wehte.

Die im Freien getrockneten Wäschestücke wurden dann auf einem Bügeltisch im Haus mit einem Bügeleisen gebügelt und sorgfältig zusammengelegt.

Die Betttücher und die großen Wäschestücke trugen wir im Wäschekorb zu den Altdorfer Wäschereien Edelhäuser oder Himmelseher, wo sie dann mit der Maschine dort fachgerecht gebügelt wurden.

Kriegsgefangene wurden vorbei getrieben

Im Februar und März 1945 wurden größere Gruppen von ausgemergelten und hungrigen Kriegsgefangenen, vor allem Russen, auf der Hagenhausener Straße, direkt neben unserem Haus, in Richtung Hagenhausen vorbeigetrieben.

Der langsame Vorbeimarsch dieser ausgemergelten, unterernährten, hungrigen Männer, vielleicht waren auch KZ-Häftlinge aus Hersbruck darunter, war für die Erwachsenen und uns Kinder ein furchtbarer Anblick.

Es war allerdings streng verboten diesen Männern etwas Ess- oder Trinkbares zu geben, oder sie anzusprechen. Kinder, so glaubten unsere Mütter damals, hätten mit dem begleitenden Wachpersonal kein Problem. Doch das war ein gewaltiger Irrtum!

Und so standen wir mehrmals mit einigen Scheiben Brot und einem Krug Wasser in der Hand an der Hagenhausener Straße, dort, wo unsere Hecke beginnt, um zu helfen. Schnell und vermeintlich unbeobachtet, gaben wir den vorbeigehenden Männern etwas von unserem Brot und sahen bei der Übergabe in ihre dankbaren und tränengefüllten Augen.

Einmal jedoch spürte ich, ein Bub mit 10 Jahren, allerdings den kräftigen Schlag eines Gewehrkolbens eines deutschen SS-Soldaten auf meinem Rücken und fiel erschrocken und schmerzhaft zu Boden. Mit mir auch der ebenfalls geschlagene ausgemergelte Gefangene.

Mit seiner Hand hielt er noch einige Sekunden das ihm von mir geschenkte Stück Brot fest umklammert, doch die kräftigen Stiefeltritte des SS-Soldaten auf seine Hand waren stärker. Laut weinend öffneten sich seine Hände, das Brot lag auf der Straße und wurde von den Soldatenstiefeln zertreten.

Die herumstehenden Frauen schrien laut auf und weinten, sicher aber mehr aus großer Angst um uns Kinder. Dann wurden wir alle verjagt und die Gefangenen mit kräftigen Schlägen und lauten Kommandos in Richtung Hagenhausen weiter getrieben. Zurück blieben die auf der Straße liegenden Scherben unseres zerbrochenen Wasserkruges und die Reste der zertretenen Brotstücke.

Es war für unsere Mütter und vor allem für uns Kinder einfach furchtbar, diese menschenverachtende Politik der Nationalsozialisten so brutal erleben zu müssen und für eine gute Tat so brutal gestraft zu werden.

Unsere Hilfsbereitschaft formte sich in diesem Augenblick zu einem Schrei der Wut, Verzweiflung und Angst gegen dieses nicht nachvollziehbare Verhalten.

Das gleiche Schicksal in Lauterhofen

Meine aus Lauterhofen in der Oberpfalz stammende Tante Resi erzählte mir einmal, dass dort im April 1945 Ähnliches passiert sei.

Den Bericht eines Zeitzeugen dazu konnte ich dann zufällig 70 Jahre später in der Ausgabe des Boten vom 2. April 2015 nachlesen:

„Alle fünf Marschkolonnen mit den ausgehungerten Gestalten aus dem Hersbrucker KZ schlepten sich durch Lauterhofen. Meine Mutter und meine Großmutter sind beim Anblick der ausgemergelten Männer in Tränen ausgebrochen.

Der Großvater wurde von den SS-Soldaten verprügelt, weil er die Häftlinge mit Kartoffeln verköstigen wollte. Sie hätten laut „Hunger, Hunger“ geflüstert und um Essbares gebeten. Zwei Häftlinge versuchten zu fliehen und wurden erschossen. Die anderen Häftlinge mussten ihre Leichen dann an Ort und Stelle verscharren.

Eine Gruppe übernachtete in einer Scheune in Lauterhofen, sie haben das dort gelagerte Getreide gierig verschlungen.“

Das furchtbare Töten durch die Luftangriffe

Mein Onkel Konrad Holz in Nürnberg hatte Bekannte in Berlin und Hamburg. Sie erzählten ihm mehrmals von den schrecklichen Fliegerangriffen auf ihre Städte und wie dankbar wir doch sein sollten in Altdorf so sicher leben zu dürfen.

477.000 Tonnen Fliegerbomben gingen allein noch im Jahr 1945 auf Deutschland, nieder, meistens auf seine Großstädte. Die Alliierten hatten mittlerweile die Technik des „strategischen Bombenkrieges“ gut perfektioniert und nutzen ihre Lufthoheit auch konsequent aus.

Zahlreiche deutsche Städte fielen noch 1945 den Flächenbombardements der Amerikaner und Engländer zum Opfer. Vor allem die Zerstörung Dresdens mit über 35.000 getöteten Menschen, kurz vor dem absehbaren Ende des Zweiten Weltkrieges, gilt bis heute vielen als ein großes Kriegsverbrechen.

Insgesamt starben in Deutschland 600.000 Menschen im Bombenkrieg, den wir mit der Zerstörung Warschaws 1939 selbst begonnen hatten.

Glimpflicher Luftangriff auf Altdorf

Am 20. Februar 1945 kommt Altdorf bei einem Luftangriff glimpflich davon.

Im Bereich des Wichernhauses wurden hunderte von Brandbomben abgeworfen. Mehrere von ihnen trafen das nahe Umfeld des Gebäudes, in dem die von Professor Dr. Franz Becker geleitete Orthopädische Klinik und ein Lazarett für verwundete Soldaten untergebracht waren. Der Abwurf erfolgte, obwohl auf dem Dach der Klinik ein riesiges weißes Kreuz, als Zeichen für ein Krankenhaus, aufgemalt war.

Diese Bombenabwürfe richteten allerdings keinen großen Schaden an.

Zusammen mit meinem am Marktplatz wohnenden Onkel Stefan Holz, machten wir am anderen Tag einen Spaziergang in diesem Bereich und entdeckten dabei noch viele herumliegende Brandbomben.

Teilnahme an der Ausbildung der Hitlerjugend

Durch eine geschickte Propaganda verstand es die NSDAP (National-Sozialistische-Partei-Deutschlands) in Altdorf auch uns Kinder für ihre Ideologie zu begeistern.

Mit 10 Jahren kamen die Buben damals zur „Hitlerjugend“, zur HJ.

Die Mädchen mit 14 Jahren zum „Bund Deutscher Mädchen“, zum BDM.

Obwohl ich und einige meiner Schulfreunde erst neun Jahre alt waren, durften - oder mussten (?) wir schon - an ihren angebotenen Aktivitäten teilnehmen.

Wir marschierten im Gleichschritt auf der Aschenbahn rund um den Sportplatz an der Jahnstraße und sangen dazu lautstark einige der uns bestens bekannten Wander- und Fahrtenlieder. Zu den Höhepunkten der Ausbildung zählte auch das Blasen einer Fanfare und das Trommeln im Fanfarenzug, oder das Tragen einer Fahne.

Auch die Teilnahme an der alljährlichen Sonnwendfeier mit dem Anzünden eines großen Holzstoßes, dem Springen über das Feuer und das Singen unserer Lieblingslieder hat uns damals schon begeistert.

Schlimm war allerdings, dass man uns damals schon zeigte, wie man eine Handgranate („Eierhandgranate“) zum Explodieren bringt und wie man mit einer „Panzerfaust“ einen feindlichen Panzer abschießen kann. Dadurch wurden wir zu kleinen, aber mutigen Kriegshelden erzogen, die keine Angst vor dem Feind und seinen Bomben haben sollten. Wenn ich meiner Mutter daheim davon begeistert erzählt habe, dann machte sie immer ein sehr ernstes Gesicht.

Als ich dann am 30. März 1945 zehn Jahre alt wurde und nun ein Mitglied der HJ werden durfte, da sorgte das nahe Kriegsende dafür, dass es nicht mehr dazu kam.

Auch meine Großeltern mussten viel Schweres erleiden

In unserer Familie kamen dann von 1943 bis 1945 noch weitere Schicksalsschläge dazu, die unser Leben und besonders das meiner Großeltern veränderten.

Nachdem bereits am 19. April 1943 ihr ältester Sohn Hans, dem Opa schon seinen Bauernhof übergeben hatte, bei Kämpfen in Frankreich fiel, und mein Vater, sein Schwiegersohn, am 12. März 1944 in Rußland als vermisst gemeldet wurde, folgte noch ein weiterer schwerer Schicksalsschlag.

Am 5. Mai 1945, in Altdorf war der Krieg bereits zu Ende, bekamen meine Großeltern die Nachricht, dass ihr 19-jähriger Sohn Michael, mein Lieblingsonkel Michl, noch bei Straßenkämpfen im tschechischen Budweis gefallen sei.

Drei Wochen vorher hatte er im Schwabacher Gymnasium noch sein Abiturzeugnis erhalten. Gleich danach wurde er noch als Soldat der deutschen Wehrmacht an die Kriegsfrente eingezogen. Stolz waren meine Großeltern gewesen, dass ihr Sohn als einfacher Bauernbub ein sehr gutes Abitur geschafft hatte und nun studieren konnte. Lehrer an einer kleinen Dorfschule wollte er so gerne werden.

Bereits zu seinen Lebzeiten hatte er in Dechendorf einige Bauern nach interessanten Geschichten aus ihrem Leben, oder von wichtigen Ereignissen aus der Entwicklung und Geschichte des Dorfes befragt und aufgeschrieben. Darüber wollte er mit mir zusammen später noch eine ausführliche Dorfchronik erstellen.

Leider kam es durch seinen Tod nicht mehr dazu.

Ich erlebe diesen Trauertag mit

Ich selbst erlebte zufällig diesen schrecklichen Tag mit, an dem meine Großeltern die Nachricht vom Tode ihres Sohnes Michael erhielten. Einige Tage nach der Rückkehr in unser verwüstetes Haus, musste ich bei den Großeltern wieder einige Lebensmittel mit dem Fahrrad abholen.

Wir Kinder spielten am 5. Mai 1945 fröhlich und unbeschwert im nahen Dechendorfer Wald. Als ich dann gegen Mittag das Haus meiner Großeltern betrat, saßen Opa und Oma auf dem Sofa und weinten herzerreißend. Bei meinem Eintreten deuteten sie zum Tisch, ich las den dort liegenden Brief und weinte danach ebenfalls mit ihnen. Mein Onkel Michl, tot. Unvorstellbar!

Ich schrie meine Verzweiflung laut hinaus: „Gott, warum?“ „Hitler, du Verbrecher!“ Meine Großeltern nahmen mich in die Mitte und wir beteten gemeinsam laut das Vaterunser, auch den Satz: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden“. Nach und nach kamen auch einige Dorfbewohner und versuchten uns Trost zu geben. Wir Kinder spürten eine unbeschreibliche Trauer im Zimmer.

Die Trauer meiner Großeltern

Nach der Todesnachricht ging mein Großvater am Abend in sein Schlafzimmer und als wir Kinder ihn am anderen Morgen wieder sahen, waren seine schon immer angegrauten Haare über Nacht fast schneeweiß geworden.

Trauer und Schmerz breiteten sich auch in unseren Kinderherzen aus über den Verlust eines lieben Menschen und über das Ende seiner Lebensträume.

"Gott macht keinen Fehler", hörten wir Kinder unseren Opa in den Monaten danach manchmal laut sagen, "aber ich kann es einfach nicht verstehen", setzte er dann fast unhörbar hinzu. Seine Fröhlichkeit und auch die meiner Oma, waren seitdem für immer gestorben und Opa hat auch nicht mehr viel gesprochen. Beide waren zu zwei am Tode ihres jüngsten Sohnes Michael gebrochene Menschen geworden.

Danach wurde ich zum Ersatz für ihre beiden gefallenen Söhne.

Auch der Zusteller weinte

Auch der Zusteller, so hat man noch lange in Dechendorf erzählt, der den Brief mit der Todesnachricht überbracht hatte, habe bei seinem weiteren Zustellgang nur noch laut über den Tod seines Freundes Michl (Michael) geweint.

Wehmut, Trauer und Schmerz breiteten sich danach nicht nur in unseren Herzen aus, sondern auch bei allen Dorfbewohnern in Dechendorf, über den Verlust eines lieben Menschen und über das Ende seiner Lebensträume.

Wir Kinder trauern mit unseren Großeltern

Von Oma hörte ich oft den Satz: „Die Großen fangen den Krieg an, wir Kleinen zahlen die Zeche.“ Trotzdem haben wir drei Enkel Opa und Oma weiterhin von Herzen geliebt und auch versucht sie wieder zum Lachen zu bringen.

Trotz dieses Schicksalsschlags gab uns Oma weiterhin Zuspruch und Hilfe, wenn wir Kinder traurig oder niedergeschlagen waren. Ihr tröstender Lieblingspruch für uns war immer:

„Kinder, Gottes beschützende Engel kommen nicht immer, wenn du sie rufst. Aber sie sind immer da, wenn du sie brauchst!“

Welch' ein Gottvertrauen sie doch immer noch hatte, trotz dieser furchtbaren Schicksalsschläge, und dieses auch an uns Kinder weitergegeben hat.

Keine Schule mehr

Ab Mitte März 1945 mussten wir nicht mehr in die Schule gehen, denn in unser Röderschulhaus war ein Stab der ungarischen SS einquartiert worden.

Wir trafen uns in dieser Zeit täglich bei uns im Haus, oder im Garten, lasen, sangen und lernten zusammen. Die meiste Zeit waren wir allerdings draußen auf dem Sportplatz nebenan aktiv.

Als die Gerüchte vom Anrücken der 7. amerikanischen Armee auf Altdorf aber immer realistischer wurden, verließen die ungarischen SS-Soldaten in der Nacht vom 12. auf den 13. April 1945 fluchtartig das Schulhaus und unsere Stadt.

Nach grundlegender Reinigung des Röderschulhauses durch viele Altdorfer Bürgerinnen und Bürger, wurde dann danach ein Teil der Männer des mittlerweile zusammengestellten Altdorfer Volkssturms einquartiert.

Die Lebensmittelkarte war wichtig zum Überleben

Ein großes Problem für die Bevölkerung waren weiterhin die fehlenden Lebensmittel in den Altdorfer Geschäften. Einfach in ein Geschäft zu gehen, so wie heute, und einzukaufen, was man brauchte, das war nicht möglich.

Um eine gerechte Verteilung der Lebensmittel zu garantieren, gab es seit 1939 für jede Familie die sogenannte „Lebensmittelkarte“, auch „Nährmittelkarte“ genannt. Mit ihr konnte man in den Geschäften - wenn sie etwas vorrätig hatten - einkaufen.

Alle Haushaltungen in Altdorf hatten so eine Lebensmittelkarte mit dem Vermerk „N“ für Normalverbraucher. Für die Berufstätigen gab es, meines Wissens, die Lebensmittelkarte „S“ (Schwerarbeit) und „Sch“ (Schwerstarbeit).

Die Lebensmittelkarten bestanden aus mehreren Feldern mit den Bezeichnungen für Brot, Butter, Milch und sonstigen Lebensmitteln sowie aus Feldern für die "Sonderzuteilungen". Ihre Abschnitte wurden beim Kauf in den Altdorfer Geschäften abgestempelt, oder die Felder ausgeschnitten und zurückbehalten. Nach der Bezahlung erhielt man dann die gewünschte Ware.

Die Gaststätten gaben auf ihrer Speisekarte an, wie viele Marken welcher Art der Gast für das gewünschte Gericht abzugeben und dann zu bezahlen hatte.

Beitrag zum Sieg leisten

Unser Lehrer teilte uns bei einem Zusammentreffen mit, dass wir in schrecklichen Zeiten leben, in der jeder - ob alt oder jung - seinen Beitrag zum Endsieg leisten müsse. Wir Kinder sollten in unserer Freizeit weiterhin auf den Wiesen Kräuter sammeln, die den Soldaten an die Front zugeleitet würden. Die älteren Menschen in Altdorf, können im Volkssturm unsere Stadt verteidigen.

Aufstellung eines Volkssturms in Altdorf

Mit dem Erlaß vom 25. September 1944 befahl dann Hitler auch die Aufstellung eines sogenannten Volkssturms in allen deutschen Städten und Dörfern.

Alle waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren, die bis dahin nicht an die Kriegsfrente eingezogen waren, mussten als Volkssturm ihre Städte und Dörfer - im Parteijargon „den Heimatboden“ - mit allen Waffen und Mitteln verteidigen.

Die zur Verfügung stehende Ausrüstung dafür war allerdings miserabel und Waffen für die Verteidigung waren fast keine mehr vorhanden.

So stellte man auch in Altdorf anfangs April 1945 für die Verteidigung unserer Stadt noch einen Volkssturm zusammen. Die dazu einberufenen Männer übten das Kämpfen mit dem Feind in einem Waldstück bei Ludersheim und das Schießen in der Schützenbaracke am Bleichanger.

Sie gruben auch in Altdorf an vielen zentralen Stellen sogenannte „Schützenlöcher“, aus denen heraus sie die amerikanischen Panzer beim Einfahren in die Stadt beschießen wollten. Auch in unserem Garten entlang der Zypressenhecke.

Abzug der SS-Soldaten

Die Bevölkerung war auch erleichtert, als Ende März 1945 die in Altdorf stationierten deutschen SS-Soldaten in Richtung Schwarzachtal und Neumarkt abzogen.

Wegen ihrer ungebrochenen Kampfbereitschaft sorgten sie allerdings dort und im Altdorfer Umland weiterhin noch für große Unruhe. Alle Altdorfer hofften, dass durch ihren Abzug nun eine kampflose Übergabe unserer Stadt möglich sei.

Um den Amerikanern das Vorwärtskommen zu erschweren, sprengten die SS-Soldaten im nahen Schwarzachtal die Schwarzachbrücke in Ochenbruck, die Hammerbrücke in Burgthann und Teile der Heeresmunitionsanstalt (der Muna) in Feucht mit der darin lagernden Munition. Die Detonationen dieser Sprengaktionen waren bis nach Altdorf zu hören.

Hoffen auf die Wunderwaffe der Nazis

Je erdrückender die Übermacht der Alliierten und die Verluste an der Front wurden, desto mehr setzte die NS-Führung in Berlin auf Durchhalteparolen und auf die suggestive Kraft vermeintlicher eigener Geheimwaffen.

Im Gespräch bei der Altdorfer Bevölkerung und auch bei uns im früheren Schulunterricht, waren ein neuer Düsenjäger oder die Raketen „V1“ und „V2“, alle sollten sie doch noch den deutschen „Endsieg“ möglich machen.

Die unterirdisch in Bunkern produzierte „Vergeltungswaffe V2“ war als Wunderwaffe damals ihrer Zeit technisch weit voraus. Sie sorgte auch bei ihren Abwürfen auf einige englische Städte für Angst und Schrecken und für mehrere tausend Tote.

Den Verlauf des Zweiten Weltkrieges beeinflusste sie allerdings nicht mehr.

Eine weitere deutsche Geheimwaffe wurde zum Glück nicht fertig: die Atombombe.

In Altdorf hörten wir Kinder immer wieder, wie die Erwachsenen von einer Wunderwaffe sprachen, die noch eingesetzt werde, damit der Krieg doch noch gewonnen werden kann.

Fliegerangriffe nahmen zu

Die schweren Fliegerangriffe auf unsere Nachbarstadt Nürnberg und auf die Bahnlinie Neumarkt - Feucht - Nürnberg, nahmen ab dem Frühjahr 1945 ebenfalls von Tag zu Tag immer mehr an Heftigkeit zu.

Auch die vermehrt vorbei fliegenden Tiefflieger verbreiteten in der Altdorfer Bevölkerung Angst und Schrecken. Täglich heulten die Sirenen.

Oftmals mussten wir deshalb auch am Tag den Luftschutzbunker aufsuchen.

Parolen und Flugblätter

An vielen Hauswänden in Altdorf waren auch immer wieder die neu angebrachten Parolen der Nazis zu lesen: „Den Krieg gewinnen wir und kein anderer!“, oder „Der Wille des Führers ist uns Befehl!“

Diese markigen Parolen sollten uns Mut machen und keine pessimistische Stimmung in der Altdorfer Bevölkerung aufkommen lassen.

Um auch die Kampfmoral in der Bevölkerung hoch zu halten, wurden in der Stadt auch mehrmals bebilderte Flugblätter verteilt, auf denen stand, dass alle Kinder und Frauen von den einmarschierenden Amerikanern, vor allem von den dunkelhäutigen Soldaten, (sie wurden damals als Neger bezeichnet) umgebracht und die Frauen vorher vergewaltigt werden würden. Deshalb müssen auch alle Bürgerinnen und Bürger Altdorfs entschieden gegen diese feindlichen Barbaren und für den Endsieg Deutschlands kämpfen sowie keine weißen Tücher als Zeichen der kampflosen Übergabe und Kapitulation an ihren Häusern aufhängen.

Wer ein weißes Bettlaken, oder Tuch hänge, dem drohe durch die SS-Soldaten ohne Urteil die sofortige Todesstrafe. Häuser, an denen weiße Tücher hängen, werden sofort gesprengt und die Dörfer niedergebrannt.

Um noch zu siegen, müsse auch die Stadt Altdorf unbedingt von ihren Männern und auch von ihren Frauen mit allen Mitteln verteidigt werden. Bei Nichtbeachtung drohe die Todesstrafe.

Befehl: Jede Stadt ist zu verteidigen

Der unerschütterliche Glaube an den Endsieg war bei einigen fanatischen NSDAP-Verantwortlichen in Franken nicht mehr zu verstehen. Die Menschen in den Städten und Dörfern dachten anders, sie wollten ein baldiges Ende dieses schrecklichen und so verlustreichen Krieges, sie wollten endlich Frieden.

Trotzdem ordnete noch am 12. April 1945 - fünf Tage vor dem Kriegsende in Altdorf - der stellvertretende Gauleiter Frankens, Karl Holz, folgendes für die Verteidigung der deutschen Städte und Dörfer an:

„Es hat da und dort bei Annäherung des Feindes gesinnungslose und verräterische Elemente gegeben, die weiße Fahnen hießen und die damit zu erkennen gaben, dass sie bereit sind, den Führer und das deutsche Volk zu verraten, deutsche Frauen der Vergewaltigung und deutsche Kinder dem Verhungern preiszugeben, dass sie bereit sind, sich mit den Kriegsverbrechern zu verbrüdernd, die unsere Städte zerstört und Zehntausende von Frauen und Kindern ermordet haben.

Ich bestimme daher:

Jeder Verräter oder jede Verräterin, die weiße Fahnen hängen, verfallen unweigerlich dem Tode und werden aufgehängt.

Jedes Haus, an dem weiße Fahnen hängen, wird gesprengt oder niedergebrannt. Dörfer, die gemeinsam weiße Fahnen hängen, werden niedergebrannt“.

Telegramm an den Führer

Dieser Fanatismus der Verantwortlichen der NSDAP ja nicht aufzugeben, konnte von der Bevölkerung nicht mehr nachvollzogen werden.

Noch zwei Tage vor Kriegsende in Nürnberg, sandte am 15. April 1945 der stellvertretende Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Karl Holz das folgende Telegramm an Adolf Hitler:

„Mein Führer!

Der Endkampf um die Stadt der Reichsparteitage (Nürnberg) beginnt.

Die Soldaten schlagen sich tapfer, und die Bevölkerung ist stolz und standhaft.

Ich werde in dieser deutschesten aller Städte bleiben, kämpfen und fallen.

In diesen Stunden schlägt mein Herz mehr denn je in Liebe und Treue für das herrliche Deutsche Reich und Volk.

Die nationalsozialistische Idee wird siegen und alle Teufel überwinden.

Es grüßen Sie die Nationalsozialisten des Gaues Franken in deutscher Treue.

Karl Holz“

Der Verteidigungszustand wird ausgerufen

Auch in Altdorf hatte der überwiegende Teil der Bevölkerung kein Verständnis mehr für diese Durchhalteparolen der NSDAP-Größen, für die auf den Flugblättern angegebenen Verhaltensregeln, auch nicht für die am 10. April 1945 noch getroffenen Maßnahmen zur Verteidigung der Stadt.

Dafür suchte man weiterhin geeignete Standorte für den Aufbau sogenannter Panzersperren aus. Dort sollten dann Hindernisse aus dicken Baumstämmen gegen die anfahrenden Panzer der Amerikaner aufgebaut werden und ihnen das Einfahren in die Stadt unmöglich machen.

Für die Verteidigung der Stadt soll dann der bereits zusammengestellte Volkssturm aus den hier noch wohnenden 16- bis 60-jährigen Männern sorgen. Auch das weckte Zweifel, denn wie sollen alte und schlecht ausgebildete Männer gegen eine bestens ausgerüstete amerikanische Armee erfolgreich sein?

Auf dem Turm der Laurentiuskirche wurde im sogenannten Turmstüberl ein Beobachtungsposten eingerichtet. Von dem aus sollte man den einrückenden Feind besser sehen und dann auch entsprechend militärisch agieren können.

Das Kriegsende kündigt sich an

Diese vielen getroffenen Anordnungen versetzten uns und die gesamte Altdorfer Bevölkerung in große Aufregung.

Die Angst vor dem, was wohl in den nächsten Tagen alles auf uns zukommen würde erfüllten immer mehr unser Handeln und Denken.

Wir Kinder hatten ganz große Angst und auch das Verhalten der Erwachsenen belastete uns sehr, denn sie gaben uns durch ihr Verhalten keine Sicherheit mehr. Mama weinte wieder sehr oft und mehrmals hörte ich ihren Seufzer: „Was wird wohl alles auf uns zukommen und werden wir das auch ohne Papa bewältigen?“

Dies trug alles auch dazu bei, dass wir uns in diesen Tagen kaum mehr zum Spielen mit den Freunden aus dem Haus trauten. Es strömten viele Eindrücke auf uns Kinder ein, die uns fremd waren und die wir einfach nicht einordnen konnten.

Alle hofften nur, dass dieser schreckliche Krieg nun möglichst bald zu Ende sei und dass dann eine friedliche Zeit kommen möge, ohne die schrecklichen Fliegerangriffe, den täglichen Hunger, das sinnlose Sterben und die stets präsente Angst.

Die Angst vor dem Kommenden bestimmte in diesen Tagen allerdings alles.

**Der Zweite
Weltkrieg war in
Altdorf und in
seinem Umland
1945 zu Ende**

Gedanken zum 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges

„Der 8. Mai 1945 ist für uns vor allem ein Tag der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mußten. Er ist zugleich ein Tag des Nachdenkens über den Gang unserer Geschichte.

Die Menschen, die ihn bewußt erlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück.

Der eine kehrt heim, der andere wurde heimatlos.

Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft.

Viele waren einfach nur dafür dankbar, dass Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davongekommen waren.

Andere empfanden Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes.

Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche für den geschenkten Neuanfang.“

(aus der Ansprache des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker in der Gedenkstunde des Bundestages am 8. Mai 1985)

Gedanken zum 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges

„Ein jeder von uns verbindet mit dem Kriegsende 1945 eigene Erinnerungen, Erfahrungen und Vorstellungen.

Für die Überlebenden in den Konzentrationslagern war es ein Tag der Befreiung und Erlösung;

Für viele Soldaten der Beginn einer manchmal jahrelangen Gefangenschaft;

Für die Vertriebenen und Flüchtlinge bedeute es den Verlust der Heimat;

Für die vielen Invaliden des Krieges bedeutete es ein Neu-Beginnen-Müssen in Trümmern und Chaos;

Für die Kriegerwitwen war es die Sorge um das tägliche Brot für ihre Kinder;

Für die über 50 Staaten, mit denen sich Deutschland im Krieg befand, war es ein Tag des Aufatmens und der Freude;

Und für unsere junge Generation ist das Kriegsende ein Datum der Geschichte.“

(aus der Ansprache des Bundestagspräsidenten Dr. Philipp Jenninger in der Gedenkstunde des Bundestages am 8. Mai 1985)

Die Amerikaner rücken näher

Mitte April 1945 rückte die 7. US-Armee auf breiter Front weiter in das Nürnberger- und Altdorfer Umland ein. Schwache deutsche Truppen und einige versprengte SS-Einheiten leisteten dabei immer wieder Widerstand gegen die ihnen in allen Bereichen überlegenen amerikanischen Einheiten.

Leben und Eigentum der Bevölkerung im Altdorfer Umland waren von zwei Seiten her gefährdet, einmal von den anrückenden Amerikanern und zum anderen von den fanatischen SS-Einheiten.

Letztere drohten jede Kapitulation der Bevölkerung brutal zu bestrafen und sie taten das auch auf ihre menschenverachtende Art und Weise.

Der Verteidigungszustand wird ausgerufen

Am 10. April 1945, wurde in unserer Stadt Altdorf dann von den Verantwortlichen der sogenannte Verteidigungszustand angeordnet.

Dazu wurden Panzersperren aus Baumstämmen und starken Balken als Hindernisse für die amerikanischen Panzer und Fahrzeuge beim Oberen und Unteren Stadttor, bei der TV-Turnhalle und hinterm Wichernhaus aufgebaut.

Sicher auch noch an anderen Stellen in Altdorf.

Der auf dem Turm der Laurentiuskirche im dortigen Turmstübchen eingerichtete Beobachtungsposten wurde mit weiteren Männern besetzt.

Alle diese sichtbaren Maßnahmen versetzten die Altdorfer Bevölkerung in große Aufregung. Gedanken der Verzweiflung, der Angst vor dem, was wohl in den nächsten Tagen noch alles kommen werde, erfüllten immer mehr unser Denken.

Auch die Angriffe der Tiefflieger nahmen von Tag zu Tag wieder an Heftigkeit zu und ihr dauerndes Überfliegen verbreitete eine eigenartige, bedrohliche Stimmung.

Kampfhandlungen nehmen zu

Am 14. April 1945 hörten wir bereits in der Ferne die ersten Kampfgeräusche.

Deutsche Militäreinheiten fuhren noch hektisch und mit großer Geschwindigkeit durch Altdorf und weiter in Richtung Neumarkt.

Im Dreieck Burgthann-Ochenbruck-Oberferrieden kam es dann zu schweren Kämpfen zwischen den Amerikanern und den dort festgesetzten SS-Truppen.

Oberferrieden wurde von der amerikanischen Artillerie zusammengeschossen, Ochenbruck und Burgthann waren ebenfalls hart umkämpft.

Warten auf das Kriegsende in Altdorf

Am Abend des 16. April 1945 standen dann schon einige amerikanische Panzer in der Nähe unserer Stadt und vermehrt im Schwarzachtal bei Pattenhofen.

Die Männer des Volkssturms besetzten daraufhin ihre Posten in den vorher ausgegrabenen Schützenlöchern und an den aufgebauten Panzersperren beim Oberen und Unteren Stadttor, bei der TV-Turnhalle, an der Bahnhofsstraße und in der Oberen Wehd.

Große Angst machte sich in der Altdorfer Bevölkerung breit:

Wird unsere Stadt kampfflos übergeben, oder verteidigt und zusammengeschossen wie schon so viele andere? Viele Altdorfer Frauen flüchteten am Abend bereits mit ihren Kindern aus ihren Häusern und suchten Zuflucht in der Löwengrube sowie in anderen Höhlen im Pfaffental und Schwarzachtal und auch bei Verwandten in den umliegenden Dörfern.

Die Amerikaner stehen vor der Stadt

Die meisten Menschen in Altdorf hatten weiterhin nur ein Gesprächsthema: „Was wird in den nächsten Tagen wohl alles passieren? Wird unsere Stadt kampfflos übergeben, oder zusammengeschossen wie schon viele andere?“

Wir haben in dieser Nacht wenig geschlafen und hofften, dass der folgende Tag friedlich und gut verlaufen würde. Große Angst war überall spürbar.

Am Morgen des 17. April 1945 kamen dann auf der Hersbrucker Straße immer mehr amerikanische Panzer angefahren, die dann im Bereich des Gasthofs Zum Hirschen parkten. Gegen 10 Uhr gaben die Sirenen in unserer Stadt Alarm. Dieser Alarm bedeutete sich in Sicherheit zu bringen.

Mit meiner Mutter und Schwester ging ich, wie für diesen Fall angeordnet, in unseren nahen Luftschutzbunker. Dort saßen wir und warteten was kommen würde.

Wir waren allein, denn unsere Nachbarn waren lieber im Haus geblieben.

Ich sehe erstmals einen dunkelhäutigen Soldaten

Neger war damals für uns eine ganz normale und wertfreie Bezeichnung für einen dunkelhäutigen Soldaten, nur die Nazis hatten sie in ihrer Propaganda als gewalttätige Monster, und Vergewaltiger bezeichnet. „Nigger“ war dagegen abwertend gemeint. Daher hatten wir große Angst vor diesen Menschen.

Meine erste Begegnung mit ihnen war am 17. April 1945, dem Tag des Kriegsendes in Altdorf. Wir saßen in unserem Bunker an der Hagenhausener Straße, als die Motorengeräusche eines vorbeifahrenden Panzers zu hören waren.

Ich wagte mich an den Eingang und sah hinaus. "Um Gottes Willen, ein Neger, der bringt uns um!" entfuhr es mir beim Anblick des nur wenige Meter vor mir stehenden dunkelhäutigen amerikanischen Soldaten. Hatte man uns doch durch die Propaganda der NSDAP vermittelt, dass sie die Schlimmsten seien. Sie würden mit Messern den Kindern die Bäuche aufschlitzen und die Erwachsenen erschießen.

Der vor mir stehende „Ami“ hatte sein Gewehr im Anschlag in Richtung der hinter unserer Zypressenhecke vom Volkssturm ausgehobenen „Schützenlöcher“. Sie waren aber nicht vom Volkssturm besetzt und so fuhr der Panzer langsam bis zur Einmündung der Schießhausstraße weiter. Dort parkte er und richtete sein langes Geschützrohr über den Friedhof in Richtung Stadtmitte.

Voller Angst und Schrecken ging ich schnell in den Bunker zurück und bat meine Mutter doch möglichst schnell in unser Haus zurückzugehen. Dort wären wir doch sicherer als hier.

Wir taten das dann auch und liefen durch unseren Garten schnell zurück ins Haus, sperrten uns ein und hatten Angst vor dem, was wohl nun kommen würde.

Wir ziehen für ein paar Stunden zum Marktplatz um

Bald darauf läutete es und meine am Marktplatz, Unterer Markt 3, wohnenden (mutigen) Tanten Anni und Gretl Holz standen vor der Tür und holten uns zu sich in ihre Wohnung am Oberen Marktplatz. Bei ihnen wären wir doch sicherer.

Da das Untere Stadttor noch mit einer Panzersperre verbarrikiert war gingen wir über den Friedhof und durch das Wichernhaus zum Wohnhaus meiner Tanten am Altdorfer Marktplatz.

Ihr Vater, mein Onkel Stefan (Holz), war trotz seines Alters und einer leichten Behinderung bereits auf dem Marktplatz und am Oberen Tor aktiv, um mit vielen anderen Menschen zu versuchen Schlimmeres zu verhüten, eventuell die Barrikaden zu beseitigen und somit die Stadt kampfflos zu übergeben.

Dort im Haus am Marktplatz fühlten wir uns dann sicher und geborgen.

Die Amerikaner verhandeln mit dem Bürgermeister

Im oberen Stadtteil waren am Vormittag weitere amerikanische Panzer, von Hersbruck kommend, beim Gasthof Zum Hirschen aufgefahren.

Bürgermeister Georg Pickel wurde durch einen Boten vom Kommandanten der 7. US-Armee aufgefordert sofort zu ihm zu Verhandlungen in die Nürnberger Straße zu kommen. Begleitet wurde er dorthin, so hat man erzählt, von einem Altdorfer Bürger namens Felden, der englisch konnte und übersetzten sollte.

Auf dem Weg dorthin trafen beide den Altdorfer NSDAP-Ortsgruppenleiter Robert Bergmann, der sich aber weigerte - getreu dem Befehl des Führers - die Stadt Altdorf kampflös zu übergeben.

Im Gespräch vor dem Gasthof Zum Hirschen forderte der amerikanische Kommandant dann vom Bürgermeister alle vorhandenen Waffen abzuliefern, die Panzersperren und alle Barrikaden sofort zu beseitigen damit seine Fahrzeuge ungehindert und sicher in die Stadt einfahren können. Bei Nichtbefolgung werde er die Stadt beschießen lassen.

Bürgermeister Pickel teilte diese Forderungen Ortsgruppenleiter Robert Bergmann und dem Leiter des Altdorfer Volkssturms mit. Alle weigerten sich aber die Stadt Altdorf kampflös zu übergeben.

Der amerikanische Kommandant erhielt vom Bürgermeister daraufhin keine Antwort.

Panzersperren und Barrikaden werden beseitigt

Mehrere in der Nähe herumstehende Altdorfer - darunter viele mutige Frauen - erlebten diese Diskussion mit und baten den Bürgermeister, die Stadt nicht zu verteidigen, sondern kampflös zu übergeben.

Als sie merkten, dass er und die Verantwortlichen zögerten, griffen sie selbst beherzt zu und räumten - auch unter Mithilfe der noch in der Stadt lebenden russischen und polnischen Kriegsgefangenen - die Panzersperre am Oberen Tor beiseite.

Weitere Sperren waren noch an der Lederersmühle, an der Bahnhofsstraße, in der Oberen Wehd und am Unteren Tor.

Kontrollgang und danach Einnahme der Stadt

Nach der Beseitigung der Panzersperre am Oberen Tor marschierten zwei amerikanische Soldaten durchs Stadttor über den Marktplatz zum Unteren Stadttor und wieder zurück. Zum Glück fiel bei diesem Kontrollgang kein Schuss.

Das Obere Tor war übrigens vorher schon von einer Panzergranate getroffen und am Mauerwerk leicht beschädigt worden.

Eine Viertelstunde nach diesem Kontrollgang rollten dann amerikanischen Panzer und Jeeps zum Altdorfer Marktplatz. Danach fuhren noch weitere Militärfahrzeuge langsam in die Stadt ein. Einige amerikanische Soldaten besetzten sofort das Rathaus. Ein sogenannter "Commander/Kommandant" bezog neben dem Gasthof Himmelsleiter Quartier. Auf dem Marktplatz standen dann eine Stunde später viele Jeeps, Lastwägen und Panzer. Alles wirkte irgendwie bedrohlich und angstvoll.

Vom Altdorfer Volkssturm war bei dieser Aktion nichts mehr zu sehen.

Die meisten Männer waren bei der Ankunft der Amerikaner geflüchtet, oder sie wurden von den Amerikanern entwaffnet und einige von ihnen auch in ein Lager abtransportiert. Für eine kurze Aufregung sorgten noch einige SS-Soldaten, die sich in Altdorf versteckt hatten, und die durch das Ranningergäßchen zum Marktplatz wollten. Einige von ihnen wurden von den Amerikanern gefangen genommen, die anderen konnten flüchten.

Mithilfe bei der Beseitigung der Panzersperren

Mit meinem Onkel ging ich dann noch zur aufgebauten Panzersperre im Bereich der TV-Turnhalle (Türkeistraße/Lederersmühle), um bei deren Beseitigung auch aktiv mitzuhelfen. Mit noch einigen Jugendlichen mussten wir uns an die Einmündung der Türkei- in die Riedener Straße stellen und wir sollten von dort winken oder rufen, wenn ein amerikanisches Fahrzeug heranzieht.

Das war eine wichtige Maßnahme, da die Barrikaden noch nicht vollständig beseitigt waren und evtl. anführende Militärfahrzeuge dadurch bei der Weiterfahrt in die Stadt stoppen mussten. Wir fühlten uns dabei als kleine Kriegshelden.

Der Krieg ist in Altdorf zu Ende

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dann im Laufe des Tages unter der Altdorfer Bevölkerung die Nachricht, dass die Stadt von den amerikanischen Soldaten kampflos und ohne Verluste eingenommen worden sei.

Wie ein Hohn leuchteten dazu noch von einigen Hauswänden die Parolen der Nazis: „Den Krieg gewinnen wir und sonst keiner“.

Am Spätnachmittag gingen wir, begleitet von unserem Onkel, wieder in unser Haus zurück, sperrten alles ab, schlossen die Fensterläden und hofften, dass es in der Nacht zu keinen Übergriffen durch die amerikanischen Soldaten kommen würde.

So wurde unsere Stadt Altdorf am 17. April 1945 dank einiger mutiger Frauen, Männer, Kriegsgefangenen und auch Kindern gerettet.

Damit war bei uns in Altdorf der Zweite Weltkrieg offiziell zu Ende.

In Deutschland allerdings erst am 8. Mai 1945.

Geplanter Angriff der SS auf Altdorf

Kaum hatten wir die Einnahme Altdorfs durch die Amerikaner realisiert, da machte am anderen Tag (18. April 1945) das Gerücht die Runde, dass eine Einheit der SS, die in Ochenbruck Angst und Schrecken verbreitete, in der folgenden Nacht (18. auf den 19. April 1945) einen Angriff zur Befreiung Altdorfs plane.

Gott sei Dank, kam es aber nicht dazu, so wie in Burgthann, Oberferrieden, Schwarzenbruck und Neumarkt. Dort beschossen die Amerikaner mit schweren Geschützen noch einige Schlupfwinkel der SS-Soldaten.

Bürgermeister Pickel abgesetzt

Am 19. April 1945, zwei Tage nach dem Kriegsende, wurde unser Bürgermeister Georg Pickel (er war seit 1933 im Amt), der die Stadt Altdorf vor der Zerstörung gerettet hatte, durch den amerikanischen Stadtkommandanten seines Postens als Bürgermeister enthoben.

Als sein Nachfolger wurden die beiden Altdorfer Bürger Hans Dötsch und Fritz Krehn als 1. und 2. Bürgermeister eingesetzt.

Kriegsende in Neumarkt

Unsere Nachbarstadt Neumarkt in der Oberpfalz wurde in den letzten Wochen des Krieges noch ganz besonders hart getroffen. Am 23. Februar und 11. April 1945 legten amerikanische Bombenverbände einen Teil der Stadt in Schutt und Asche.

SS-Panzergranadiere, unterstützt von ungarischen Soldaten, verteidigten dann im April 1945 die Stadt gegen die anrückenden US-Truppen.

Erst als die US-Armee drohte, den kämpfenden deutschen Soldaten auch den Fluchtweg nach Süden abzuschneiden, gaben sie auf und flüchteten in Richtung Berching. Am 22. April 1945 eroberte die US-Armee dann die Stadt Neumarkt.

Kämpfe und Zerstörungen in Oberferrieden

Auch im nahen Oberferrieden gab es verlustreiche Kampfhandlungen.

Mehrere US-Panzer bezogen am 18. April 1945 am Gruber Berg Stellung und beschossen von da aus das etwa drei Kilometer entfernte Dorf Oberferrieden, in dem sich einige SS-Soldaten aufhielten.

Am folgenden Tag, es war der 19. April 1945, erreichte der Beschuss mit dem Einsatz von Phosphorgranaten seinen Höhepunkt:

Oberferrieden brannte an vielen Stellen. Insgesamt wurden 38 Wohnhäuser und 40 Scheunen sowie viele Stallungen und Nebengebäude zerstört. Auf dem Kirchturm hatte die SS einen Beobachterposten eingerichtet. Deswegen bekam auch die Kirche einige schwere Treffer ab.

Nach erbitterten Kämpfen mit der SS drangen die Amerikaner dann am 20. April 1945 im Dorf ein. Die weiteren Kämpfe verlagerten sich danach in die Oberpfalz.

Schwere Kämpfe um Burgthann

Am späten Nachmittag des 16. April 1945 waren amerikanische Panzer von Altenthann in Richtung Burgthann herangefahren.

Als sie an der Panzersperre bei der Schwarzachbrücke ankamen, ließen sie Bürgermeister Andreas Fischer rufen. Weiße Fahnen sollten gehißt werden, sonst würden sie Burgthann beschießen. Er ließ daraufhin weiße Fahnen aufhängen, als Zeichen, dass der Ort kampflös an die Amerikaner übergeben werde.

Bevor der Ort von ihnen jedoch eingenommen wurde, gab es in Burgthann leider noch heftige Kämpfe der SS mit Beschädigungen an einigen Häusern. Dann erst zogen sich die SS-Soldaten in Richtung Neumarkt zurück.

Am nächsten Tag (17. April 1945) entdeckten jedoch zwei SS-Offiziere und ein Oberscharführer der Division "Götz von Berlichingen", diese lag beim Dorf Pfeifferhütte, die weißen Fahnen an den Häusern. Daraufhin erschossen sie am 17. April 1945 standrechtlich Burgthanns Bürgermeister Andreas Fischer. Auch die Häuser in Burgthann, an denen weiße Betttücher als Zeichen der kampflösen Übergabe aufgehängt waren, bekamen einige Salven aus ihren Gewehren ab.

Am 18. und 19. April 1945 entwickelten sich dann in Burgthann heftige Kämpfe zwischen den Amerikanern und den SS-Soldaten. Bald brannte das untere Dorf lichterloh, 22 Häuser und ein Teil der Burganlage wurden zerstört.

Am 21. April rückten die SS dann in Richtung Neumarkt ab und die Amerikaner besetzten Burgthann. Sechs Tote und zwei Schwerverletzte galt es zu beklagen.

Räumung des Konzentrationslagers Hersbruck

In unserer Nachbarstadt Hersbruck war erst im Frühsommer 1944 das zweitgrößte Außenlager des Konzentrationslagers Flossenbürg eingerichtet worden.

Vor der heranrückenden Front räumten die Nazis nach und nach die Konzentrationslager, ab dem 7. April 1945 auch das KZ Hersbruck.

Etwa 1.600 kranke und körperlich geschwächte Gefangene wurden in Güterwagen nach Dachau gebracht, fast 3.800 Männer mussten in fünf Marschkolonnen den beschwerlichen Weg zum dortigen KZ zu Fuß antreten.

Diese sogenannten Todesmärsche unter der brutalen Bewachung der SS forderten zahlreiche Opfer. Etliche Häftlinge konnten aber fliehen oder wurden unterwegs von amerikanischen Einheiten befreit. (siehe auch Seite 74)

Dann war auch der Krieg in der Nachbarstadt Hersbruck zu Ende.

Viele Menschen kehren nach Altdorf zurück

Nach dem Einmarsch der Amerikaner kehrten auch viele geflüchtete Altdorfer Familien wieder in ihre Wohnungen in Altdorf zurück.

Sie hatten Angst vor einem evtl. Beschuss der Stadt und vor Greueln der Soldaten gehabt und waren deshalb zu Verwandten in die umliegenden Dörfer geflüchtet sowie in die Höhlen im Schwarzachtal, in die Teufelshöhle im Pfaffental, in die Löwengrube und zu verschiedenen Bierkellern.

Durch Mundpropaganda erfuhren sie aber bald, dass sie in unserer Heimatstadt sicher seien und kehrten in ihre Häuser zurück. Dort schlossen sie die Fensterläden und sperrten alle Türen ab, denn Angst war immer noch überall zu spüren!

Mutter bricht zusammen

Einige Tage nach dem Kriegsende war meine Mutter mit den Nerven am Ende.

„Nun ist der Krieg zu Ende, aber unser Papa ist in Russland verschollen. Wie soll unser Leben denn nur weitergehen?“ Sie weinte, wir saßen neben ihr und weinten mit. Plötzlich zog wieder große Traurigkeit in unsere Kinderherzen ein und verdunkelte dadurch die Freude über das glückliche Kriegsende.

Ich ging am späten Nachmittag in die Praxis von Dr. Müller in der Hersbrucker Straße und schilderte ihm die Situation meiner Mutter.

Er ging mit mir sofort in seine Garage und wir fuhren in seinem Auto zusammen zu unserem Haus. Mama bekam eine Spritze von ihm und für die kommenden Wochen spezielle Tabletten.

Sie kam einige Tage später wieder zur Ruhe, nur die Sehnsucht nach unserem in Russland vermissten Papa blieb. „Aber vielleicht kommt er ja bald zu uns zurück und wir sind wieder eine glückliche Familie“, ich wünschte es mir so sehr!“, hörte ich sie immer wieder weinend sagen.

Zusammen hofften wir nach ihrer Gesundung auf eine gute Bewältigung der kommenden Tage und Monate.

Gedanken zum Kriegsende

Das lange herbeigesehnte Kriegsende war nun 1945 für uns alle Realität geworden. Die Hoffnung auf ein friedliches und Kriegsende hatte sich erfüllt.

Ich war noch ein Kind mit zehn Jahren und konnte das Kriegsende nicht einschätzen. In Erinnerung sind mir bis heute allerdings die aufregenden Tage von damals geblieben und auch die große Angst meiner Mutter vor dem, was nun wohl alles auf uns zukommen würde. Mit Hilfe unserer hilfsbereiten Nachbarn und anderer lieber Menschen hofften wir die Zukunft gut zu bewältigen.

Angst vor der Zukunft

Damit war der Zweite Weltkrieg in Altdorf offiziell zu Ende und auch eines der schwärzesten Kapitel in der deutschen Geschichte.

Das lange herbeigesehnte Kriegsende war nun am 17. April 1945 für uns alle in Altdorf Realität geworden. Die Hoffnung auf Frieden hatte sich erfüllt.

Die kurze Phase der Freude darüber wurde aber gleich abgelöst durch die große Angst vor dem nun Kommenden. Angst vor den fremden Soldaten und ihren Greueln sowie von der neuen unbekanntem Zeit, die nun kommen würde.

Wir hatten große Angst, auch wir Kinder.

Und was das Schlimmste für meine Schwester und mich war, Mama weinte viel, denn auch ihr fehlten Halt und Unterstützung durch nahestehende Menschen.

**Die schwierigen
Jahre von 1945
bis zur
Währungsreform
1948**

Zerstöre nicht durch Rückwärtsschauen deinen Seelenfrieden.
Lebe in der Gegenwart und habe Freude an ihr.

Henry David Thoreau,
amerikanischer Schriftsteller, 1817 - 1862

Trost in dieser schweren Zeit

Wenn du in deinem Leben einmal nicht mehr weiterweißt,
wenn du verzweifelt bist, wenn es in dir und um dich dunkel geworden ist,
dann versuche dich an die vielen schönen Erlebnisse
und Begebenheiten deines bisherigen Lebens zu erinnern!

Denke an das, was dir gelungen ist,
was du erlebt hast und was dich froh gemacht hat.

Lass diese Erinnerungen immer wieder an dir vorüberziehen
und sei dankbar für das Erlebte.

Du wirst sehen: in dir und um dich herum wird es wieder heller.

Albert Schweitzer,
evangelischer Theologe und Philosoph, 1875 - 1965

Alles bricht zusammen

Das was von Deutschland übrig blieb, wurde von den Alliierten in drei Westzonen und in eine Ostzone aufgeteilt.

Eingeschlossen in das Kriegsende am 17. April 1945 in Altdorf war auch der Zusammenbruch des gesamten wirtschaftlichen, sozialen und geselligen Lebens sowie unseres Schulbetriebs in unserer Stadt und natürlich auch im gesamten Deutschland. Leid und Unsicherheit in vielen Familien und die Angst vor der Zukunft prägten das Leben vieler Menschen auch weiterhin.

Ein Stadtkommandant wurde eingesetzt

Nach der Einnahme unserer Stadt hatte die amerikanische Militärregierung im Rathaus, im Schloss und im Haus des Klinikleiters des Altdorfer Wichernhauses, Professor Dr. Franz Becker, ihre Hauptquartiere eingerichtet.

Von dort aus bestimmte sie nun - zusammen mit ihrem Kommandanten Leonard May und seinen Soldaten - die Regeln für das weitere öffentliche Leben der Altdorfer Bevölkerung nach dem Kriegsende.

Der Stadtkommandant konnte aber auch nicht das manchmal sehr aggressive Verhalten seiner Soldaten und die damit verbundenen Übergriffe auf die Altdorfer Zivilbevölkerung verhindern. Wir brauchten damals viel Kraft, um gegen die Angst vor den Besatzern, den Hunger sowie gegen eine spürbare Aussichtslosigkeit anzukämpfen. Vor allem uns Kindern fehlte das tägliche Zusammensein in der Volksschule und danach das gemeinsame Spielen in unserer Freizeit.

Ausgangssperre für die Bevölkerung

Als erstes wurde von der amerikanischen Militärregierung am 18. April 1945 eine sogenannte "Ausgangssperre" angeordnet. Das bedeutete: Niemand der Altdorfer Bürgerinnen und Bürger durfte von 19 Uhr abends bis 6 Uhr früh sein Haus oder seine Wohnung verlassen.

Abzug der Polen und Russen

Nach und nach hatte sich auch unser Röderschulhaus mit Gefangenen aus Polen und Russen gefüllt, die im Krieg im Altdorfer Umland gelebt hatten.

Nach etwa drei Wochen zogen sie endlich ab und die Bevölkerung atmete auf, denn auch sie raubten und plünderten in Altdorf.

Viele Altdorfer Frauen und Männer halfen dann bei der Säuberung des verwüsteten Schulhauses mit, entfernten das demolierte Mobiliar und reinigten das Umfeld.

Vandalismus in der TV-Turnhalle

In der TV-Turnhalle - der späteren Stadthalle - hatte eine Nürnberger Firma wertvolle Materialien eingelagert. Das Gebäude wurde von einigen Altdorfer Bürgern gewaltsam geöffnet und alles Eingelagerte gestohlen und abtransportiert.

Auch mir gelang es eine Rolle Eisendraht zu bekommen, die ich später gegen zwei Laib Brot eintauschen konnte.

Probleme mit der Sommerzeit

In allen vier Besatzungszonen herrschten auch verschiedene Uhrzeiten.

So verordneten die Amerikaner den Menschen in ihrer Zone, die Uhren um zwei Stunden vorzustellen. Erst im Juni 1945 einigten sich dann die Besatzungsmächte auf eine einheitliche Mitteleuropäische Sommerzeit in Deutschland, so wie sie schon während des Krieges gegolten hatte.

Ständiger Wechsel bei den Bürgermeistern

Großes Unverständnis gab es in der Bevölkerung auch über den ständigen Wechsel der Altdorfer Bürgermeister, angeordnet durch die Amerikaner.

Georg Pickel, Direktor der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbetriebe Altdorf, war von 1933 bis 1945 1. Bürgermeister unserer Stadt. Am 19. April 1945 wurde er, der die Stadt Altdorf durch kampflose Übergabe an die einrückenden amerikanischen Truppen gerettet hatte, vom amerikanischen Stadtkommandanten May abgesetzt.

Die beiden Altdorfer Hans Dötsch und Fritz Krehn übernahmen als 1. und 2. Bürgermeister seine Amtsgeschäfte. Sechs Wochen später mussten aber auch sie wegen ihrer Parteizugehörigkeit zur NSDAP ihr Bürgermeisteramt an Fritz Pranz und Hans Kurz abgeben.

Hauptaufgabe der beiden neuen Bürgermeister war es dann, die Plünderungen und Übergriffe zu verhindern und für Sicherheit in der Stadt zu sorgen. Georg Pickel starb am 12. Januar 1947 im Alter von 62 Jahren im US-Internierungslager Hammelburg.

Wohnungen werden beschlagnahmt

In den folgenden Tagen kam dann mit einer weiteren Anordnung neue Not über die Menschen in Altdorf dazu: Die Beschlagnahme von Wohnraum für die Unterbringung der vielen amerikanischen Soldaten. Viele Häuser, ja ganze Straßenzüge in der Stadt, mussten für ihre Unterbringung zur Verfügung gestellt und geräumt werden. Dabei wurde von den amerikanischen Soldaten oftmals sehr rücksichtslos vorgegangen und gehandelt.

Große Angst bei der Beschlagnahme unseres Hauses

Auch wir waren von der Suche nach Wohnraum für die amerikanischen Soldaten betroffen. Am 19. April 1945, zwei Tage nach dem Kriegsende, standen früh mehrere amerikanische Soldaten an unserer Haustüre und durchsuchten lautstark unsere Wohnung. Dabei sahen sie an unserer Garderobe im Flur die Dienstmütze meines zu Friedenszeiten bei der Post beschäftigten Vaters hängen, an der das deutsche Hoheitszeichen, ein Hakenkreuz, angebracht war.

In einer Schublade an der Garderobe entdeckten sie außerdem noch einige Kleinkaliber-Patronen. Die dazugehörige Pistole hatten wir an einer nur uns bekannten Stelle im Garten vergraben.

Die Soldaten stießen daraufhin unsere Mama an die Wand, bedrohten sie, schrien laut „Nazi, SS, Nazi“, hielten sie mit dem vorgehaltenen Gewehr in Schach und zwangen sie mit vorgehaltener Waffe mit ihnen in den Keller zu gehen.

Meine kleine, achtjährige Schwester und ich standen hilflos im Hausgang.

Anneliese schrie laut weinend nach ihrer Mama und klammerte sich hilflos an mich. Aus dem Keller hörte ich immer wieder die lauten Hilferufe meiner Mutter und die Schreie der Soldaten "Nazi, Nazi!". Wir hatten große Angst um unsere Mama, die dort unten mit dem Gewehr weiterhin bedroht wurde.

Im Keller stand auch ein blauer Emailletopf mit etwa 30 in Kalk eingelegten Eiern. Die wurden von den Soldaten unter lautem Gegröle an die Wände im Keller und auf meine Mama geworfen. Und wir hätten sie doch so nötig zum Essen gebraucht.

Meine Mutter stand zitternd vor Angst dabei und musste zusehen wie diese für uns so wichtigen Lebensmittel von den Soldaten sinnlos zerstört wurden. Doch das Gewehr der amerikanischen Soldaten war nicht mehr auf sie angelegt. Trotzdem hatten meine weiterhin im Schock um Hilfe rufende Mama und wir beiden Kinder im Flur oben große Angst, furchtbare Angst!

Wir wurden aus unserem Wohnhaus vertrieben

Nach einigen Minuten kam dann unsere Mama mit beschmutzter Kleidung aus dem Keller wieder zu uns nach oben in den Flur. Bevor sie uns Kinder in die Arme schließen konnte, schrie uns einer der Soldaten an und stieß uns in Richtung Haustüre. Das bedeutete, wir sollten unser Haus unverzüglich verlassen.

Was wir beim Verlassen tragen konnten, das durften wir dann mitnehmen.

Beim Weggang sahen wir noch, wie die Soldaten unser Radio, einige Bücher und kleinere Möbelstücke vor das Haus warfen, Benzin darüber schütteten und alles mit lautem Gelächter anzündeten. Und immer wieder hörten wir ihre lauten Rufe "Nazi, SS, Nazi, SS, Nazi, SS, Nazi!"

Wir mussten zusehen wie unsere wenigen „Luxusgüter“ verbrannten.

In unsere Verzweiflung flüchteten wir uns auf die Schießhausstraße und gingen dann weiter zum Haus meines Onkels Heinrich Müller in der Albert-Schweitzer-Straße. Wir hofften dort unterzukommen. Sie nahmen uns auf und die überstandene Aufregung wich dort langsam einem Gefühl der Sicherheit.

Erneuter Umzug in ein anderes Haus

In seinem Hause konnten wir einige Tage bleiben. Dann ging die Flucht in das Nachbarhaus der Familie Anton Brich in der Rascher Straße weiter.

Dazu gibt es eine lustige Geschichte:

Vor dem Haus meines Onkels stand ein Panzer und die dazugehörigen amerikanischen Soldaten unterhielten sich in ihrer Sprache darüber, was in den nächsten Tagen von ihnen gegen die Altdorfer Bevölkerung unternommen werde.

Sie konnten nicht wissen, dass mein in ihrer Nähe herumstehender Onkel, ein kleiner, unscheinbarer Mann, die englische Sprache perfekt beherrschte und alles von ihnen Gesprochene gut verstand. Er hatte sich diese Kenntnisse bei seinem mehrjährigen Amerikaaufenthalt angeeignet. Er arbeitete dort als Bäcker.

Und so erfuhr er von den Soldaten, dass sein Haus morgen geräumt werden sollte.

Nach dieser Nachricht schafften wir dann sofort und von ihnen unbemerkt, alles Notwendige ins Nachbarhaus der Familie Brich.

Als die amerikanischen Soldaten am anderen Tag die Räumung lautstark anordneten, da wunderten sie sich, dass wir nichts mitnahmen, dass aber im Haus auch nichts Essbares mehr für sie zu finden war.

Plünderungen und Überfälle

Neben der Beschlagnahme von Wohngebäuden für die amerikanischen Soldaten, gab es für die Altdorfer Bevölkerung aber weiterhin noch andere Probleme.

Das waren vor allem die weiterhin stattfindenden Überfälle und Plünderungen durch die früheren russischen und polnischen Kriegsgefangenen. Rache und Vergeltung an der Altdorfer Bevölkerung waren an der Tagesordnung.

Einige Kriegsgefangene rächten sich nun an der Zivilbevölkerung für das während ihrer Gefangenschaft in Altdorf erlittene Unrecht, sie raubten und plünderten. Dadurch fehlten in den kommenden Wochen vor allem wichtige Lebensmittel in den Altdorfer Geschäften zur Versorgung der Bevölkerung.

Ein Vorfall ist mir besonders in Erinnerung geblieben:

Ein im Altdorfer Baugeschäft Scharrer beschäftigter und in den zurückliegenden Jahren sehr brutal agierender Maurerpolier wurde von russischen Gefangenen brutal zu Tode geprügelt. Er lag einige Zeit auf dem Gelände herum, bis sich die Angehörigen um ihn kümmern konnten.

Michael Geißler klärt einen Mord auf

Am 26. April 1945 - neun Tage nach dem Einmarsch der Amerikaner in Altdorf - war wieder eine große Aufregung in unserer Stadt:

Ein amerikanischer Captain wurde wenige hundert Meter neben einer Scheune in Oberwellitzleithen entfernt in seinem Jeep erschossen aufgefunden.

Bis zur Aufklärung hatten die Amerikaner unsere beiden Bürgermeister Hans Dötsch und Fritz Krehn in Haft genommen. Sie drohten auch mit schweren Maßnahmen gegen die Stadtbevölkerung, wenn dieses Verbrechen nicht umgehend aufgeklärt würde. Die Amerikaner vermuteten hinter diesem Mord einen Angriff aus dem Hinterhalt der versprengten SS-Soldaten im Altdorfer Umland.

Dem in Altdorf lebenden Kriminalkommissar Michael Geißler gelang es dann nach mehrtägigen Untersuchungen den Täter zu ermitteln. Es war ein flüchtender deutscher Kriegsgefangener, kein SS-Soldat wie vermutet, der entdeckt worden war und auf den Amerikaner geschossen hatte. Durch diese schnelle Aufklärung durch den Altdorfer Kriminalbeamten Michael Geißler blieb unsere Stadt vor den angekündigten Repressalien der Amerikaner verschont.

Michael Geißler, ein freundlicher und netter Mann, hatte uns Kindern oftmals von diesem für uns so spannenden und spektakulären Ereignis erzählt. Er wurde dann in der Nachkriegszeit in Altdorf zu einem sehr beliebten Geschichtenerzähler, vor allem für die Kinder der Kindergärten und der Volksschule.

Auch wir freuten uns immer wieder, wenn er, „der Kriminaler“, uns irgend etwas Spannendes aus seinem Berufsleben erzählte. Michael Geißler war ein Mensch, der immer Zeit hatte, wenn man ihm begegnete.

Aus Dankbarkeit für die Aufklärung dieses Vorfalles 1945, ernannte ihn die Stadt Altdorf 1971 zum Ehrenbürger Altdorfs. Die Michael-Geißler-Straße in Altdorf erinnert heute noch an diesen mutigen Mann und an den Helden unserer Kindheit.

Hausdurchsuchungen nach Wertgegenständen

Ende April 1945 befahl der amerikanische Stadtkommandant durch eine weitere Anordnung, dass die Altdorfer Bevölkerung Wertgegenstände, wie Radios, Fotoapparate, Feldstecher und Taschenlampen an die Amerikaner abliefern sollte.

Taschenlampen waren aber wegen des häufigen Stromausfalles für die Menschen wichtig. Wer sich weigerte, dem wurde die Todesstrafe angedroht.

Brutale Aktion gegen einen Jugendlichen

Der mit mir befreundete Hans Egerer hat mir einmal erzählt, dass er als Jugendlicher 1945 durch die „Besitzer“ fast in Lebensgefahr geraten war.

Er sah am Unteren Torturm, wie amerikanische Soldaten mehrere von der Altdorfer Bevölkerung zwangsweise beschlagnahmte Taschenlampen mutwillig zerstörten. Hans war darüber so wütend, dass er mit ihnen schimpfte und eine am Boden liegende und noch intakte aufhob und mit ihr davon laufen wollte.

Ein GI verhaftete den Vierzehnjährigen und führte ihn mit gezogener Pistole über den Marktplatz ins Rathaus. Dort wurde er lautstark verhört, mehrmals ins Gesicht geschlagen und auch gefragt, ob er bei der Waffen-SS sei.

Am Abend konnte ihn seine besorgte Mutter wieder in die Arme schließen.

Angst vor der Sowjetzone

Auch ein nicht verstummendes Gerücht sorgte bei der Altdorfer Bevölkerung immer wieder für große Aufregung: Mittelfranken sollte der sowjetischen Besatzungszone zugeschlagen werden. Gott sei Dank, blieb das alles nur ein Gerücht.

Rückkehr in unser verwüstetes Wohnhaus

Am 2. Mai 1945, zwei Wochen nach der gewaltsamen Räumung und Vertreibung, konnten wir wieder in unser Haus zurückkehren.

Die amerikanischen Soldaten hatten sich eine andere Bleibe gesucht.

Wir wurden nicht verständigt, das Haus stand von einem Tag auf den anderen leer.

Alle Zimmer befanden sich in einem katastrophalen Zustand. Fast alle Möbelstücke waren zerstört, Fensterscheiben und Türen eingeschlagen, alle Kleidungsstücke gestohlen, die Toilette zugenagelt und es stank im ganzen Haus bestialisch.

Meine Mutter bekam bei diesem Anblick einen Weinkrampf und brach im Flur zusammen. Wie sollten wir dieses Chaos nur bewältigen?

Es hat danach dann viele Monate gedauert, bis wir die verwüsteten Räume, mit Hilfe unserer hilfsbereiten Nachbarn, der Familien Pühler, Reinhold und Räbel, wieder in einen bewohnbaren Zustand gebracht hatten.

Viele für uns zum Leben wichtige Gegenstände, wie Tische und Stühle, Geschirr, Töpfe, die Badewanne, unsere Bücher sowie Spielzeug, Radio und vor allem Schuhe und wichtige Kleidungsstücke waren nicht mehr vorhanden.

Die kaputten Fensterscheiben im Haus wurden notdürftig mit Pappe ausgebessert.

Im Garten waren die Beete mit den bereits im Frühjahr erfolgten Anpflanzungen durch die Fahrspuren der Jeeps zerstört und an einigen Stellen war auch große Mengen Müll abgeladen worden.

Bei den Renovierungsarbeiten im Haus merkten wir auch deutlich, wie sehr uns doch unser in Russland vermisster Vater fehlte. Dazu kam noch, dass es in den Geschäften fast kein Material für die notwendige Reparaturen zu kaufen gab und wenn ja, dann konnte man es nicht bezahlen. Ich erlebte meine Mutter in dieser Zeit wieder sehr verzweifelt und sie weinte viel.

Unsere Nachbarn helfen uns

Ohne unsere hilfsbereiten Nachbarn, vor allem Ludwig Reinhold und seine Frau, hätten wir diese Situation und das folgende Jahr nach dem Kriegsende 1945 nicht so leicht bewältigt. Gott sei Dank, dass es diese lebenswerten und hilfsbereit Menschen gegeben hat. Wegen einer Amputation seines rechten Beines, trug Ludwig Reinhold eine Prothese, und war deshalb auch vom Kriegsdienst befreit. Er war mir auch in vielen Lebenslagen ein Vaterersatz.

Ludwig hatte auch ein gutes Allgemeinwissen. Wir Kinder konnten ihn alles fragen, wir bekamen immer eine zufriedenstellende Antwort. Und wenn wir aus irgendeinem Grund einmal traurig waren, dann streichelte er uns über den Kopf, nahm uns in den Arm und die Welt war für uns Kinder wieder in Ordnung.

Auch praktisch half er uns. Vor allem beim Anlegen und Bepflanzen unserer Gartenbeete und er besorgte uns dafür auch die notwendigen Samen und Pflanzen.

Ludwig gab uns wertvolle Tips für den Gemüse- und Obstanbau.

Ab und zu schenkte er uns auch einen jungen Hasen, eine Henne, oder eine Ente und zeigte uns, wie wir diese Tiere aufziehen mussten.

Einige Monate später hatten wir dann damit reichlich zu essen.

Als er später älter und seine Frau gestorben war, da konnte ich ihm bei der Bewältigung seines Alltags ab und zu etwas helfen. Vor allem, wenn „diese schrecklichen und bürokratischen Schreiben“ von der Stadt Altdorf, oder von anderen Behörden kamen. Da war er jetzt altersbedingt mit der Bürokratie total überfordert. Ich war dankbar, dass ich ihm dadurch etwas zurückgeben konnte, für das, was er meiner Mutter und uns Kindern Gutes getan hat.

Die Lebensmittelkarte gibt es weiterhin

Auch die Verteilung der Lebensmittel wurde durch die Amerikaner neu geregelt. So gab es ab Mai 1945 in ihren jeweiligen Sektoren neue Lebensmittelkarten, die wie bisher, entsprechend der Schwere der Arbeit in verschiedene Verbrauchergruppen eingestuft waren. Sie bestanden weiterhin aus Feldern mit den Eindrücken für Brot, Butter, Milch und sonstigen Lebensmitteln sowie für die "Sonderzuteilungen".

In einigen Altdorfer Gaststätten konnte man mit ihnen auch wieder zum Essen gehen. Die Wirte gaben auf der Speisekarte an, wie viele Marken welcher Art der Gast für das gewünschte Gericht dann abzugeben und zu bezahlen hatte.

Im Frühjahr 1946 bekamen wir Normalverbraucher für einen gesamten Monat: 800 Gramm Fleisch, 500 Gramm Fett, 4.000 Gramm Schwarzbrot, 600 Gramm Nahrungsmittel, 125 Gramm Zucker und fünf Liter Magermilch.

Im Februar 1948 mussten 1.300 Kalorien pro Tag, davon 44 in Form von Fleisch, ausreichen. Wochen später wurden diese Ration nochmals gekürzt.

Erst ab der Währungsreform im Juni 1948 kam der Warenfluss besser in Gang und der Verkauf über die Lebensmittelkarten wurde dann 1950 eingestellt.

Diebstähle nehmen zu

Der Mangel an den für das Alltagsleben notwendigen Waren und Lebensmitteln veränderte leider nach dem Kriegsende 1945 auch das Verhalten mancher Menschen in Altdorf und seinem Umland. Das führte dann auch dazu, dass von Woche zu Woche die Einbrüche in den Bauernhöfen rund um Altdorf und die nächtlichen Diebstähle auf ihren Kartoffel- und Gemüsefeldern drastisch zunahmen.

Die Altdorfer Polizei war 1945 nach der Entlassung aller ihrer Beamten, die der NSDAP angehörten, völlig unterbesetzt und tat sich mit der Aufklärung schwer.

Die Lage verbesserte sich erst, als 1948 eine reichliche Kartoffelernte für entsprechende Entspannung sorgte und auch das für die Sicherheit und Ordnung notwendige Personal bei den Polizeidienststellen wieder vorhanden war.

Schwarzhandel sichert das Überleben

Unser Zahlungsmittel, die Reichsmark, verfiel von Tag zu Tag immer mehr. Dadurch nahm auch der Tausch- und Schwarzhandel, vor allem mit Lebensmittelmarken immer mehr zu. Mit der Reichsmark konnte man kaum noch etwas kaufen. Zigaretten, Kaffee, Alkohol waren zu Ersatzzahlungsmittel geworden.

Die große Frage, die damals nach dem Kriege tagtäglich die Menschen beschäftigt hat, war daher, womit soll man das für das Leben Notwendige noch bezahlen?

Dadurch entstand ein lebhafter Tausch- und Schwarzhandel. Was Nürnberger Familien damals in überfüllten Zügen aufs Land schleppten war unvorstellbar.

Wer noch Teppiche, Bilder, Uhren, Kameras, Schmuck, Kunstgegenstände, Schuhe und Kleidung besaß, tauschte sie gegen Fleisch, Gemüse, Lebensmittel, Mehl und Schmalz ein. Vor allem auf dem Lande blühte dieser Schwarzhandel, denn den Bauern ging es meistens gut, sie hatten genügend zu essen.

Ein zynischer Satz wurde damals gerne zitiert:

Den Bauern geht es durch den Schwarzhandel so gut, dass ihre Kühe in den Ställen mittlerweile schon auf drei Lagen Teppich stehen.

Schlimm war es für die Menschen, die total ausgebombt waren und alles verloren hatten, sie konnten keinen Tauschhandel betreiben und mussten weiterhin in sehr bescheidenen Verhältnissen leben.

Schwierigkeiten mit einem geordneten Schulbetrieb

Ab Mai 1945 lief auch der Schulbetrieb in Altdorf wieder normal an.

In Nürnberg konnten die Volksschulen allerdings erst im Herbst 1945 mit dem Unterricht beginnen, weil zu viele Schulgebäude total zerstört waren.

An den meisten Gymnasien in Nürnberg wurde Schichtunterricht gegeben. Das bedeutete, dass die Schüler wechselweise am Vormittag oder Nachmittag zur Schule kommen mussten, natürlich auch am Samstag.

Schrebergärten entstehen in Altdorf

Für die Lebensmittelversorgung war auch Eigeninitiative gefordert. Die Nachbarstadt Nürnberg hatte es dann vorgemacht und für ihre Bevölkerung mehrere Parks und Grünflächen zum Anbau von Kartoffeln und Gemüse frei gegeben.

Auch in Altdorf entstanden nach dem Kriegsende 1945 die sogenannten „Schrebergärten“ in und um die Stadt. Diese etwa 100 qm großen Parzellen wurden angelegt, um der Bevölkerung durch den dadurch möglichen Gemüseanbau eine bessere Ernährung zu ermöglichen.

Die Gärten wurden von den Pächtern intensiv bewirtschaftet und befanden sich entlang der Gleise im Bereich des Altdorfer Bahnhofs, auf dem Gelände neben der Schützenbaracke am Bleichanger, nahe der Scharrer-Siedlung auf dem Weg nach Hegnenberg und auf verschiedenen anderen Flächen in unserer Stadt.

Aufgrund des herrschenden Wohnungsmangels in Altdorf wurden auch die in den Kleingartenanlagen erstellten und bewohnbaren kleinen Gartenhäuschen (die „Lauben“) meistens ohne bauliche Genehmigung geduldet.

Diese Schwarzbauten durften dann auch problemlos bewohnt werden.

Geschichte der Schrebergarten

Die Bezeichnung Schrebergarten kennt wohl jeder, aber nur wenige wissen, woher diese Bezeichnung kommt. Pfarrer Beck gab uns dazu die folgenden Erklärungen:

Dieser Name ist nicht auf einen Gärtner zurückzuführen, sondern auf den Arzt und Direktor der Orthopädischen Heilanstalt Leipzig, Daniel Gottlieb Moritz Schreber.

Der hatte in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in Leipzig für Kinder und Jugendliche einige Sport- und Spielplätze bauen lassen, die nach seinem Tode in einen Erziehungsverein integriert wurden. Zum Gedenken an den Verstorbenen wurde dieser Verein dann in „Schreberverein“ umbenannt.

Auf einem weiteren Grundstück legte man damals auch kleine Gärten und Parzellen zum Gemüseanbau an, um den Kindern und Jugendlichen auf diese Weise die Gartenarbeit näherzubringen. 1869 soll es dann in Leipzig schon mehr als hundert dieser Gärten gegeben haben; sie wurden nun „Schrebergärten“ genannt.

Auch in anderen Städten entstanden ähnliche Anlagen, die man aber „Armen- oder Sozialgärten“ nannte. Der Begriff „Schrebergarten“ hat sich dann deutschlandweit durchgesetzt.

Die legendären „Rossbolln-Sammler“

Da es in Altdorf keinen Dünger zu kaufen gab, sammelte man alles ein, was auf der Straße herumlag und für die Düngung geeignet war. So sah man in dieser Zeit viele Männer mit Eimer, Schaufel und Handbesen durch Altdorf gehen, die vor allem die auf der Straße liegenden Hinterlassenschaften der Pferde aufsammelten.

Diese Fäkalien wurden im Volksmund „Rossbolln“ oder „Pferdeäpfel“ genannt.

Die Einsammler hat man als „Rossbolln-Sammler“ bezeichnet.

Unser Verhältnis zu den amerikanischen Soldaten

Von Monat zu Monat entwickelte sich nach dem Kriegsende 1945 auch ein vertrautes, ja herzliches Verhältnis von uns Kindern zu einigen amerikanischen Soldaten, vor allem zu den Dunkelhäutigen unter ihnen.

Wir Kinder hatten schnell einige Wörter englisch gelernt und konnten somit in ihrer Sprache grüßen und uns mit ihnen auch gestenreich unterhalten.

Den Satz: „Have you chocolate?“ („hast Du Schokolade?“) kannte fast jedes Altdorfer Kind und praktizierte ihn bei jeder passenden Gelegenheit.

Lernen mussten wir nur, dass die geschenkte Schokolade und der für uns anfangs gewöhnungsbedürftige Kaugummi nicht vergiftet sind, wie es uns die Nazis noch kurz vor dem Kriegsende mit ihren Flugblättern beigebracht hatten.

Aus moralischen Gründen war es aber nicht gerne gesehen, dass einige Altdorfer Mädels Kontakte zu den amerikanischen GIs hatten; ganz schlimm, wenn diese dunkelhäutig waren. Diese Mädels wurden dann als „Negerluder“ bezeichnet.

Wir Kinder liebten die dunkelhäutigen Soldaten

Diese dunkelhäutigen Soldaten waren für uns Kinder schon eine Besonderheit, denn wir hatten bisher noch nie solche Menschen in Altdorf gesehen.

Nach der Nazi-propaganda waren sie brutale Menschen, die nur mordeten und schlimme Verbrechen an der Bevölkerung begingen.

Doch wir erlebten sie immer fröhlich, kinderfreundlich und vor allem sehr freigiebig.

Wir hörten mit ihnen zusammen auch erstmals die uns bis dahin völlig unbekanntes Rock- und Roll-Musik, gespielt vom amerikanischen AFN-Sender. Manchmal tanzten wir auch zusammen zu diesen uns fremden Melodien.

Allerdings überprüften wir immer nach einem kräftigen Händedruck mit den dunkelhäutigen Soldaten unsere Hände, ob sie nun nicht braun gefärbt waren.

Ich erinnerte mich bei diesen Begegnungen auch mehrmals an unsere Zeit im Altdorfer Kindergottesdienst, in der wir von diesen Menschen ein sehr positives Weltbild vermittelt bekommen hatten. (Siehe auch Seite 16, der Nick-Neger)

So lernte wir Indiacas spielen

Als wir uns ab 1947 wieder auf dem städtischen Sportplatz treffen konnten, kam dort gelegentlich auch ein Jeep mit amerikanischen Soldaten angefahren, die sich dann auf dem Gelände sportlich betätigten. Dabei entstanden nach und nach schüchterne persönliche Kontakte zu den immer fröhlichen und kinderfreundlichen Soldaten.

Eines Tages gab uns einer von ihnen, wir nannten ihn Bill, nicht nur einen Kaugummi, sondern auch einen Indiacaball. Das war ein etwa faustgroßer, gelber Ball an den mehrere rote Federn angeklebt waren.

Wir kannten dieses Sportgerät nicht und schauten etwas unverständlich.

Er rief einen anderen Soldaten herbei, spannte zwischen zwei Bäumen eine Schnur und beide zeigten uns dann wie man mit der flachen Hand den Indiacaball über diese Schnur hin- und her spielen kann. Wir begriffen es und spielten dann auf dem städtischen Sportplatz dieses amerikanische Spiel mit voller Begeisterung.

Wir spielten es solange bis einer immer zwei oder drei Sätze (das richtete sich danach wie viel Zeit wir hatten) gewonnen hatte. Ein Satz ging bis 15 Punkte.

Es wurde unser Lieblingsspiel, einige Jahre später auch im CVJM Altdorf.

Dort wurde es von uns allerdings auf einem markierten Spielfeld (16 m x 6 m) als Mannschaftsspiel mit fünf Spielern gespielt und es kam später dann auch das Federballspiel mit einem Schläger dazu.

Meine erste und letzte Zigarette

Einige Tage nach meinem 10. Geburtstag (30. März 1945) dachte ich, dass es an der Zeit wäre auch einmal das Rauchen einer Zigarette auszuprobieren.

Woher wir die Zigaretten hatten, das weiß ich leider nicht mehr.

Zusammen mit meinen zwei älteren Nürnberger Cousins Kuno und Georg Holz versteckte ich mich in unserem Hühnerstall im Garten, um mit ihnen die erste Zigarette meines Lebens zu rauchen. Leider hatten wir vergessen, den Schieber vor dem kleinen Ausgang des Hühnerstalles herunterzulassen.

Durch diese Öffnung zog dummer Weise unser Zigarettenqualm wie eine langgezogene Wolke hinaus, genau vor meine zufällig vorbeigehende Mutter.

Ihr Kochlöffel, er war für meine Erziehung ein wichtiges Schlaginstrument, tobte sich dann auf meiner verlängerten Rückseite gewaltig aus.

Meine Cousins bekamen ihre Standpauke daheim in Nürnberg. Ich werde nie zum Raucher werden, habe ich mir damals geschworen und ich habe dieses Versprechen bis heute gehalten.

Vereinseigentum wurde beschlagnahmt

Auch die Arbeit der Altdorfer Vereine traf die Verhältnisse nach dem Kriegsende sehr schwer. Denn die amerikanischen Behörden verboten allen Vereinen der Stadt die Durchführung ihre Arbeit, selbst die Arbeit mit den Jugendlichen.

Beim Roten Kreuz und der Altdorfer Feuerwehr beschlagnahmten sie auch deren Besitz. So musste die Sanitätskolonne Altdorf ihren Sanitätswagen abgeben und die Altdorfer Feuerwehr ihren gesamten Bestand an Geräten und Fahrzeugen.

Dem TV 1881 Altdorf wurde seine Turnhalle und der Sportplatz an der Jahnstraße beschlagnahmt. Letzterer war lange Zeit ein beliebter Parkplatz der Amerikaner.

Landratsamt nach Altdorf verlegt

Das in Nürnberg durch die Bombenangriffe völlig zerstörte Gebäude des dortigen Landratsamts wurde 1945 zu uns nach Altdorf verlegt. Sein neuer Dienstsitz war bis 1965 das Altdorfer Schloßgebäude am Schloßplatz.

Wie grüßt man nun nach dem Kriegsende?

Ein Problem hatten wir Kinder nach dem Kriegsende auch damit, wie wir jetzt grüßen sollten. In der Kriegszeit (1939 bis 1945) mussten wir unseren gewohnten Gruß „Guten Morgen“, „Grüß Gott“, oder „Guten Abend“ gegen ein zackiges „Heil Hitler“ (im Volksmund der „deutsche Gruß“) austauschen.

Bei hochgestellten Persönlichkeiten, wie Polizisten, Lehrern, dem Bürgermeister, Pfarrern und vor allem bei allen Männern in Uniform, wurde dieser Gruß noch mit einem Hochheben der rechten Hand unterstützt.

Das hatten wir über viele Jahre brav und intensiv praktiziert. Dann kam das Kriegsende, was tun? Weiterhin wie bisher grüßen, oder doch wieder wie früher. Wir Kinder waren einfach überfordert.

Ich erinnere mich noch, dass uns einmal im Kappelgraben auf dem Weg zur Schule ein prominenter Altdorfer entgegenkam. Wir zögerten kurz beim Grüßen und riefen dann alle laut wie immer mit erhobener rechter Hand „Heil Hitler!“

Der Mann stellte sich vor uns hin und sagte leise und ganz väterlich: „Boum, dös derf ma doch etz nemma song, mir ham doch etz a ganz andere Zeit.“

Damit war für uns alles geklärt und wir grüßten wieder wie ganz früher mit einem freundlichen „Grüß Gott!“.

Der Nürnberger Prozeß

Von unseren Nachbarn erfuhren wir Kinder, dass am 20. November 1945 in Nürnberg im Saal 600 des dortigen Justizgebäudes in der Fürther Straße 110 der Kriegsverbrecherprozess gegen viele deutsche Politiker begann, die den Zweiten Weltkrieg verursacht hatten.

Mit 12 Todesurteilen, drei lebenslangen und vier befristeten Freiheitsstrafen sowie drei Freisprüchen endete dann am 1. Oktober 1946 dieser spektakuläre Prozeß.

In 12 weiteren Nachfolgeprozessen mussten sich bis zum 14. April 1949 insgesamt noch 185 Ärzte, Juristen, SS- und Polizeiangehörige, Wirtschafts- und Militärführer sowie hohe Regierungsvertreter in Nürnberg für ihre Kriegsverbrechen verantworten.

Herumliegende Munition wird zur Gefahr

In unserer Freizeit fuhren wir weiterhin mit den Fahrrädern zu interessanten Plätzen, oder trafen uns mit den Freunden am städtischen Sportplatz. Da man uns in der Kriegszeit ja zu kleinen Helden erzogen hatte, spielten wir auch gerne und mit größter Freude mit der reichlich herumliegenden, scharfen Munition. Dass das lebensgefährlich war, blendeten wir aus.

Leicht zu Handhaben waren die Eierhandgranaten.

Wir hatten bei der HJ gelernt mit ihnen umzugehen. Man musste sie nur in die Hand nehmen, an dem dort angebrachten Ring ziehen, bis drei zählen und wenn sie dann zu rauchen begannen, sie ganz schnell weit weg werfen. Der danach hörbare Explosionsknall wurde von uns Kindern immer mit einem lauten Lachen begleitet.

Gefährlich wurde es nur, wenn die Eierhandgranaten nach dem Wegwerfen nicht explodierten und rauchend im Grase lagen. Was tun? Nur ja nicht hingehen und nachschauen. Wir haben dann so lange aus sicherer Entfernung mit großen Steinen darauf geworfen, bis sie explodierten.

Lebensgefährlich waren dagegen die mit Sprengstoff gefüllten Köpfe der herumliegenden Panzerfäuste. Eine Panzerfaust war im Krieg eine Waffe zum Abschuss eines Panzers. Sie hatte ein langes Rohr und vorne einen mit Sprengstoff gefüllten Munitionskopf. Um diesen Kopf einer Panzerfaust haben wir immer einen großen Bogen gemacht, denn die waren wirklich lebensgefährlich.

Tödliche Unfälle passierten immer wieder

Obwohl dieses Wissen um die Gefährlichkeit der herumliegenden Munition bei den Jugendlichen vorhanden war, passierte immer wieder etwas Schreckliches, oftmals mit tödlichem Ausgang.

So hatten eines Tages ältere Jugendliche auf dem städtischen Sportplatz in Altdorf den Kopf einer Panzerfaust entdeckt. Beim Herumhantieren mit ihm explodierte er und verletzte unsere beiden zuschauenden jüngeren Spielkameraden Hermann Reitenspieß und Ludwig Maul tödlich. Wir waren aus sicherer Entfernung Augenzeugen dieses schrecklichen Ereignisses.

Im Garten der Rudersvilla am Altdorfer Ziegelweg lag ebenfalls der Kopf einer Panzerfaust herum. Beim Besuch meiner Tante Margarete Weiß am Ziegelweg, hörten wir plötzlich einen lauten Explosionsknall. Der von der Altdorfer Familie Roßbach adoptierte Junge (Familiename Liss), hatte mit dem Fuß dagegen gestoßen, die Explosion ausgelöst und sich dabei tödlich verletzt.

Auch die Altdorfer Landwirte mussten bei ihrer Arbeit auf den Feldern und im Wald immer sehr vorsichtig sein. Vor allem beim Pflügen ihrer Äcker.

Das Anzünden von Schwarzpulver wurde zu einem beliebten Spiel

Trotz dieser vielen tödlichen Vorfälle, spielten wir Kinder weiterhin mit der herumliegenden Munition, die sich reichlich rund um Altdorf und im Stadtgebiet fand.

Vor allem das Anzünden von Schwarzpulver war zu einem beliebten Spiel geworden.

Wir gewannen es aus den herumliegenden Patronen für die Gewehre und Pistolen.

Dabei entfernten wir mit Hilfe einer Zange vorsichtig die Metallspitze von der Patrone und leerten das Pulver aus der Hülse in eine Blechdose.

Warf man in diese mit Pulver gut gefüllte Dose dann ein Streichholz hinein, so verpuffte alles mit einer gewaltigen Flamme.

Oft verbrannten wir uns dabei unsere Kopfhare und die Augenbrauen.

Gab man noch scharfe Kleinkalibermunition in die Blechdose und etwas Benzin dazu, dann krachte es nach dem Entzünden wie ein echtes Silvesterfeuerwerk.

Brand und Explosion im Gartenhaus

Diese Kombination aus Munition, Schwarzpulver und Benzin probierten wir einmal im Geräteschuppen meines Veters Konrad Weiss aus, mit unvorhergesehenen Folgen.

Nach dem Anzünden krachte es in diesem kleinen Holzhäuschen am Ziegelweg - wir hatten es vorher schnell verlassen - ganz wie wir es erwartet hatten.

Plötzlich verging uns aber das Lachen, denn wir stellten beim Blick durch das kleine Fensterchen mit Schrecken fest, dass durch die Explosionen die Holzwände des Gartenhäuschens bereits leicht brannten. Was tun?

Wegen der weiterhin explodierenden Munition konnten wir aber nicht eingreifen und löschen. Es brannte weiter, doch dann war plötzlich Stille. Es ging alles gut und es entstand kein größerer Brand am Gartenhaus.

Von meinem Onkel Fritz (Weiss), hatte danach aber jeder von uns eine solche Tracht Prügel bekommen, dass wir tagelang wirklich nicht mehr sitzen konnten.

Doch einige Tage später saßen wir erneut wieder beisammen und freuten uns, dass es bei unserem Spiel mit dem Schwarzpulver wieder kräftig krachte und brannte.

Bombenentschärfungen in Nürnberg

Jeden Tag wurden in Nürnberg auch Fliegerbomben entschärft, denn etwa 10 Prozent der während des Zweiten Weltkrieges auf die Stadt abgeworfenen Bomben - 3.600 Spreng- und Brandbomben so wurde von den Behörden geschätzt - waren damals nicht explodiert und lagen im Erdreich herum.

Der Stadtteil Maxfeld, in dem sich meine Oberrealschule befand, war schon nach dem Großangriff am 28./29. August 1942 von den Behörden als ein sehr großes Schadensgebiet eingestuft worden.

Gymnasium: Bombenexplosion während des Unterrichts

Seit Herbst 1946 war ich bereits in Nürnberg an der dortigen Oberrealschule - so nannte man damals die Gymnasien - in der Löbleinstraße 10.

Es war fünf Jahre später, am Vormittag des 4. Juni 1951, als wir während des Unterrichts ein schlimmes, bis heute unvergessliches Erlebnis hatten. Im Hinterhof eines Anwesens in der nahen Maxfeldstraße 40 sollte eine gefundene Fünf-Zentner-Fliegerbombe entschärft werden. Die Polizei stellte zwar ein Warnschild auf, informierte aber die Nachbarschaft und auch unser Gymnasium nicht.

Plötzlich hörten wir eine laute Detonation. Im Klassenzimmer zerbarsten die Fenster, unser Chemielehrer Franz Stöcklein fiel durch die Druckwelle erschrocken zu Boden, wir Schüler schrien und waren geschockt. Was war passiert?

Der als „Bombenkönig von Nürnberg“ bekannte Sprengmeister Alfons Haas und sein Kollege Karl Ziegler von der Süddeutschen Sprenggesellschaft lösten beim Hantieren mit dem Zünder der Bombe leider eine schlimme Explosion aus.

Wegen der mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen richtete diese im weiten Umkreis der Maxfeldstraße große Zerstörungen an.

Neben den beiden völlig zerfetzten Sprengmeistern Haas und Ziegler waren noch ein weitere Toter sowie neun Schwer- und 25 Leichtverletzte zu beklagen.

69 Wohnungen wurden zerstört und viele Familien waren dadurch obdachlos.

Eine halbe Stunde später legte sich unsere Aufregung und der Unterricht ging wieder normal weiter. Wir waren aber sehr traurig, denn einige Wochen vorher hatten die beiden Sprengmeister in einer spannenden Unterrichtsstunde uns noch von ihrer schwierigen Arbeit erzählt. Hunderte von Bomben hatten sie schon gesprengt, ohne, dass etwas passiert war. Nun fanden beide bei dieser gefährlichen Arbeit den Tod.

Durch Arbeit zu mehr Taschengeld

In vielen Familien in Altdorf war zum Leben weiterhin sehr wenig Geld vorhanden.

Auch ein Taschengeld gab es für die meisten Kindern nicht. So versuchten auch wir Kinder unseren Beitrag zum Leben und für unsere Freizeitgestaltung zu leisten.

Wenn wir zu Fuß oder mit dem Fahrrad zusammen im Wald unterwegs waren, dann gab es immer wieder einmal einen längeren Stopp zum Pflücken von Heidelbeeren (wir nannten sie allerdings Schwarzbeeren) und den roten Preiselbeeren.

Wir kannten auch die vielen am Wald- oder Wiesenrand stehenden Hecken im Altdorfer Umland, im Eismannsberger Tal, oder zu beiden Seiten des Schwarzsachtals wo die braunen Haselnüsse, die blauen Schlehenbeeren und die roten Hagebutten wuchsen.

Am Weg hinab ins Pfaffental standen einige große Kastanienbäume, deren Früchte gerne das Altdorfer Forstamt abnahm. Eine Rarität waren allerdings Nüsse, den Nußbäume gab es im freien Gelände nur wenige, oder sie standen auf dem Gelände der Bauernhöfe.

Wir fanden für unsere gepflückten Naturalien in der Nachbarschaft immer sehr schnell Abnehmer und bekamen als Entgelt dafür einen halben Laib Brot, Kartoffeln, Tomaten, Äpfel, Eier oder etwas anderes. Mama hat sich jedenfalls immer gefreut, über das, was ich heimbrachte. Für alles von uns Gesammelte fanden die Erwachsenen damals Verwendung, machten Marmelade, oder backten Kuchen.

Von unserem Fahrradhändler Georg Pühler bekamen wir als Gegenleistung eine kostenlose Reparatur oder ein wichtiges Ersatzteil für unseren „Drahtesel“.

Wir wussten auch einige Plätze im Röthenbacher-, Rieder- oder Ungelstetter Wald, wo essbare Pilze wuchsen. Ich war dankbar, dass mein Opa in Dechendorf mich zum Pilzspezialisten gemacht hatte. Dadurch kannte ich die Steinpilze, die Rotkappen und vor allem die Pfifferlinge (wir nannten sie „Gelberla“).

Einer mit uns befreundeten behinderten und in sehr armen Verhältnissen in der Schießhausstraße wohnenden Frau, brachten wir gelegentlich einige Pfifferlinge aus dem Wald sowie manchmal ein Ei und einige Kartoffel.

„Boum, eich schickt heit der liebe Gott, denn ich hät' heit nix zum Essen g'habt!“, so hat sie uns manchmal mit Tränen gedankt. (Sie auch Seite 69)

Wir arbeiteten auch als Helfer beim Betrieb der Dreschhalle mit, entfernten für ältere Leute das Unkraut aus den Ritzen der Gehsteigplatten vor ihrem Haus, kehrten die Gehsteige am Wochenende, kauften für sie ein, oder führten ihre Hunde aus.

Die Altdorfer „Kegelboum“

Neben dem Altdorfer Krankenhaus befand sich der Brauereigasthof Auer, ein Gasthof mit Kegelbahn, Biergarten und Gartenpavillon. Die beliebte Kegelanlage war vor allem an den Sonn- und Feiertagen in Betrieb und sehr stark frequentiert.

Dazu mussten die schweren Holzkegel ordentlich und schnell aufgestellt werden. Dafür gab es uns Kinder, die "Kegelboum". Es war ein heißbegehrter Job dort als "Kegelbou" arbeiten zu dürfen.

Diese Arbeit war nicht leicht. Rollte die Kugel, so mussten wir uns neben der Bahn immer schnell in Sicherheit bringen. Lagen die kiloschweren Holzkegel am Boden, dann hieß es sie schnell und richtig wieder aufzustellen.

Als Entlohnung gab es an einem Nachmittag 20 bis 30 Pfennige. Schaffte ein Kegler einmal alle "Neune", dann erhielten wir auch eine bescheidene Sonderprämie.

Wenn wir Glück hatten, dann konnten wir uns davon zwei Kugeln Eis im Café Beil am Unteren Tor kaufen.

Die Sorge um das tägliche Brot

Ein Problem war auch weiterhin - wie zu Kriegszeiten - die vorhandenen Lebensmittel in den Altdorfer Geschäften gerecht zu verteilen. Die Behörden gaben zwar weiterhin, wie schon seit 1939, Lebensmittelkarten aus, konnten aber immer weniger Nahrungsmittel zuteilen. So standen die Menschen oft stundenlang vor den Geschäften, die ihre wenigen Waren anboten und hofften, dass es für sie alle zum Kauf reichen würde.

Man war weiterhin auch noch sehr erfinderisch: so wurde die Hefe zum Kuchenbacken im Brauhaus gebettelt. Sie war dunkelbraun und musste vor dem Gebrauch erst mehrmals gründlich gewässert werden. Das notwendige Salz konnte in der Altdorfer Schweinemast besorgt werden. Es hatte allerdings immer eine eigenartige gelbliche Färbung und roch sehr eigenartig.

Gestohlene amerikanische Lebensmittelpakete waren die Rettung

Als ich wieder einmal die Tränen meiner Mutter nicht mehr sehen konnte, weil wir nichts mehr zu essen hatten, versuchte ich mit meinem Freund Xaver Luther aus dem streng bewachten Verpflegungsdepot der Amerikaner neben unserem Haus - es befand sich auf dem heutigen Spielplatz an der Jahnstraße - einige Kartons mit Esswaren zu stehlen. Dabei mussten wir allerdings sehr überlegt handeln, um von den zwei bewaffneten Wachsoldaten nicht erwischt zu werden.

Sie gingen den ganzen Tag in langsamen Schrittempo und mit lauter Unterhaltung immer die gleiche Runde. Wir stoppten die Zeit: Sie brauchten für ihren gesamten Rundgang etwa vier Minuten.

Als sie nun im Depotgelände - auf dem damals auch defekte Panzern und Fahrzeugen standen - nach oben gingen, kletterte ich schnell über den Zaun, lief in eines der Verpflegungszelte, nahm einige am Zelteingang stehende Pakete und warf sie meinem auf der Straße wartenden Freund zu. Der beförderte sie sofort über die Hecke in unseren Garten. Dann kletterte ich schnell wieder über den Zaun und wir verschwanden bevor uns die nun bald in Gegenrichtung marschierenden Soldaten entdecken und auf uns schießen konnten.

Mit diesen gestohlenen Paketen konnten wir dann wieder einige Zeit überleben.

Gott sei Dank, hat man uns beide bei diesem Diebstahl nicht erwischt. Wir wurden somit auch keine vorbestraften Jugendlichen. Ich bin nicht stolz auf diese Geschichte, aber hungern müssen, das tat halt damals schon weh. Ebenso das Weinen der Mutter zu sehen und das Fehlen des vermissten Vater zu spüren.

Die Zeitung "The Stars and Stripes" wird in Altdorf gedruckt

Ein Kuriosum aus der Nachkriegszeit möchte ich auch erwähnen:

Ende des Zweiten Weltkrieges lagerte die Nürnberger NSDAP die Druckerei Willmy - sie druckte ihre Parteizeitung „Der Stürmer“ - in das Gebäude der Altdorfer Schweinemast auf dem heutigen Industriegelände der SUSPA aus.

Nach ihrem Einmarsch in Altdorf fanden die Amerikaner dort diese funktionierende Druckerei der Nazis vor. Auf deren Maschinen druckten sie dann ab Mai 1945 ihre Armeezeitung "The Stars and Stripes" für den gesamten von ihnen besetzten süddeutschen Raum, die sogenannte amerikanische Militärzone.

Die erste Ausgabe erschien am 8. Mai 1945 mit der Schlagzeile "ETO WAR ENDS" - Der Krieg auf dem europäischen Kriegsschauplatz ist zu Ende". (ETO stand für European Theatre of Operations: europäischer Kriegsschauplatz).

Monate später wurde diese Druckerei allerdings von Altdorf nach Pfungstadt in Hessen verlagert.

Regel Betrieb in der Altdorfer Villa Waldheim

Oswald Baltzer, der Besitzer der Villa Waldheim neben dem Bahndamm, und später 1. Vorsitzender des CVJM Altdorf (1953 bis 1971), hat mir einmal erzählt, dass auch seine beiden Häuser und das weiträumige Grundstück für lange Zeit von den Amerikanern beschlagnahmt worden waren.

Die 60 Redakteure und Mitarbeiter der Zeitung „The Stars and Stripes“ waren dort untergebracht, ebenso das für ihre Versorgung notwendige Küchenpersonal.

70 andere Mitarbeiter wohnten im beschlagnahmten Altdorfer Gasthof Zum Hirschen in der Nürnberger Straße.

Damit für die Amerikaner immer genügend frisches Gemüse vorhanden war, wurden in dem großen Gelände des Waldheims für sie durch drei Altdorfer Gärtner viele Beete angelegt und von ihnen auch bewirtschaftet.

Oswald Baltzer erinnerte sich auch noch an den etwas ungehobelten amerikanischen Offizier Milton George Laird, der sehr arrogant, rustikal und unangenehm bei ihm und auch bei den Altdorfer Behörden auftrat.

Respekt vor den Erwachsenen

Als Kinder hatten wir immer großen Respekt vor den Erwachsenen.

Ganz besonders vor den Altdorfer Polizisten, unseren Lehrerinnen und Lehrern, den Pfarrern, den Ärzten sowie den Altdorfer Bürgermeistern.

Wir hatten auch ein gutes Verhältnis zu unseren Nachbarn.

Wenn wir ihnen begegneten, dann grüßten wir sie und unterhielten uns oftmals kurz mit ihnen. Es tat uns gut, manchmal von ihnen über den Kopf gestreichelt zu werden, oder ein liebes Wort zu hören.

Rechtliche Strukturen wurden sichtbar

Im Dezember 1945 wurde der bayerische Staat, der bekanntlich im Dritten Reich seine Eigenstaatlichkeit verloren hatte, durch eine Erklärung des amerikanischen Oberkommandierenden General Eisenhower wieder hergestellt.

Am 3. Dezember 1946 wurde die neue Verfassung des Freistaats Bayern in München festlich proklamiert.

In unserer Stadt Altdorf bemühte sich die amerikanische Militärregierung weiterhin für eine Normalisierung der Verhältnisse. Man spürte schon von Woche zu Woche eine gewisse Entspannung und Sicherheit.

Die Entnazifizierung und ihre Probleme

Nach dem Kriegsende wurden den Amerikanern auch die 6,5 Millionen Mitglieder, die der NSDAP (Nationale-Sozialistische-Partei-Deutschlands) angehörten, zum Problem, so dass sie über eine sogenannte Entnazifizierung nachdachten.

Über 65 Prozent der deutschen Beamten, mehr als 80 Prozent aller Richter und Justizbeamten waren in der Partei. Der NS-Lehrerbund meldete 491.000, der Ärztabund 72.000 Gefolgsleute. Es war die breite deutsche Mitte, die sich Hitlers Ideologie und Politik damals verschrieben hatte.

Am 2. August 1945 einigten sich die Siegermächte im Potsdamer Abkommen darauf, alle deutschen NSDAP-Mitglieder sollten von einem neutralen Gremium - der sogenannten "Spruchkammer" - abgeurteilt werden.

Daraufhin bildeten sich ab März 1946 in den Städten und Landkreisen sogenannte „Spruchkammern“, die bei Verdacht auf Naziverbrechen Anklage erhoben.

Diese Sondergerichte stufte die Betroffenen dann in eine von fünf Gruppen ein: als Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer oder als entlastet.

Wer bereit war, sich wieder als guter Demokrat zu erweisen, bei dem sah man über seine Parteizugehörigkeit hinweg und gab ihm die Möglichkeit zur Rückkehr in sein altes Berufsleben.

Etwa 2,5 Millionen Deutsche waren ohne Verfahren amnestiert worden.

Diese Entnazifizierung endete dann auch in Altdorf nach wenigen Jahren mit einer Massenamnestie. Viele lebenserfahrene Altdorfer drückten das so aus: „Man geht braun (als ehemaliger Nazi) in die Verhandlung hinein und kommt dann weiss (unschuldig) heraus!“

Die Entnazifizierung meines Vaters

1946 wurde auch mein Vater im Altdorfer Amtsgericht entnazifiziert.

Das Gremium bestand - nach meiner Erinnerung - aus politisch verfolgten Männern und auch mancher "verkrachten Altdorfer Existenz". Ich nehme aber an, dass schon ein echter Jurist mit dabei war.

Mein Vater, ein einfacher Zusteller bei der Post, der durch seine Parteizugehörigkeit nicht den geringsten Vorteil hatte und schon 1939 in den Krieg ziehen musste, war plötzlich nach Darstellung dieser Mitglieder der Altdorfer "Spruchkammer" ein sehr großer Nationalsozialist. Nach einer sehr kurzen Verhandlung wurde er dann allerdings doch als sogenannter "Mitläufer" eingestuft.

In mir kam damals Haß und Abneigung hoch gegen diese Leute der Spruchkammer, die meinen geliebten Vater so entehrt und in Abwesenheit verurteilt hatten.

Dieses - nach meiner Meinung - ungerechte Verhalten der Justiz bei der Entnazifizierung meines Vaters, hat meine persönliche Einstellung zu unserem Staat und seinen Gremien viele Jahre lang sehr negativ beeinflusst.

Ich hatte seitdem ein sehr gespaltenes Verhältnis zu staatlichen Einrichtungen, über Gerechtigkeit und Fingerspitzengefühl bei gewissen Behörden in Altdorf und in unserem Staat. Vielleicht war das falsch, was ich mir da so zusammengereimt hatte. Doch es gab niemanden mit dem ich über dieses Problem hätte reden können und der mir sagte, dass ich Unrecht hätte.

Das Eintreten für die Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft und mein ehrenamtliches Engagement für die Menschen in Altdorf wurde dann später zur Triebfeder meines sozialen und ehrenamtlichen Handelns in der Kirche und im CVJM, später in der Postgewerkschaft, im Alpenverein und Partnerschaftsverein.

Meine Großeltern helfen uns, wo es nur ging

Einen Riesenanteil bei der Bewältigung der Nachkriegszeit hatten damals auch weiterhin meine Großeltern mit ihrem kleinen Bauernhof in Dechendorf bei Schwabach. Sie halfen uns so gut sie es konnten.

Mein Großvater Josef List kannte sehr viele Leute, die ihm oftmals als Gegenleistung für eine erledigte schriftliche Arbeit, Eier, Gemüse, Fleisch, Brot und Lebensmittel schenkten. Dazu kam noch alles, was auf seinem Bauernhof erzeugt wurde.

Mit einer Postkarte unserer Großeltern, auf der stand, dass wir Brot und Nahrungsmittel bei ihnen abholen könnten, wurden wir dann informiert.

Die Abholung der Lebensmittel ein Problem

Problem: Großvater musste arbeiten und konnte daher nicht mit dem Zug nach Altdorf fahren. Für eine Zugfahrt dorthin hatte meine Mutter aber meistens kein Geld. Und so musste ich als Elfjähriger mit meinem Fahrrad an mehreren Wochenenden von Altdorf über Feucht, Wendelstein, Schwabach zu ihnen nach Dechendorf fahren. Bis Wendelstein kannte ich die Wegstrecke von unseren privaten Radtouren mit meinen Freunden. Orientieren konnte ich mich nur an den aufgestellten Straßenschildern, eine Landkarte hatte ich nicht.

Meine Mama weinte vor Angst, wenn ich in Altdorf losfuhr, meine Oma vor Dankbarkeit, wenn ich in Dechendorf ankam.

Am anderen Tag ging es dann auf der gleichen Strecke wieder zurück nach Altdorf. Der Korb auf meinem Gepäckständer war nun gut gefüllt mit viel Essbarem.

Die Bewältigung dieser 35 Kilometer langen Strecke mit dem Fahrrad war für mich kein Problem, denn durch den Sport war ich trainiert und körperlich gut drauf.

Das Problem waren nur die bösen Menschen, die mich anhielten und ausraubten.

"Wo kommst Du denn mit Deinem Fahrrad her?"

"Ich komme von meinen Großeltern!"

"Was hast Du denn da in Deinem Korb?"

"Brot, Eier und etwas zum Essen."

"Zeig' mir doch mal, was Du alles hast."

Höflich tat ich das und schon hatten diese gemeinen Menschen mir laut lachend alles abgenommen und liefen weg. Verzweifelt und traurig stand ich da.

Meine Rückfahrt nach Altdorf legte ich dann laut weinend zurück und ich kam mit leeren Händen daheim an. Das passierte mir allerdings nur einmal. Dann hatte ich gelernt, mit dem Fahrrad immer schnell zu sein, nicht anzuhalten und gegen alle Erwachsenen ein gesundes Mißtrauen zu haben.

Mutter bringt uns mit ihren Näharbeiten über die Runden

Da meine Mutter unseren am 12. März 1944 vermissten Vater nicht für tot erklären ließ, bekamen wir wenig finanzielle Unterstützung vom Staat.

Mit ihrer Hände Arbeit, sie war gelernte Schneiderin, hat sie uns trotzdem schlecht und recht durchgebracht. Für ein von ihr in tagelanger Arbeit genähtes Kleid verlangte sie meistens 12 Reichsmark.

Doch wenn ich das Kleid bei der Kundin ablieferte, dann hatte die meistens auch kein Geld um es gleich zu bezahlen und so musste der auf dem Rückweg geplante Einkauf von Brot und Lebensmitteln leider ausfallen.

Das bedeutete für meine Schwester und mich wieder hungrig ins Bett zu gehen.

In dieser Zeit haben wir Kinder den Hunger und oftmals auch die Hartherzigkeit meiner Verwandtschaft, die uns nicht halfen, besonders intensiv erlebt und gespürt.

Öffentliche Bekanntmachungen wurden ausgerufen

Auf eine für uns Kinder sehr beliebte Art wurden nach dem Kriegsende 1945 die Mitteilungen des Bürgermeisters und der Stadt Altdorf an die Bevölkerung weitergegeben. Dazu waren die Amtsboten des Altdorfer Rathauses, die Herren Hendlmeier und Leicht, mit einer großen Glocke unterwegs. Schaukästen und Aushänge sowie Veröffentlichungen in einer Tageszeitung gab es damals nicht.

Mit ihrer Glocke läuteten sie beim Gang durch die Straßen und Gassen unserer Stadt zunächst mehrmals laut und kräftig. Wenn sich dann langsam die Haustüren und Fenster öffneten und die Leute herausschauten, oder auf die Straße kamen, dann verkündigte der „Ausschellerer“ - so hieß er bei der Bevölkerung - mit lauter Stimme: "Der Bürgermeister der Stadt Altdorf gibt bekannt", oder einfach nur "Bekanntmachung, Bekanntmachung". Dann las er den mittlerweile auf der Straße stehenden Menschen die amtlichen Mitteilungen laut vor.

Für uns Kinder war es die größte Gaudi vor oder nach den Amtsboten herzulaufen und pausenlos mit lauter Stimme zu rufen: "Bekanntmachung, Bekanntmachung, Bekanntmachung" oder "Der Bürgermeister der Stadt Altdorf gibt bekannt."

Die Jahre vorher wurden die Bekanntmachungen den Altdorfer Bürgerinnen und Bürgern noch am Sonntag nach dem Gottesdienst vor der Laurentiuskirche verlesen.

Zwangseinquartierung von wohnungssuchenden Bürgern

Nach dem Kriegsende fehlte es den Menschen in Deutschland und auch in unserer Stadt Altdorf an Wohnungen. Ein Grund dafür waren die 3 Millionen Deutsche, die von 1945 bis 1946 aus dem Sudetenland in Tschechien wegen der „Benes-Dekrete“ vertrieben wurden. 2,6 Millionen von ihnen wurden in Deutschland aufgenommen, 1.100 von ihnen und noch 900 Evakuierte in Altdorf. Dieser Zustrom erhöhte die Einwohnerzahl Altdorfs.

Diese Flüchtlinge waren in Häusern im Stadtgebiet, in mehreren Baracken auf dem städtischen Sportgelände und an der Rascher Straße sowie auf dem Areal der ehemaligen Gärtnerei Näder untergebracht.

Mit offenen Armen wurden die Flüchtlinge in Altdorf allerdings nicht aufgenommen. Sie wurden aber nach und nach gut integriert. Trotzdem war noch viele Jahre nach ihrer Ankunft der Satz an die heiratswilligen jungen Männer in Altdorf zu hören: „Bou, heirat' ja ka Flüchtlingsmadla!“

Wohnungsprüfer sorgten für Wohnraum

Um dieses in Altdorf vorhandene Wohnungsproblem zu lösen, kamen in die Häuser im Stadtgebiet sogenannte "Wohnungsprüfer". Sie legten nach eigenem Ermessen den notwendigen Wohnraum für den Wohnungseigentümer und seine Familie fest und beschlagnahmten sofort ein oder mehrere Zimmer für die Flüchtlinge und wohnungssuchenden Menschen. Diese wurden dann zwangsweise bei den „Eingeborenen“ (so nannten sich einige Altdorfer Wohnungseigentümer) einquartiert. Diese Maßnahme führte bei vielen Wohnungsinhabern zur Ablehnung und auch zu einem gewissen Fremdenhass.

Selbst die kleine Turmwächterstube im Turm der Altdorfer Laurentiuskirche, die bis Kriegsende dem Volkssturm als Aussichtswarte diente, und auch einige Räume im Unteren Torturm wurden damals bewohnt.

Auch bei uns zogen in den 1. Stock unseres kleinen Einfamilienhauses nach und nach Georg Grosser, die Familien Fritz Zettl, Hermann Wiesele und Paul Kühn ein. Wir kamen trotz der räumlichen Enge jahrelang gut miteinander aus.

Georg Grosser wird uns eine große Hilfe

Für uns war die Einquartierung fremder Menschen auch ein Glücksfall.

So zog 1945 in ein Zimmer unseres Einfamilienhauses auch Georg Grosser ein. Er kam aus Nürnberg-Eibach, arbeitete in Altdorf in der Druckerei der amerikanischen Streitkräfte, die dort ihre Zeitung "The Stars and Stripes" druckte und er hatte ein Auto, einen Opel.

Im Laufe eines Gesprächs erfuhren wir dann von ihm auch, dass er seit vielen Jahren in Dechendorf bei Schwabach - dem Wohnort meiner Großeltern - die Jagd im Dechendorfer Wald gepachtet hatte. Somit konnten wir nun öfters mit ihm bequem und ohne Fahrtkosten im Auto zu den Großeltern fahren. Ich habe das vor allem in den Schulferien und an mehreren Wochenenden öfters in Anspruch genommen.

Leider wurde Georg Grosser, den ich wegen seiner fröhlichen Art ins Herz geschlossen hatte, nach einem Jahr in das hessische Pfungstadt versetzt.

Ich erlebe einen schrecklichen Autounfall mit

Bei einer dieser Fahrten mit Georg Grosser nach Dechendorf waren wir beide an einem schrecklichen Autounfall beteiligt. Wir fuhren bei Penzenhofen den Berg in Richtung Feucht hinab, als gerade ein Ehepaar ihr defektes Auto den Berg heraufschob. Als wir uns auf gleicher Höhe begegneten, lief ihr Kind plötzlich hinter dem Auto hervor und rannte direkt in unser Fahrzeug. Trotz Vollbremsung war es zu spät. Das Kind wurde durch die Luft gewirbelt, prallte gegen die Windschutzscheibe, fiel wieder auf die Fahrbahn zurück und dann rollte das Auto über seinen kleinen Körper hinweg. Das Kind lag leblos auf der Straße.

Seine Mutter nahm es auf den Arm, schrie, weinte und schrie. Der Vater ging auf Georg los und schlug auf ihn ein. Erst ein anhaltender Autofahrer und die später hinzukommende Polizei konnte diese Situation beruhigen. Die Sanitäter fuhren das Kind mit seinen Eltern gleich nach Altdorf in die Klinik. Die Polizei bestätigte an Ort und Stelle und auch später im Prozess, dass Georg keine Schuld trifft.

Bei der Gerichtsverhandlung erfuhren wir auch, dass ihr Kind unbemerkt beim Schieben aus dem Auto ausgestiegen war, um den Eltern zu helfen. Gerade in dem Augenblick als unser Auto auf gleicher Höhe war. Es war ihr einziges Kind.

Jahrelang habe ich das Bild dieses schrecklichen Unfalls nicht mehr aus meinen Kopf bekommen.

Mama weint nachts viel

Unser Leben litt schon etwas unter den eingeschränkten Räumlichkeiten in unserem Einfamilienhaus und den fremden Menschen mit ihren Eigenheiten.

So waren wir froh, als wir ab Herbst 1952 die drei belegten Zimmer im 1. Stock unseres Hauses wieder für uns alleine hatten.

Im Schlafzimmer standen aber weiterhin drei Betten: die zwei Ehebetten in dem Mama und ich schliefen, in einem Beistellbett meine jüngere Schwester.

Oftmals wachte ich nachts auf und hörte meine Mutter leise weinen. Der Grund war immer ihre große Sehnsucht nach unserem in Russland vermissten Papa, das fehlende Geld zum Kauf von Nahrungsmitteln und Heizmaterial trotz ihrer intensiven Näharbeiten und auch die fehlende Unterstützung durch die Verwandten.

Ich kroch dann immer zu ihr ins Bett und versuchte sie mit meinen 11 Jahren zu trösten, sagte irgend etwas zu ihr, meistens habe ich aber auch mitgeweint.

Und am Morgen musste ich dann in die Schule, manchmal unausgeschlafen, traurig und auch unkonzentriert. Kein Lehrer konnte den Grund erahnen und auch wissen, was ich in der zurückliegenden Nacht zu verarbeiten hatte.

Altdorfer Vereine neu oder wieder gegründet

In Altdorf hatte sich die Bevölkerung mittlerweile an die amerikanischen Soldaten und an ihre Anordnungen gewöhnt. Auch das gesellschaftliche Leben kam in der Stadt schrittweise wieder in Gang und normalisierte sich.

Durch die sogenannte „Neulizensierung“ erlaubten die Amerikaner auch, dass die Arbeit der Altdorfer Vereine wieder aufgenommen werden durfte und damit auch das gesellige Leben in der Stadt wieder langsam in Gang kam..

Dies geschah dann auch durch die 1946 und 1947 wiedergegründeten Vereine: HGV (Handwerker-Gesellen-Verein), Gesangverein Liedertafel, TV 1881 Altdorf sowie durch die in den gleichen Jahren neu gegründeten Vereine, dem 1. FC Altdorf, dem VdK-Ortsverband und dem CVJM Altdorf.

Gesellige Treffen, Veranstaltungen, Musizieren, Jugendarbeit, Singen und Sport wurden für die Altdorfer Bürgerinnen und Bürger nun wieder regelmäßig angeboten.

Sportbetrieb wird aufgenommen

Die beiden Altdorfer Sportvereine - der TV 1881 und der neu gegründete 1. FC Altdorf - durften ab Sommer 1947 auch ihren Spielbetrieb wieder aufnehmen.

Die Amerikaner hatten die Sportanlage an der Jahnstraße und auch den Festplatz völlig geräumt. Beide Anlagen wurden dann durch viele freiwillige Helfer wieder funktionsfähig hergerichtet. Das war ein hartes Stück Arbeit.

Der Besuch der sonntäglichen Ligaspiele der Hand- und Fußballer wurde dann danach für viele Altdorfer Familien zur Selbstverständlichkeit.

So schauten damals sonntags über zweihundert interessierte Zuschauer mit großer Begeisterung und entsprechender Lautstärke dem Handball- und später (ab 1947) auch den Fußballspielen zu.

Wieder kulturelle und öffentliche Veranstaltungen

Auch das kulturelle Leben in Altdorf belebte sich wieder.

Ein wichtiger Grund dafür war, dass die im April 1945 von den Amerikanern beschlagnahmte TV-Turnhalle an den Verein zurückgegeben wurde. Somit konnten wieder größere öffentliche Veranstaltungen aller Art in Altdorf stattfinden.

So fanden in der TV-Turnhalle wieder die beliebten Rosenmontagsbälle, Tanzveranstaltungen, Bunte Abende, Theatervorstellungen, Jubiläums- und Weihnachtsfeiern der Vereine, Stiftungsfeste, Fahnenweihen, die Konzerte des Altdorfer Orchesters unter Leitung von Hermann Pranz und auch Boxveranstaltungen statt. Bis zu 400 Personen kamen zu den Veranstaltungen. Der begehrteste Platz in der Halle war für viele auf der sogenannten „Galerie“, der Empore.

Ja, das kulturelle Leben in Altdorf wurde damals wieder bunt und vielfältig.

Stammtische und Tanzveranstaltungen

Auch die Stammtische entstanden nach und nach wieder in den vielen Altdorfer Gaststätten.

Großer Beliebtheit erfreuten sich auch die vielen angebotenen Tanzveranstaltungen im Saal der Gaststätte Deinhard (heute Hypobank).

Zu ihnen kamen sogar die katholischen Tänzer aus der nahen Oberpfalz zu Fuß in das lutherische Altdorf, denn die Altdorfer Mädels waren damals schon sehr begehrt. Das hat mir ein verstorbener Gastwirt aus Oberölsbach einmal erzählt. Damals, so sagte er, da fragte man eine nicht näher bekannte Angebetete erst nach ihrer Religion und Herkunft und dann erst nach ihrem Vornamen.

Auch wieder Faschingsumzüge in Altdorf

Großen Zuspruchs erfreuten sich in der Faschingszeit auch die beliebten Altdorfer Faschingsumzüge, die am Marktplatz von vielen Menschen bejubelt wurden. Dabei stellten kostümierte Mitglieder einiger Altdorfer Vereine auf Fuhrwagen Motive aus den Verfehlungen im Altdorfer Alltagsleben humorvoll dar. Die Zuschauer hatten daran ihre (Schaden)Freude, waren immer begeistert und lachten sehr viel.

Kino wird wieder eröffnet

Auch das beliebte Rosenau-Kino am Unteren Tor und später das Kino Braun in der Nürnberger Straße nahmen wieder ihren Betrieb auf. Informationen über die dort gezeigten Filme bekamen wir Jugendlichen von dem öffentlich ausgehängten katholischen Filmanzeiger. Darin waren die Filme in drei Kategorien eingeteilt:

1. Zu empfehlen. 2. Bedingt zu empfehlen. 3. Unbedingt abzuraten.

Für die Filme der 3. Kategorie zeigten wir meistens das größte Interesse.

Bei den Altdorfer Sängerknaben („Singerboum“)

Unsere Begeisterung für das Singen konnten wir Altdorfer Buben nach dem Kriege ab 1947 bei den „Altdorfer Sängerknaben“- im Volksmund „die Singerboum“ - der evangelischen Kirchengemeinde ausleben. Es war damals schon eine Ehre in diesem bekannten Knabenchor mitsingen zu dürfen, der vom strengen aber von uns geschätzten Oberlehrer Georg Wagner geleitet wurde. Wir nannten ihn liebevoll den "Wagners Schorsch".

Viel Freizeit musste von uns Sängern aufgebracht werden, um die Texte der Lieder für die Beerdigungen, Hochzeiten, das Neujahrssingen in den Dörfern und für die Gottesdienste auswendig zu lernen und musikalisch umzusetzen.

Bei den „Singerboum“ gab es auch eine gewisse Hierarchie. So wurden die älteren Sänger als Kreuzträger und Orgeltreter eingesetzt. Da die Orgel in der Laurentiuskirche damals noch nicht elektronisch ausgestattet war, mussten die älteren Sänger als Orgeltreter (von uns wurden sie "Orgelpumper" genannt) beim Gottesdienst die beiden Trittbretter für den Blasebalg der Orgel mit den Füßen gefühlvoll auf und ab betätigen.

Für unsere Gesangsvorträge bei den Beerdigungen und Hochzeiten gab es 50 Pfennige, die Kreuzträger und Orgeltreter bekamen sogar 70 Pfennige.

Bei Hochzeiten sangen wir mit Orgelbegleitung von der zweiten Empore der Laurentiuskirche für das Brautpaar das Lied "Jesu, geh voran auf der Lebensbahn". Am Ende der Trauung eilten wir alle ganz schnell zum Hauptportal, um von den vom Brautpaar ausgeworfenen Süßigkeiten und Geldmünzen noch etwas zu bekommen.

Zu den Beerdigungen trafen wir uns in der Laurentiuskirche. Dort zogen wir uns um - unsere Dienstkleidung bestand aus einem schwarzen Umhang und einer schwarzen Mütze - und marschierten dann mit dem Pfarrer, Chorleiter Wagner und dem Kreuzträger über den Altdorfer Marktplatz zum Friedhof an der Magdalenenkirche. Dort versuchten wir mit unseren Liedvorträgen die Trauerfeiern würdig zu umrahmen.

Am 2. Weihnachtsfeiertag - am 1. Feiertag sang traditionell immer der Kirchenchor und spielte der Posaunenchor - durften wir mehrmals im Gottesdienst mitwirken. Mit unseren hellen Stimmen brachten wir meistens das bekannte Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ zum Vortrag. Danach wurden wir von unserem Leiter Georg Wagner gelobt: „Boum, schöi habt da gsunga, einfach schöi!“. Dabei strahlte er uns alle mit seinem gütigen Lächeln an. Durch sein Lob, spürten wir, dass nun auch etwas von der Weihnachtsbotschaft in unsere Herzen eingezogen war.

Singerboum: Das beliebte Neujahrssingen

Eine besondere Aktion für uns „Singerboum“ war jedes Jahr zwischen Weihnachten und Heilig-Drei-König das Neujahrssingen.

Wir gingen in den Weihnachtsferien täglich zu Fuß bis nach Weißenbrunn, Raschbach, Adelheim, Pühlheim, Weinhof, Grünsberg, Ungelstetten und Birnthon, um den Leuten die besten Wünsche für das neue Jahr mit Gesang und Worten auszusprechen. Als Dank bekamen wir von ihnen Plätzchen, Eier, Schinken, geräucherte Leberwürste oder ein Stück geselchtes Fleisch. Alle diese Gaben wurden dann nach unserer Rückkehr am Abend ehrlich aufgeteilt und daheim von unseren Eltern dankbar entgegengenommen.

Das Lied von der Altdorfer Blachershex

Eine Extrabelohnung gab es von den Erwachsenen auch, wenn wir ihnen auf Wunsch das textlich so furchtbare Lied von der "Altdorfer Blachershex" vorsangen. Wir taten das gerne, obwohl das Singen dieses Liedes von unserem Chorleiter verboten war:

„Residend ins Bladewux; Komm, ach komm ins Bladewux.
Sie empfängt die Sennewick bei Könewick Maria.
Sunnablätta blätt man sich //: in Gabriel ://.
Eva - Eva fürcht de net, I dou der nix, denn i bin der Schneidersfritz.
Schlawenzia, Hosianna in der Höh', Ex-Natius Rex, alte Blachershex,
verreck“.

Es war eine schöne Zeit bei den „Altdorfer Singerboum“ und mit unserem Leiter Georg Wagner. Danke, dass es damals Menschen wie ihn gab, die ehrenamtlich in Altdorf arbeiteten, die uns Jugendlichen Halt gaben und die uns zum Vorbild wurden.

Premiere eines neuen Weihnachtsliedes

Wir „Altdorfer Singerboum“ trafen uns im November 1948 zur wöchentlichen Chorprobe auf der 2. Empore unserer Laurentiuskirche.

Chorleiter Oberlehrer Georg Wagner überraschte uns mit der Ankündigung: „Boum, heute üben wir für Weihnachten ein neues Lied aus dem evangelischen Gesangbuch ein, das ein Altdorfer Bürger getextet und komponiert hat, Nikolaus Herman. Dieser Liedvortrag wird für uns alle an Weihnachten eine Premiere werden“.

Wir waren überrascht, denn eigentlich waren wir zum Proben von „O, du fröhliche“ oder „Stille Nacht, heilige Nacht“ eingestellt.

Nach seiner Ankündigung herrschte unter uns Singerboum zunächst Schweigen und Ratlosigkeit. Dann kamen die ersten Fragen: „Von wem ist dös Laid (Lied), Herr Lehrer?“ „Von an echten Altdorfer?“ „Herr Lehrer, was is'n a Premiere?“

„Dieses Weihnachtslied ist vom Altdorfer Nikolaus Herman, habt ihr von dem noch nichts gehört? Oder kennt ihr nur den „Ramsauers Gerch“ und den „Friedla“ (das waren damals zwei bekannte Altdorfer Originale)?“

Einer antwortete schüchtern: „Doch, ich glaab, da „KiDi“ (unsere Bezeichnung für den damaligen Altdorfer Dekan, Kirchenrat Georg Distler) hat uns schoo amaal von dem was erzählt, aber des hat uns damals net su viel intressiert!“

„Ihr Musikbanausen, der Herman hat viele Kirchenlieder getextet und komponiert, 11 davon sind in unserem Gesangbuch abgedruckt. Schämt euch, dass ihr das nicht wisst. Und wenn ihr später nach der Probe von der Kirche die Hermansgasse zum Judenbühl hinuntergeht, dann denkt daran, die ist nach ihm benannt. Eine Premiere ist übrigens etwas, was man das erste Mal macht“.

Nach diesen Erläuterungen begann die Chorprobe und wir legten beim Einüben des neuen Liedes „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich, in seinem höchsten Thron“, bedingt durch seine lebhaft Melodie, tempomäßig gleich zu schnell und sehr laut los.

Nach der Ermahnung unseres „Schorsch“: „Boum, das ist doch kein Wanderlied, sondern ein Weihnachtsstück!“, übten wir es dann sehr besinnlich mit ihm ein.

Bei der nächsten „Christenlehre“ (die weitere Unterrichtung der Konfirmanden nach ihrer Konfirmation) baten wir dann Dekan Georg Distler uns doch nochmals etwas über Nikolaus Herman zu erzählen. Der „KiDi“ tat das gerne:

Nikolaus Herman ist um 1480 oder 1500 in unserer Stadt geboren, war dann ab 1518 Kantor, Lehrer und Liederdichter an der Lateinschule in St. Joachimsthal im heutigen Tschechien und schrieb dort viele evangelische Kirchenlieder. Er starb 1561.

Im Gottesdienst am 2. Weihnachtsfeiertag in der Laurentiuskirche kam dann unsere Premiere. Von der 2. Empore der Laurentiuskirche herab brachten wir das einstudierte Lied „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich, in seinem höchsten Thron“ gekonnt zum Vortrag. Oberlehrer Wagner sang leise die zweite Stimme dazu.

Nach dem gelungenen Liedvortrag sahen wir dann alle wieder das fröhliche und gütige Schmunzeln im Gesicht unseres an der Orgel sitzenden „Schorsch“, das wir Singerboum so sehr an ihm liebten.

Schon allein dieser Anblick war für uns Singerboum Belohnung und Dank für die manchmal doch sehr anstrengenden Proben mit ihm.

Stolz auf den Altdorfer Liederdichter Nikolaus Herman

Wenn wir dann vom Rathaus durch die Hermansgasse zum Judenbühl gingen, dann war von uns Jugendlichen oftmals der Satz zu hören:

„Denk draa, dös is unserm Schorsch sei Hermansgass‘ und da Herman is a ganz berühmter Altdorfer g‘wesen, der hout zwa Weihnachtsläider gschriem. Aans davoo homma an Weihnachten 1948 in unserer Kirng (Kirche) gsunga, als Premiere!“

Stolz waren wir als Kinder auch immer, wenn wir unseren Verwandten und Bekannten von dem Altdorfer Kantor und Liederdichter Nikolaus Herman erzählen durften, auch dass die vom Marktplatz zum Judenbühl abzweigende Hermansgasse nach ihm benannt ist.

Dieses Wissen über die Lebensgeschichte und das segensreiche Wirken des Dichters hatten wir im Konfirmandenunterricht und in der Christenlehre von Dekan Georg Distler erhalten. Er hatte uns damals auch darauf hingewiesen, dass im alten evangelischen Gesangbuch sich damals die folgenden 11 Lieder von ihm fanden, die der Altdorfer Lehrer Hans Biegel einmal für die evangelische Kirchengemeinde zusammengestellt hatte:

Nr. 20:	Den die Hirten lobeten sehre	(nur Text, nicht mehr im neuen EG)
Nr. 21:	Lobt Gott, ihr Christen alle gleich	(EG 27, Text und Melodie)
Nr. 80:	Erschienen ist der herrlich Tag	(EG 106, Text und Melodie)
Nr. 114:	Wir wollen singen ein Lobgesang	(EG 141, Text)
Nr. 116:	Heut singt die liebe Christenheit	(nur Text, nicht mehr im neuen EG)
Nr. 246:	Ein wahrer Glaube Gott's Zorn stillt	(EG 413, Text)
Nr. 313:	Wenn mein Stündlein vorhanden ist (EG 522, Text)
Nr. 339:	Die helle Sonn leucht' jetzt herfür	(EG 437, Text)
Nr. 355:	Hinunter ist der Sonnenschein	(EG 467, Text)
Nr. 376:	Bescher', uns Herr, das täglich Brot	(nur Text, nicht mehr im neuen EG)
Nr. 388:	In Gottes Namen fahren wir	(EG 498, Text)

In das neue Gesangbuch wurden nur noch acht Lieder von ihm aufgenommen.

Die Weihnachtspredigt mit einem Tonband

Zu den Aufgaben des 1947 gegründeten CVJM Altdorf gehörte damals nicht nur die erfolgreiche Jugendarbeit, sondern auch der jahrelang durch uns Jugendliche durchgeführte Besuch älterer, alleinstehender Menschen in ihrer Wohnung.

Dabei wurde ihnen auf Wunsch auch die Sonntagspredigt aus der Laurentiuskirche vorgespielt. Sie war von den CVJM-Mitgliedern vorher in der Sakristei der Kirche auf ein Tonband aufgenommen worden. Oftmals hörten wir danach beim Verabschieden von den Besuchten den Satz: „Die Boum vom CVJM worn heit dou!“

Dazu eine Geschichte vom 1. Weihnachtsfeiertag 1947:

Hans Weißkopf und ich besuchten mit dem Tonbandgerät, einigen abgebrannten Kerzenstummeln und Streichhölzern eine allein wohnende ältere Frau, die Anna, in Altdorf. Ihre Adresse hatten wir von der Gemeindeschwester Frieda unserer evang. Kirchengemeinde erhalten.

Nachdem Anna uns eingelassen hatte, setzte sie sich wieder in ihren Sessel und deckte sich mit einer warmen Wolldecke zu. „Boum, mir tout heit widder alles wäi, aber schöi, dass ihr dou seid, nou horch' ma uns halt a mal mitanander die Predigt vom Dekan aa (an)!“ Wir zündeten die mitgebrachten Kerzenstummeln an und verteilten sie im Zimmer. Auf ihren Wunsch hin mussten wir noch das Soldatenbild ihres im Krieg gefallenen Ehemannes aus dem Regal des Wohnzimmerchranks nehmen und ihr in die Hand geben.

Wir lasen Anna dann die Weihnachtsgeschichte vor und schalteten danach das Tonbandgerät mit der Predigt ein. Eine Predigt von Dekan Georg Distler dauerte damals aber meistens über 45 Minuten. Und das wurde für unsere Besuche bei älteren Menschen immer zu einem Problem. So auch diesmal.

Nach einer Viertelstunde merkten wir, dass auch Anna im Sessel beim Zuhören der Predigt langsam sanft eingeschlafen war. Was tun?

Wir entschieden uns beide, laut und fröhlich das beliebte Weihnachtslied „O, du fröhliche, O, du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ zu singen. Beim Singen betätigten wir auch gleich den Knopf „Schnelldurchlauf“ am Tonband, um dadurch rascher an das Predigtende auf der Tonbandspule zu kommen.

Während wir beide noch den dritten Vers dieses beliebten Weihnachtsliedes laut sangen, wachte Anna abrupt auf, sang gleich laut mit, weinte dabei und küsste das Bild ihres im Krieg gefallenen Mannes.

Danach war dann bei ihr aber alle Traurigkeit und Müdigkeit verschwunden.

Sie sagte zu uns: „Boum i woor etz good im Himmel drom. Die Engel homm dort su schöi a Weihnachtslied g'sunga und mei Kreuz tout ma etz fei a nemmer wäi (weh)!“

Zu unserer Überraschung erzählte sie uns dann noch einen Witz über einen Pfarrer, der wie sie auch, unter starken Kreuzschmerzen litt:

„Dou houts a mal an Pfarrer geb'n, der woor aa gscheit krank, su wäi ich.

Sei Amtsbruder hat nan beim Bsuch getröstet: „Denk immer daran, wen der Herr lieb hat, den züchtigt er!“ Drauf hat sei Kolleg' 'ganz ernst zu ihm g'sagt: „Dann soll der liebe Gott möglichst bald an andern liebhaben!“

Wir lachten mit ihr herzlich, Hans sprach noch ein Gebet, ich stellte das Bild ihres Mannes wieder zurück ins Wohnzimmerregal, wir löschten die brennenden Kerzen und verabschiedeten uns. Die abgebrannten Kerzenstummel ließen wir zurück, sie sollten noch beim abendlichen Krankenbesuch der Altdorfer Gemeindeschwester zum Anzünden da sein.

Einige Monate später ist die von uns besuchte Seniorin friedlich eingeschlafen.

Posaunenchor: Mitwirkung bei vielen Veranstaltungen

Der 1928 gegründete Altdorfer Posaunenchor der evangelischen Kirchengemeinde durfte ab 1947 - unter Leitung von Diakon Max Klaus - seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Wir waren nicht nur vom Musizieren begeistert, sondern auch von der funktionierenden Gemeinschaft zwischen den älteren und jungen Bläsern, die uns meist vaterlosen Jugendlichen sehr gut tat.

Der Posaunenchor spielte vor allem an den kirchlichen Feiertagen in und vor der Laurentiuskirche und auch vom Turm.

In der Advents- und Weihnachtszeit spielten wir am Abend mehrmals im Altdorfer Krankenhaus und im Wichernhaus für die Patienten sowie auch vor den auf dem Marktplatz aufgestellten Christbäumen weihnachtliche Weisen. Die Bevölkerung war dazu immer sehr zahlreich anwesend und freute sich über unsere Auftritte. Oftmals geschah das Musizieren bei Schnee und niedrigen Temperaturen und manches Musikinstrument froh dabei beim Spielen ein.

Auch nach dem Gottesdienst am Heiligen Abend in der festlich geschmückten Altdorfer Laurentiuskirche, wurde traditionsgemäß noch beim Weihnachtsbaum vor der Kirche gespielt; manchmal auch hoch vom Turm der Kirche herab.

Beim vor dem Gotteshaus aufgestellten Weihnachtsbaum standen die vielen Kirchenbesucher nach dem Gottesdienst noch in kleinen Gruppen zusammen, hörten uns zu, unterhielten sich, wünschten sich gesegnete Feiertage, oder trösteten die vielen Altdorfer Kriegerwitwen und deren Kinder. Die mussten Weihnachten leider ohne ihren geliebten Ehemann und Vater feiern.

Der Altdorfer Posaunenchor spielte damals auch während des Jahres an weiteren hohen kirchlichen Feiertagen und Festen in der Laurentiuskirche, bei der Waldweihnacht und beim Jahresfest des CVJM Altdorf sowie bei den Jubelkonfirmationen der Kirchengemeinde. Beim festlichen Zug mit den Jubilaren vom Schloßplatz in die nahe Laurentiuskirche, mussten wir Bläser allerdings immer besonders langsam marschieren, damit die älteren und viele schon mit Stöcken gehenden Jubelkonfirmationen uns auch folgen konnten.

Eine besondere Auszeichnung war auch das Mitspielen im Quintett des Altdorfer Posaunenchores, das bei vielen Advents- und Weihnachtsfeiern Altdorfer Vereine im damaligen Saal des Gasthofes Rotes Ross mitwirkte. Es bestand aus Konrad Haas, Paul Heffner, Konrad Holz, Helmut Meindel und Eberhard Kraus.

Posaunenchor: Das Turmblasen an Sylvester

An Sylvester trafen sich in den Jahren nach dem Kriege viele Altdorfer traditionsgemäß ab 23 Uhr auf dem Marktplatz. Vor den Gastwirtschaften brannten kleine und größere Feuer, in denen die alten Kalender und auch einige Besen unter dem Applaus der Herumstehenden verbrannt wurden.

Wir Bläser vom Altdorfer Posaunenchor trafen uns gegen 23.30 Uhr am Eingang des Turmes der Laurentiuskirche und stiegen dann gemeinsam hoch zum Turmkranz der Laurentiuskirche, um von dort einige Choräle zu spielen. Hoch über dem Marktplatz verabschiedeten wir dann das alte Jahr mit dem Choral „Nun danket alle Gott mit Herzen Mund‘ und Hände“ und begrüßten das Neue.

Gleichzeitig krachten am Boden die gezündeten Feuerwerksraketen und erleuchteten den Altdorfer Nachthimmel. Wegen der vielen guten Wünsche für das neue Jahr zog sich unser Heimweg danach meistens immer sehr in die Länge.

Jahre später wurden wir Bläser so stark mit Feuerwerkskörpern beschossen, dass es für uns auf dem Kranz des Turmes zu gefährlich wurde. Das traditionelle Silvesterblasen musste deshalb aus Sicherheitsgründen eingestellt werden.

1947 wurde der CVJM Altdorf gegründet

Zwei Jahre nach dem Kriegsende wurde am 15. März 1947 in unserer Stadt auch der CVJM Altdorf gegründet.

Bei der Gründung im Speisesaal des Wichernhauses verfolgten die damaligen Gründungsmitglieder nur ein Ziel, nämlich, durch den CVJM junge Menschen in Altdorf für die Botschaft von Jesus Christus zu begeistern.

Bei der Gründungsversammlung wurde beschlossen die notwendige Vorstandschaft in der ersten Verwaltungssitzung zu bestimmen.

In dieser Verwaltungssitzung am 25. April 1947, wurden dann einstimmig Georg Härtlein, Leiter des Altdorfer Wirtschaftsamtes, zum 1. Vorsitzenden, Fritz Pranz, Altdorfs 1. Bürgermeister (1945 - 1948) zum 2. Vorsitzenden, Max Klaus, Diakon im Wichernhaus, zum Schatzmeister und Georg Keil, Altdorfer Kantor, zum Schriftführer und Sekretär gewählt.

Max Klaus war 1947 der Wiedergründer des bereits im Dezember 1928 gegründeten Altdorfer Posaunenchores und auch dessen langjähriger Leiter.

Nachfolger des Gründungsvorsitzenden Georg Härtlein (1947 - 1949) wurden dann später Dekan Georg Distler (1949 - 1953) und Oswald Baltzer (1953 - 1971).

Unterstützt wurde die Jugendarbeit in den nachfolgenden Jahren durch die Vikare Heinrich Wolter, Fritz Steigmeier und Siegfried Nonnast sowie die Diakone Georg Keil, Max Klaus, Wilhelm Zink und Hans Meister.

Das Programmangebot der Anfangsjahre war, so wie es das CVJM-Logo, ein rotes, gleichseitiges Dreieck, symbolisiert, immer auf Körper, Seele und Geist ausgerichtet. Und das geschah mit der Botschaft von Jesus Christus und dem Rückenwind des Glaubens. Die Schwerpunkte der Altdorfer CVJM-Arbeit waren damals:

Die Abhaltung von Jugend- und Familientreffen, Bibelabende, Evangelisationen, Sonnwendfeiern, Waldweihnachten, Theateraufführungen und Zeltlagern.

Wichtig waren auch die Durchführung von Fahrten und Freizeiten sowie von Radtouren im In- und Ausland.

Stadtkapelle Altdorf

Das musikalische Leben in unserer Heimatstadt Altdorf wurde ab Anfang 1950 auch durch die von Josef Jandascka geleitete Stadtkapelle bereichert.

Die etwa 20 Musiker gaben Konzerte in der Stadthalle, spielten im Altdorfer Umland in Bierzelten und viele Male auch als Festkapelle bei den Altdorfer Wallenstein-Festspielen im historischen Universitätshof und beim Festzug durch die Stadt.

Es bestanden auch viele Jahre lang freundschaftliche Beziehungen zur Musikkapelle in Haus (bei Schladming) in der österreichischen Steiermark

Die 22 Musiker waren auch im Juni 1972 zur Nürnberger Hütte in den Stubaier Alpen aufgestiegen, um dort an einer Veranstaltung der Sektion Nürnberg des DAV und an einem Berggottesdienst mitzuwirken.

Das Lied „Mein Altdorf du“

Nach dem Kriegsende ist auch das Lied „Mein Altdorf du“ entstanden.

Geschrieben hat es die Altdorferin Käthe Franz, vertont wurde es vom Nürnberger Pianisten Willy Bär, der für einige Jahre von Nürnberg nach Altdorf gezogen war und in der Unteren Vorstadt wohnte.

Beim Frühjahrskonzert der Altdorfer Liedertafel am 13. Mai 1950 in der TV-Turnhalle erklang das Lied „Mein Altdorf du“ zum ersten Mal.

Das Lied: „Mein Altdorf du!“

Weithinragend auf Juras Höh'n, umspinnen von Sagen so schön.
Leben und weben weit und breit, Erinnerungen aus alter Zeit.
Altdorf, du Perle vom Frankenland, jeder liebt dich, der dich erkannt,
liebt die vom Alter ergrauten Türme; sie überdauerten Zeitenstürme.
Liebt den Kranz deiner Wälder und Fluren, deiner großen Vergangenheit Spuren,
wo alte Brunnen raunen und sagen Urvätergeschichten aus fernen Tagen.
Und ist es die Heimat und trieb es dich fort, musst du nun wandern von Ort zu Ort,
die Sehnsucht wird nie dich verlassen nach den verträumten Winkeln und Gassen.
In ihnen liegt heute noch, ach so hold von unserer Kindheit erträumtes Gold.
Die vielen Zuhörer und Besucher des damaligen Konzertes in der alten TV-Turnhalle
waren von der Melodie und vom Text begeistert.
Heute ist dieses Altdorfer Heimatlied bei der Altdorfer Bevölkerung unbekannt und in
Vergessenheit geraten.

Viele Mütter leiden unter den Kriegsfolgen

Meine Mutter war seit dieser furchtbaren Kriegszeit auch nicht mehr wie früher.
Diese Zeit des Hoffens und Wartens auf ihren Ehemann, unseren Papa, der tägliche
Kampf ums Überleben, die für sie manchmal deutlich spürbare Ungerechtigkeit in der
Gesellschaft, die großen finanziellen Probleme, der zermürbende Kleinkrieg mit den
Behörden der Stadt und der Post, hatten sie im Lauf der Jahre hart und verbittert
gemacht. Sie war zu einer echten Kriegerwitwe geworden, wie so viele Frauen in
meiner Heimatstadt Altdorf.

Ihre frühere fröhliche und aufgeschlossene Art war nach und nach einer ernsten und
nachdenklichen gewichen. Sie weinte immer wieder und hatte auch wenige
Menschen, die ihr halfen oder sie trösteten. Darunter litten natürlich auch wir Kinder.

Unsere Mama war früher sportlich, naturverbunden, kommunikativ, sang mit uns
Kindern fröhlich und ausgelassen, spielte mit uns im Haus und Garten.

Vieles davon war vorbei, einiges war für immer in ihrem Inneren verschüttet.

Trotzdem war sie für meine Schwester und mich eine fürsorgliche Mutter, ja, die
beste Mama der Welt. Sie hat für uns immer nur das Beste gewollt, für uns gesorgt
sowie Freude und Leid, Höhen und Tiefen mit uns geteilt.

Das öffentliche Leben entwickelt sich weiter

Das öffentliche Leben in Altdorf entwickelte sich von Tag zu Tag immer mehr sehr
positiv weiter. Die wichtigsten Behörden in der Stadt, dazu zählten auch das
Amtsgericht, und auch die Presse (Der Bote in Feucht) waren wieder mit
fachkundigem Personal besetzt und arbeiteten zum Wohle der Bevölkerung.

Viele der von den amerikanischen Panzerketten stark zerstörten Straßen in der Stadt
waren mittlerweile wieder notdürftig repariert und auch die Strom- und
Wasserversorgung funktionierten fast wieder störungsfrei. Auch einige nachts
brennende Straßenlampen sorgten für die nötige Sicherheit auf den Straßen und
Plätzen der Stadt.

Was die Pendler nach Nürnberg freute, die Zugverbindungen von Altdorf nach
Nürnberg auf der 1952 elektrifizierten Bahnstrecke wurden von Tag zu Tag
pünktlicher und die Fahrzeit verkürzte sich von 50 auf 40 Minuten.

In den Geschäften auf dem Altdorfer Marktplatz waren die meisten Regale zwar
immer noch nicht voll gefüllt, doch das Vorhandene reichte jetzt für eine normale
Versorgung der Altdorfer Bevölkerung aus.

Kinderspeisung in Altdorf

Spürbar war bei uns Kindern weiterhin der Hunger, denn die auf der Lebensmittelkarte angebotenen Rationen reichten auch weiterhin noch nicht so richtig zum satt werden. So konnte man damals in der Zeitung nachlesen, dass in der Nachbarstadt Nürnberg 1947 12,9 Prozent der Kinder unterernährt waren.

Ich denke, in Altdorf war diese Zahl ähnlich, vielleicht sogar noch höher.

Mit 10 Millionen Care-Paketen und der Einführung der „Schulspeisung“ (manche nannten diese Aktion auch „Kinderspeisung“ oder „Quäkerspeisung“) ab 1947 in allen bayerischen Schulen versuchten die Amerikaner dieses Problem bei den deutschen Kinder etwas zu lindern.

Aus amerikanischen Spenden, oder durch Freigabe ihrer Lebensmittel aus den Armeebeständen wurden auch in Altdorf ab 1947 täglich Kinder mit Speisen wie Kakao und ein Brötchen, Haferflockenbrei, Erbswurstsuppe oder ab und zu auch mit einer Tafel Schokolade versorgt.

Die Ausgabe erfolgte in Altdorf überwiegend in der Volksschule und auch in einer Baracke nach dem kirchlichen Friedhof, auf dem Gelände der Firma Bau-Scharrer in der Schießhausstraße. In dieser Baracke waren während des Krieges viele russische und polnische Kriegsgefangene untergebracht, die damals auch unter Hunger und fehlenden Nahrungsmitteln gelitten haben.

Zur täglichen Ausgabe mussten wir Kinder ein Gefäß mitbringen, bei mir war es eine von unserem Nachbarn umgearbeitete größere Blechdose, und einen Eßlöffel.

Das Verabreichte wurde meistens sofort an Ort und Stelle verspeist. Dabei herrschte immer eine dankbare und fröhliche Stimmung. Oftmals haben wir nach dem Essen auch gemeinsam gesungen.

Die Altdorfer Straßenbanden

Es hört sich heute sicher schlimmer an, als es in der Realität war: verschiedene Straßen und Gebiete in Altdorf wurden von jugendlichen Gruppen, sie wurden von uns als „Banden“ bezeichnet, beherrscht.

Die Bekanntesten waren die „Silbergässler“, die „Brauhaussträßler“, die „Unteren Vorstädter“ (das waren wir), die „Vom Spietl“ (Fischbacher Straße) und noch einige andere. Jede Gruppe beherrschte ihren Straßenbereich und attackierte bei Erscheinen alle nicht dort Wohnenden.

Dabei kam es allerdings nur zu kleineren Pöbeleien, harmlosen Raufereien und lautstarken verbalen Auseinandersetzungen. Dies alles diente nur dazu, um die „Rangordnung“ im Viertel herzustellen. Verletzt, oder blutig geschlagen wurde keiner.

Trotzdem hatte ich jedesmal Angst, wenn ich bei meiner Tante Anni Rupprecht in der Silbergasse etwas Essbares abholen, oder auch die von meiner Mutter genähten Kleider an einige Kunden dort abliefern musste.

Irgendein Jugendlicher war damals immer auf der Straße und machte Ärger.

Kam einer von ihnen dann in unseren Bereich, dann ertönte laut der Ruf „die Silbergässler“ (oder auch andere) sind da!“ Und dann lief das Zusammentreffen nach den bekannten Regeln ab.

Nach und nach verlor sich aber diese Rivalität unter den Straßenbewohnern und wir spielten oft auf dem städtischen Sportplatz Handball oder Fußball gegen einander.

Zur Beruhigung dieser Situation trugen sicher auch die Jugendarbeit der evang. Kirchengemeinde und des CVJM bei sowie die aktive Sportausübung beim TV 1881 Altdorf und dem 1947 gegründeten 1. FC Altdorf.

Einige Jahre nach dem Kriegsende war diese Rivalität dann ganz verschwunden.

Die Zerstörungen in Nürnberg

Nürnberg war - nach Dresden - die am schlimmsten zerstörte Stadt in Deutschland. Jede dritte Wohnung in der Stadt war völlig zerstört. Wasser und Strom gab es in den ersten Monaten nach Kriegsende 1945 nur in einzelnen Straßenzügen.

10,7 Millionen Kubikmeter Trümmerschutt mussten nach dem Krieg aus der Stadt geschafft werden. Dies geschah vor allem mit einer eigenen Bahn, die den Schutt von den Trümmerbergen in der Stadt zum heutigen Volkspark Marienberg fuhr.

Auch der Pionierweiher, der südliche Teil der Baugrube des von Hitler geplanten Deutschen Stadions, wurde bis 1962 als Mülldeponie Bauernfeindstraße (Silberbuck) betrieben. Auch an anderen Stellen in Nürnberg legte die Stadtverwaltung noch weitere größere Schuttdeponien an.

Wir besichtigen die Schuttablagerungen in Nürnberg

Zusammen mit unseren älteren Freunden - und natürlich aus großer Neugierde - sind Hans Weißkopf, Dieter van Eesbeeck und ich in den Sommerferien 1947 mit dem Fahrrad mehrmals nach Nürnberg gefahren, um dort zu sehen wie es um den Wiederaufbau der durch die furchtbaren Luftangriffe zerstörten Stadt Nürnberg bestellt ist.

Es waren allerdings für uns Kinder vom Land, die wir ja von den schrecklichen Fliegerangriffen weitgehend verschont geblieben waren, immer noch schreckliche Bilder die wir da zu sehen bekamen.

Aber von mal zu mal sahen wir auch die Fortschritte: immer mehr Straßen waren vom Schutt geräumt und damit für uns mit den Fahrrädern gut befahrbar.

Was wir dann dort sahen, das war schrecklich, aber auch beeindruckend.

Hart arbeitende Frauen, wir nannten sie „Trümmerfrauen“, und Männer aller Altersgruppen, deutsche Kriegsgefangene aus den alliierten Besatzungszonen sowie Mädchen und Buben, hatte seit Kriegsende Unvorstellbares geleistet.

Viele Straßen und Wege zwischen den riesigen Schuttbergen waren durch ihre Arbeit wieder frei, befahr- und begehbar.

Wir schauten aber auch in viele müde und ernste Gesichter dieser schwer arbeitenden Menschen. Heute weiss ich, wir blickten damals in die Gesichter der wahren Heldinnen und Helden der Nachkriegszeit.

Einmal hatte Hans bei der Rückfahrt zwischen Fischbach und Birnthon einen „Plattn“. Einen neuen Schlauch und Flickzeug für die Schadensbehebung hatten wir damals nicht. Doch wir hatten für solche Fälle immer einen aus Getreidehalmen gebundenen langen „Zopf“ als Behelf dabei. Den legten wir auf die Fahrradfelge und befestigten ihn stramm und fest mit Draht (oder einer Schnur).

So kamen wir trotz seines Malheurs wieder wohlbehalten nach Altdorf zurück.

Zwei Großbrände in Altdorf

Innerhalb von zwei Wochen gab es in Altdorf wieder zwei Brandkatastrophen.

Am 26. August 1947 brannte abends das Mühlengebäude der Zentralmolkerei in der Bahnhofstraße bis auf die Grundmauern nieder.

Bereits am 9. August 1943 war dort das Gebäude des Lagerhauses abgebrannt.

Eine Woche später, am 4. September 1947, wurde eine mit Heu und Getreide gefüllte Scheune in der Türkeistraße ein Opfer der Flammen.

Neben der Bewältigung der schwierigen Nachkriegszeit kamen diese zwei Brände noch für die Bevölkerung in Altdorf dazu. Die noch nicht so gut ausgerüstete Altdorfer Feuerwehr hatte mit der Brandbekämpfung große Probleme.

Kippensammeln der neue Volkssport

Aus der Not der Nachkriegszeit heraus geboren, entstand in der deutschen Gesellschaft - auch sehr intensiv in Altdorf - ein neuer Volkssport unter den Rauchern: Sie widmeten sich dem Kippensammeln.

Dabei waren auch wir Kinder sehr aktiv dabei, konnten wir doch damit unser Taschengeld aufbessern. Wir sammelten die auf der Straße herumliegenden Zigarettenkippen der amerikanischen Soldaten ein, entfernten das Papier und füllten den Tabak in eine Blechdose.

Wenn diese dann gut gefüllt war, sprachen wir die Altdorfer Raucher vor dem Bahnhofsgebäude, auf der Straße und auf dem Marktplatz an.

Wir wussten genau, wieviel Tabak man für eine in Zeitungspapier selbst gerollte Zigarette brauchte und hatten für diese Menge unseren festen Preis.

Wir verdienten dabei ganz gut, auch deshalb, weil bei uns die Neugierde auf das Rauchen vorbei war. Wir waren sportlich und da durfte nicht geraucht werden.

Mancher amerikanische Soldat in Altdorf, so wurde von den Erwachsenen erzählt, machte sich auch einen Spaß daraus, Zigarettenreste wegzuwerfen, um danach Altdorfer Bürger beim hektischen Aufsammeln dieser im Volksmund genannten „Kippen“ in die Knie gehen zu sehen.

Zigaretten wurden damals auch zur geheimen Währung.

Die „Zigarettenwährung“ war vor allem auf dem Schwarzmarkt ein gängiger Begriff.

Was könnten Altdorfer Kinder und Jugendliche heute verdienen, wenn sie die vielen auf den Straßen und Gassen unserer Stadt herumliegenden Zigarettenkippen aufsammeln würden.

Die Altdorfer „Fenstergucker“

Beliebt war nach dem Kriegsende in Altdorf bei älteren Menschen beiderlei Geschlechts - tagsüber oder am Abend - vom Fenster aus das Leben und Treiben auf der Straße zu beobachten. Die Männer meistens neben ihrer Ehefrau im Unterhemd. Das waren die sogenannten „Altdorfer Fenstergucker“.

Fernsehen gab es damals noch nicht und so war der Blick aus dem offenen Fenster für diese Menschen sicher eine unterhaltsame Sache.

Dabei wurden die Vorbeigehenden freundlich begrüßt, gelegentlich mit ihnen auch kurz kommuniziert und danach deren Aussehen, Gangart, Figur, Kleidung und Gesundheitszustand kritisiert. Das vom Fenster aus Gesehene gab dann immer genügend Gesprächsstoff für den alltäglichen Tratsch (Gespräch) mit den Nachbarn. Denn es gibt doch nichts Schöneres als über andere zu reden.

Die schüchternen „Fenstergucker“ taten das heimlich hinter den zugezogenen Vorhanggardinen. Man merkte das aber, weil sich dabei die Vorhänge bewegten.

Die „Fenstergucker“ sorgten mit ihren Beobachtungen auch für die in unserer Stadt zu geltende Moral und öffentliche Ordnung.

Wenn wir Jugendlichen verliebt waren und heimlich am Abend mit unserer Angebeteten Hand in Hand spazieren gingen, dann mussten wir immer darauf achten bestimmte Straßen zu meiden, in denen „Fenstergucker“ wohnten und aktiv waren. Denn manchmal durften unsere Eltern von unseren Liebschaften nichts wissen. Selbst verwitwete Erwachsene wagten oftmals keinen gemeinsamen, öffentlichen Spaziergang mit ihrer neuen Bekannten, sondern trafen sich lieber auf dem Altdorfer Friedhof, oder vor dem Altdorfer Bahnhofsgebäude, um von den „Fensterguckern“ nicht „ausgeredet“ zu werden.

Wenn so ein „Fenstergucker“ starb, dann war er im Volksmund "weg vom Fenster".

Wie entstanden die Hilfsaktionen der Gemeinde Altdorf/ Uri (Schweiz)?

Die Not der Menschen in unserer Stadt versuchte auch die schweizerische Gemeinde Altdorf im Kanton Uri mit zwei Hilfsaktionen zu lindern.

Diese beiden Hilfsaktionen 1948, drei Jahre nach dem Kriegsende, wurden zur Grundlage der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem ernerischen und dem fränkischen Altdorf. Wie kamen sie zustande?

Auf eine Anfrage des Gemeinderates von Altdorf/Uri vom 8. März 1947 zum fast gleichen Stadtwappen der beiden Kommunen, stand in dem Antwortschreiben vom 28. März 1947 unseres Bürgermeisters Fritz Pranz „an den hochwohllöblichen Gemeinderat Altdorf/Uri“ der folgende Satz:

„Eine besondere Freude würden Sie unserer Stadt und damit unseren Ärmsten bereiten, wenn der Gemeinderat Altdorf/Uri unserer gedenken könnte“.

Damit meinte er die Linderung der großen Not seiner Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg im fränkischen Altdorf.

Erste Hilfsaktion der Gemeinde Altdorf/Uri

Am 29. November 1947 erfolgte dann durch die Gemeindeverwaltung Altdorf/Uri im Urner Wochenblatt ein Aufruf zur Hilfe und Unterstützung der Bevölkerung im fränkischen Altdorf. Die Menschen im ernerischen Altdorf spendeten daraufhin acht Kisten Wäsche, Kleider, viele Schuhe und eine Menge an Lebensmitteln.

Alles wurde am 13. Februar 1948 mit einem Lkw von der Urner Kantonshauptstadt Altdorf zu uns transportiert und dort im Rathaus nach und nach an 197 Bedürftige verteilt. Die beschenkten Altdorfer bestätigten den Erhalt der Hilfsgüter und Kleidungsstücke durch ihre Unterschrift.

Dieses Dokument ist heute noch im Altdorfer Stadtarchiv vorhanden.

Meine Familie war leider bei der Verteilung nicht dabei.

Urner Hilfsaktion: Unser Bürgermeister bedankt sich

Unser Bürgermeister Fritz Pranz bedankte sich am 7. April 1948 für diese erhaltenen Hilfsgüter mit dem folgenden Dankschreiben beim Gemeindepräsidenten im schweizerischen Altdorf/Uri.

„Die Stadt Altdorf beehrt sich, anliegend zum Zeichen der Dankbarkeit eine Adressmappe anlässlich der Spendenverteilung zu übergeben.

Der Stadtrat und die gesamte Stadt Altdorf danken nochmals herzlichst für die übersandten Gaben. Wir nehmen an, dass wir durch die Überreichung der Adressmappe das Freundschaftsverhältnis zwischen unseren beiden Gemeinden festigen und vertiefen. Der Stadtrat und die Gesamteinwohnerschaft wünschen der Gemeinde Altdorf/Uri ungeteiltes Wohlergehen und grüßen auf das Herzlichste.

Fritz Pranz, 1. Bürgermeister“

Dem Dankschreiben des Bürgermeisters war auch die Empfangsbestätigung der 197 dankbaren Altdorfer Bürgerinnen und Bürger als Anlage beigelegt.

Urner Hilfsaktion: Weitere Hilfsgüter kommen an

Im Herbst 1948 erfolgte im Urner Wochenblatt nochmals ein Aufruf der Gemeindeverwaltung Altdorf/Uri zur erneuten Hilfe für die fränkischen Altdorfer.

Mit dem gespendeten Geld wurden in der damaligen Altdorfer Schuhfabrik Bally 30 Paar Kinderschuhe gekauft, dazu gab es von der Firma gratis noch 100 Paar Frauenschuhe. Die Schuhe und noch weitere Hilfsgüter wurden dann im Herbst 1948 wieder zu uns transportiert und an Hilfsbedürftige in unserer Stadt verteilt.

Rückschau 2018 auf diese Hilfsaktionen

2018 wurde im fränkischen Altdorf diese 70-jährige Partnerschaft zwischen den beiden Kommunen groß gefeiert. Beim Festabend am 29. Juni 2018 in der Altdorfer Zweifach-Turnhalle fand der Jubiläumsakt statt. Die beiden Gemeindeoberhäupter, Bürgermeister Erich Odörfer und Gemeindepräsident Dr. Urs Kälin (Altdorf/Uri), freuten sich über diese lange und mit Leben erfüllte Wegstrecke. Kälin übergab eine Spende von 10.000 Schweizer Franken für bedürftige Menschen in unserer Stadt.

Die frühere Präsidentin der Trachtengruppe Altdorf/Uri, Antoinette Gisler, und DAV-Ehrenvorsitzender Konrad Holz, erinnerten in ihrer gemeinsamen Festrede an den Anfang der Beziehungen und an die vielen danach noch durchgeführten Aktivitäten, Fahrten, Begegnungen, Feiern und Folkloreveranstaltungen.

Eine Ausstellung im Kulturrathaus und ein gemeinsames Beisammensein rundeten dieses Freundschaftsjubiläum ab. Konrad Holz und Erich Frank vom DAV Altdorf hatten über die Zeit von 1948 bis 2018 eine bebilderte Chronik zusammengestellt.

Die erste Kommunalwahl nach dem Kriegsende

Wieder zurück ins fränkische Altdorf. Langsam kehrte in Deutschland und in unserer Stadt wieder so etwas wie völlige Normalität im Alltagsleben der Menschen ein.

Altdorf wurde ab 1945 durch die von den amerikanischen Besatzungstruppen eingesetzten Bürgermeister Hans Dötsch (1. Mai bis 31. Juli 1945) und Fritz Pranz (1. August 1945 bis 30. April 1948) gut und verantwortungsvoll regiert.

Im April 1948 fand die erste Altdorfer Gemeindewahl nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Dabei wurden Hans Dötsch als Nachfolger von Fritz Pranz (01.08.1945 - 30.04.1948) von der Altdorfer Bevölkerung als neuer Bürgermeister gewählt sowie auch die Mitglieder des neuen Altdorfer Stadtrates.

Hans Dötsch übte sein Amt dann vom 1. Mai 1948 bis zum 30. April 1960 aus.

Eine Währungsreform soll kommen

Dann kam 1948 für alle Menschen in Deutschland das wohl einschneidendste und prägendste Ereignis nach dem Kriegsende 1945, die Währungsreform.

Es wurde damals erzählt, dass dazu einige US-Experten, Briten und Deutsche in Rothwesten bei Kassel das für die Währungsumstellung notwendige Konzept ausgearbeitet hatten. Danach wurden im Frühjahr 1948 in Amerika 5,7 Milliarden D-Mark-Noten gedruckt und in 23.000 Stahlkisten - Name der Aktion „Bird Dog“ (Spürhund) - unter strengster Geheimhaltung nach Frankfurt/Main gebracht.

Die Währungsumstellung wird realisiert

Und dann war es soweit. Vom 20. auf den 21. Juni 1948 hatte die im November 1923 eingeführte Deutsche Reichsmark in den drei westlichen Besatzungszonen ausgedient und sie wurde durch die Deutsche Mark ersetzt.

Die DDR hatte weiterhin ihre eigene Währung.

Jeder Bewohner der drei Westzonen in Deutschland bekam am Sonntag, 20. Juni 1948 auf seiner Bank, 40 Deutsche Mark im Umtausch gegen 40 Reichsmark, als sogenanntes "Kopfgeld" für den Start in eine gute Zukunft.

Einen Monat später dann noch weitere 20 DM.

Das restliche Altgeld musste bis 26. Juni 1948 deklariert und abgegeben werden und wurde dann „im Verhältnis von zehn zu eins gegen die neue Deutsche Mark getauscht“. Dazu gehörten auch die 600 Reichsmark auf meinem Sparbuch, Aus ihnen wurden dann 60 DM, das reichte aber auch wieder nicht für ein neues Fahrrad.

Die Währungsreform trifft uns hart

Meine Mutter klagte auch, wie sie nun die noch auf dem Haus lastenden Schulden mit dem neuen Geld bezahlen sollte.

Und noch ein Problem kam dazu: Die Bezahlung der Rechnung für meine Knieoperation vor einigen Wochen im Wichernhaus. Sie musste in bar bezahlt werden. Irgendwie haben wir alle diese Probleme dann aber in den nächsten Monaten und Jahren dann doch gut geschafft.

Dieser Währungsschnitt am 20. Juni 1948 war für die meisten Menschen eine deutlich spürbare und sehr schmerzhaft Zäsur, auch für uns armen Leute.

Noch mehr aber für unsere Großeltern, denn ihr Ersparnis wurde nach der Inflation 1922/1923 nun zum zweiten Mal entwertet.

Sehr heftig traf die Währungsreform auch die vielen mittlerweile in Altdorf angesiedelten und integrierten Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem Osten, die alle keinerlei Geldreserven hatten. Die Deutsche Mark wurde dann eine westdeutsche Erfolgsgeschichte.

Traumhafte Angebote in den Schaufenstern

Wir staunten, was nun am Tag nach der Währungsumstellung plötzlich in den Schaufenstern der Altdorfer Geschäfte alles ausgestellt war.

Für uns fahrradbegeisterte Kinder waren es vor allem die modernen Fahrräder mit Dreigangschaltung, die nun im Fahrradgeschäft Uth in der Oberen Brauhausstraße im Schaufenster zum Kauf angeboten wurden. So eines zu besitzen, das wäre schon ein Traum.

In den Textilhäusern Soldner (die Altdorfer sagten beim „Schreyer“) am Unteren Tor und Konrad Schmidt am Oberen Marktplatz waren in den Schaufenstern viele moderne, bunte Kleidungsstücke für Frauen und auch Einiges für Männer und Kinder ausgestellt. Dort standen täglich viele Altdorfer Frauen und Männer staunend davor und hofften bald das nötige Geld zum Kauf dieser bisher so sehr vermissten Kleidungsstücke zu haben.

Das Schuhgeschäft Hupp am Marktplatz hatte viele schöne, braune und schwarze Halbschuhe in allen Größen ausgestellt sowie moderne Turnschuhe.

Im Schaufenster des Schreibwarengeschäftes Fritz Pranz am Marktplatz standen viele interessante Bücher und Schachteln mit neuen Spielen im Schaufenster.

Und selbst im Geschäft vom „Stricker Jakob“ und in anderen Geschäften auf dem Marktplatz war viel Neues zu sehen.

Nur hatten wir halt zum Kauf eines dieser ausgestellten und angebotenen Artikel schon wieder zu wenig, oder gar kein Geld, denn auch die Preise waren leider auch sehr schnell explodiert.

Doch es machte uns Kindern großen Spaß mit den Freunden auf „Entdeckungstour“ zu gehen, dabei in den Schaufenstern viel Neues zu entdecken und zu hoffen, dass der eine oder andere Wunsch am Geburtstag oder an Weihnachten Wirklichkeit wird.

Generalstreik wegen der Wirtschaftslage

Die wirtschaftliche Lage in Deutschland - und auch in Altdorf - wurde aber nach der Währungsreform nicht gleich spürbar besser, vor allem auch, weil die Arbeitslosigkeit weiter anstieg.

Deswegen kam es am 12. November 1948 zum ersten Generalstreik in Deutschland. Tausende beteiligten sich daran.

**Nach der
Währungsreform
ging es langsam
aufwärts
(1948 - 1955)**

Fordere viel von dir selbst und erwarte wenig von den anderen.
So wird dir viel Ärger erspart bleiben.

Konfuzius,
chinesischer Philosoph, 551 - 479 v. Chr.

Sei dir deiner Kräfte, Bedürfnisse und Möglichkeiten bewusst,
dann wirst du auf jedem Weg, den du beschreitest,
einen Gefährten haben.

Tibetanische Lebensweisung

Leuchtende Tage! Nicht weinen, dass sie vergangen sind,
sondern lächeln, dass sie gewesen sind.

Rabindranath Tagore,
indischer Dichter und Philosoph, 1861 - 1941

Sage nicht alles, was du weißt,
aber wisse immer, was du sagst.

Matthias Claudius,
deutscher Dichter, 1740 -1815

Der Marshallplan hilft und unterstützt

Eine Initialzündung zur weiteren wirtschaftlichen Entwicklung nach der Währungsreform in Deutschland war auch der 1948 aufgelegte amerikanische Marshallplan (ERP), das Europäische Wiederaufbauprogramm. Dadurch wurde wenige Jahre später ein bei Kriegsende 1945 von niemanden für möglich gehaltener Lebensstandard erreicht, auch in unserer stark zerbombten Nachbarstadt Nürnberg.

Nach der Währungsreform wurde in Altdorf viel gebaut

Der Wiederaufbau der zerstörten Städte in Deutschland, auch in unserer Nachbarstadt Nürnberg, machte von Monat zu Monat große Fortschritte. Auch in Altdorf begann nach der Währungsreform 1948 wieder eine sehr rege Bautätigkeit. Die drei hiesigen Baugeschäfte Pöllot (Nürnberger Straße), Pühler (Neumarkter Straße) und Scharrer (Schießhausstraße) bauten für Wohnungsbaugesellschaften und Privatleute viele Häuser.

So entstand ab 1950 durch die Bauhilfe des Landkreises Nürnberg die Georg-Lowig-Siedlung entlang der Hagenhausener Straße nach dem Schwimmbad.

Es folgten die Siedlungen des Werkvolks, des Gundekar-Werks und des VdK.

Von 1968 bis 1970 der Bau der Siedlung Fürstenschlag.

Außerdem wurden im Stadtgebiet und Am Berglein viele private Wohnungen neu ausgewiesen und gebaut, oder alte modernisiert.

Die auf dem Gelände des städtischen Sportplatzes errichteten fünf Holzbaracken des ehemaligen Flüchtlingslagers wurden schrittweise wieder abgebaut.

Dort stehen heute die TV-Vereinsstätte Sportpark und die TV-Judohalle.

Die in den Baracken untergebrachten Menschen hatten im Stadtgebiet, oder in den Altdorfer Außenorten, Wohnraum gefunden.

Im Bereich der Dreschhalle am Bleichanger wurde die Oberrealschule gebaut, daneben 1954 die neue Volksschule, die spätere Grundschule.

Die Schüler der Grundschule verteilten sich früher auf die Röderschule (Schulbetrieb von 1886 bis 1991) und auf die Schule am Schlossplatz (heute Evangelisches Gemeindehaus).

Am Rande der Stadt siedelten sich auch Industriebetriebe an, die Firmen Jurisch Federungsbau, ETA, die Zippel KG und die SUSPA GmbH.

Auch das von 1952 bis 1954 anstelle des alten 1894 erbauten Distrikt-Krankenhauses errichtete neue Klinikgebäude an der Neumarkter Straße schaffte neue Arbeitsplätze.

Vergessen sei auch nicht, dass bei diesem „Bauboom“ in Altdorf der damalige SPD-Stadtrat, Ludwig Hummel, sich leidenschaftlich für den Erhalt des Rossweiher am Oberen Tor eingesetzt hat. Dieser sollte zugeschüttet und darauf ein öffentliches Gebäude - meiner Erinnerung nach ein neues Feuerwehrhaus - errichtet werden.

Sickergruben statt Kanalisation

Viele Häuser und Gebäude in Altdorf waren nach dem Krieg nicht an eine zeitgemäße Kanalisation angeschlossen. So lief das Abwasser aus der Küche unseres Hauses in eine Sickergrube im Garten, etwa 20 Meter vom Haus entfernt.

Die Fäkalien aus der Toilette (auf fränkisch „Abort“) wurden in eine betonierte Grube vor unserem Haus eingeleitet. Alljährlich kam dann ein Bauer mit seinem riesigen Jauchefaß und wir schöpften den Inhalt aus unserer Grube in das Faß.

Da war dann immer ein fürchterlicher Gestank rund um unser Haus.

Erst 1964 wurde unser Haus an die städtische Kanalisation angeschlossen.

Schwieriger Arbeitsmarkt

Trotz der Währungsreform war allerdings auf dem Arbeitsmarkt in Deutschland noch nicht sehr viel von einem Wirtschaftswunder zu spüren.

Die Erwerbslosenquote lag 1949 bei zehn Prozent. Vertriebene, Kriegsheimkehrer und bereits Beschäftigte konkurrierten um die vorhandenen Stellen.

Im Schnitt hatte 1949 ein bei der Industrie Beschäftigter einen Stundenlohn von 1,30 DM, die Wochenarbeitszeit lag bei 48 Stunden. Deshalb war es für unsere Stadt wichtig, dass sich einige Industriebetriebe, wie die Firmen Jurisch Federungsbau, ETA, die Zippel KG und die SUSPA GmbH am Rande der Stadt angesiedelt hatten.

Das öffentliche Leben entwickelt sich weiter

Die Aufwärtsentwicklung nach der Währungsreform war auch in Altdorf deutlich zu spüren: Die Behörden arbeiteten wieder mit einem ausgebildeten Personal.

In den Geschäften konnte man nun fast alles kaufen, was man brauchte.

Viele der von den amerikanischen Panzerketten zerstörten Straßen waren wieder repariert; auf ihnen fuhren nun die neuen VWs, Typ Käfer, die Motorroller der Marke Vespa und Lambretta sowie einige sportliche Motorräder.

Die Strom- und Wasserversorgung funktionierten wieder störungsfrei,

Die Zugfahrten von Altdorf nach Nürnberg auf der 1952 elektrifizierten Strecke wurden von Tag zu Tag pünktlicher und die Fahrzeit kürzer.

Die Altdorfer Brauereien boten viele Arbeitsplätze

Die in Altdorf beheimateten Brauereien - das Brauhaus, die Türkenbrauerei, die Brauerei und Mälzerei Link am Plätzl, die Brauerei Hofmann im Gasthof Wolfsschlucht und die Brauerei Himmelsleiter - boten auch viele Arbeitsplätze.

Das Brauhaus baute nach dem Krieg die erste isolierte Holzeishalle des Altdorfer Umlandes, in der das Natureis vom nahen Weiher eingelagert wurde.

Die meisten Brauereien erstellten früher ihren Sud im Commun-Brauhaus in Altdorf, in der Unteren Brauhausstraße, das später abbrannte und heute nicht mehr besteht.

Die Altdorfer Biergärten

Die Menschen in Altdorf hatten nach und nach wieder mehr Geld zur Verfügung und das kam auch der Altdorfer Gastronomie zugute.

Ihre Gaststätten und Biergärten wurden wieder gerne besucht.

Beliebt waren die baumbestandenen Biergärten der Gaststätte Zur Eisenbahn, des Ankerwirts, der Rosenau, der Türkenbrauerei (heute Verkaufsmarkt NORMA) sowie der Auersgarten mit seiner Kegelbahn und noch einige andere.

An Fronleichnam kehrten die katholischen Christen nach ihrer langen Prozession im Biergarten der früheren Gaststätte Zur Eisenbahn am Kappelgraben ein. Zur Unterhaltung der Besucher spielte dort meistens ein Akkordeonspieler, oder eine kleine Blaskapelle aus der Oberpfalz.

Diese Biergärten waren auch nach dem Wallenstein-Festzug beliebte Einkehrorte für Spieler und Besucher. Dort musizierte bei schönem Wetter bis in die späten Abendstunden hinein die Stadtkapelle Altdorf.

Sonntags wurden auch die auswärtigen Biergärten der Wirtschaften Mederer und Haben in Prackenfels, die Reinholdshöhe bei Grünsberg, der Felsenkeller bei Heggenberg sowie der Holzenkeller und der Auerskeller im Schwarzachtal gerne besucht. Auf den Wegen dorthin traf man gelegentlich auch auf weidende Schaf- und Rinderherden, denn Altdorf war damals noch sehr von der Landwirtschaft geprägt.

Soziale Probleme mit dem Bierkonsum

Nach und nach versorgten die Altdorfer Brauereien - das Brauhaus und die Türkenbrauerei - die Gaststätten wieder reichlich mit dem begehrten Gerstensaft.

Das von ihnen produzierte Bier hatte damals zwar noch keinen allzu hohen Alkoholgehalt, doch gab es Männer, die aufgrund der getrunkenen Menge trotzdem allwöchentlich ihren Rausch hatten. Getreu dem Motto: „Gegen Leid und Not, helfen Bier und Brot.“ Deshalb sorgte der unkontrollierte Bierkonsum mancher Männer in einigen kinderreichen Altdorfer Familien auch für große soziale Probleme.

Damals wurde freitags der Wochenlohn in der jeweiligen Arbeitsstätte noch in bar ausgezahlt. Manche Männer gingen damit anschließend in eines der Altdorfer Gasthäuser, zahlten die Rechnung ihrer in der Vorwoche angeschriebenen Biere und verjubelten dann dort noch einen großen Teil ihres erhaltenen Lohnes.

Einige dieser „Trunkenbolde“ wurden zu Altdorfer Originalen, über die man heute viele Geschichten erzählen könnte.

Notgedrungen waren deshalb die betroffenen Ehefrauen oftmals am Freitag Nachmittag, dem Tag der Lohnauszahlung, an die Arbeitsstelle ihres Ehemannes gekommen, um etwas Geld für die Familienkasse zu retten. Dabei gab es manchmal sehr unschöne, lautstarke und auch handgreifliche Szenen.

Wenn die Väter ihr Bier Zuhause tranken, dann wurde das Getränk für sie von ihren Kindern in einem eigenen Bierkrug aus der Gastwirtschaft geholt. Dort gab es sogenannte Schankfenster, durch die der gefüllte Krug herausgereicht wurde.

Wir liefern den „Res“ zu Hause ab

Als wir schon etwas älter waren und abends auch ausgehen durften, da mussten wir zu mitternächtlicher Stunde ab und zu manchem uns gut bekannten Erwachsenen bei seinem Heimweg von der Gaststätte unterstützende Hilfe leisten.

Mehrmals auch unserem „Res“, der im 1. Stock in der Königsbühlstraße wohnte. Er hatte eine kleine, liebenswerte Frau, die Margarete (Marcharet), die wir aber zu mitternächtlicher Stunde mehrmals ganz anders erlebt hatten.

Als wir einmal den „Res“ auf seinem Heimweg von der Wirtschaft Wolfsschlucht zu seinem Haus unsicher gehen sahen, brachten wir ihn heim.

Vor seiner Haustüre überhörten wir jedoch seinen eindringlichen Hinweis:

„Boum, geht's net weiter mit mir zu meiner Wohnung, i kumm scho naaf in mei Wohnung! Boum, mei Marcharet, mei Marcharet.“

Hilfsbereit schleppten wir ihn trotzdem nach oben, läuteten und wollten beim Öffnen der Türe zu seiner Frau freundlich sagen: „Guten Abend, Frau W., wir bringen ihren Mann!“ Doch dazu kam es nicht mehr.

Bevor wir uns versahen hatten mein Freund und ich links und rechts eine kräftige Watschen im Gesicht und der „Res“ ebenfalls. Ihre Schläge wurden noch begleitet von dem Satz: „Schau, dass rei kummst, du bsuffn's Wongscheitla.“ (das „Wongscheitla“ ist ein Teil an einem landwirtschaftlichen Fuhrwagen). Und hinter der geschlossenen Wohnungstür hörten wir nochmals das Klatschen weiterer Watschen. Wir hörten den „Res“ nur immer wieder laut jammern: „Oh, Marcharet, oh Marcharet!“

Beim nächsten Mal waren wir dann klüger. Wir ließen den „Res“ bereits auf der Straße und auf der Treppe sein Lied „Oh, Marcharet, oh, Marcharet“ laut singen, brachten ihn bis vor seine Wohnungstür, läuteten und verschwanden dann ganz schnell. Aus sicherer Entfernung hörten wir dann das berechtigte Schimpfen seiner Frau und die dazugehörigen Schläge. Der Res jammerte wie immer: „Oh, Marcharet, oh, Marcharet!“

Der Club wird Deutscher Meister

Wie schon mehrmals erwähnt, verbrachten wir viel Zeit mit Fußball- und Handballspielen auf dem Altdorfer TV-Sportplatz an der Jahnstraße.

Vorbild waren für uns die Spieler des 1. FC Nürnberg. Der Club war unser Lieblingsverein. Und auch das durften wir Kinder 1948 erleben:

Die erste deutsche Fußballmeisterschaft nach dem Zweiten Weltkrieg entschied der 1. FC Nürnberg für sich. Die von uns hoch verehrten „Clubberer“ besiegten am 8. August 1948 in Köln vor 75.000 Zuschauern den 1. FC Kaiserslautern (mit den Brüdern Ottmar und Fritz Walter) mit 2:1 und waren damit Meister der Westzonen.

Wir saßen damals gespannt am Radio und hörten wie Conny Winterstein den Club in Führung brachte, Hans Pöschl auf 2:0 erhöhte und dann ein Eigentor von Hans Übelein den FC. Kaiserslautern auf 1:2 heranbrachte.

Für uns war das danach ein Anlass auf dem Sportplatz in Altdorf, oder auf dem Pausenhof unseres Gymnasiums in Nürnberg, nun immer Fußball „Nürnberg gegen Kaiserslautern“ zu spielen.

Wir kannten alle Clubspieler namentlich

Natürlich kannten wir damals alle Clubspieler namentlich, sie waren die Helden unserer Jugendzeit. Und ein jeder fussballbegeisterte Jugendliche in Altdorf kannte auch die Aufstellung der Siegermannschaft von 1948:

Im Tor: Eduard (Edi) Schaffer
In der Verteidigung: Hans Übelein und Adolf Knoll
Die Läuferreihe: Gerhard Bergner, Georg (Schorsch) Kennemann und Robert Gebhardt.
Im Sturm: Helmut Herboldsheimer, Max Morlock, Hans Pöschl, Konrad Winterstein und Georg Hagen.

Kapitän der Mannschaft war Robert Gebhardt, der „Zapf“.

Unsere Idole waren die beiden Torwarte Heiner Stulfauth und Edi Schaffer, der eisenharte Mittelläufer Georg (Schorsch) Kennemann und vor allem der spätere Nationalspieler Max Morlock.

150.000 Menschen empfingen an einem Sonntag im August 1948 in Nürnberg die siegreiche Mannschaft. Auch wir waren von Altdorf mit unseren Fahrrädern nach Nürnberg gefahren und jubelten dort unseren Fußballhelden zu.

Es war damals beim Empfang eine begeisternde und fröhliche Stimmung.

Nationalspieler Max Morlock im Altdorfer Wichernhaus

Die verletzten Spieler des 1. FC Nürnberg wurden damals in der Orthopädischen Klinik des Altdorfer Wichernhauses von Professor Dr. Franz Becker und seinem Ärzteteam behandelt, oder operiert. Dort fanden auch die entsprechenden Reha-Maßnahmen statt.

Kurz vor ihrer Entlassung trainierten die Spieler dann oftmals auf dem kleinen Sportplatz des Wichernhauses beim Schwesternheim.

Wenn sie dort aktiv waren sprach sich das bei uns Kindern in Altdorf sehr schnell herum und die echten Fußballfans waren bald darauf zur Stelle.

Es war immer ein Riesenspaß mit den Clubspielern und vor allem mit dem späteren Nationalspieler Max Morlock, den wir duzen durften, zu spielen.

Wenn wir einen von ihm geschossenen Elfmeter hielten, dann gab es 10 Pfennig als Belohnung von ihm. Da der Max ein echter Kinderfreund war, hat er meistens so geschossen, dass wir den Strafstoß halten konnten.

Grundgesetz in Deutschland verabschiedet

Zu einem wichtigen Tag in der Geschichte Deutschlands wurde der 23. Mai 1949. Die staatliche Ordnung im Land wurde ab diesem Zeitpunkt durch die Verabschiedung des Grundgesetzes von fast allen deutschen Landtagen in den drei Westzonen neu geregelt. Nur der bayerische Landtag hatte die Fassung abgelehnt, Damit war für unser Empfinden - ich war damals 14 Jahre alt - die von den Nazis geprägte Vor- und Kriegszeit auch formell zu Ende.

Mit Hilfe unseres Geschichtslehrers im Gymnasium („Wir sind auf einem guten Wege in die Demokratie“) hatten wir Jugendliche dieses wichtige Ereignis und die erste nach dem Zweiten Weltkrieg am 14. August 1949 stattfindende Bundestagswahl jedenfalls so gesehen und auch eingeordnet.

Der legendäre „Bauernprofessor“ Georg Kratzer gestorben

1949 starb der auch in Altdorf bestens bekannte „Bauernprofessor“ Johann Georg Kratzer im Alter von 64 Jahren.

Der 1885 geborene Johann Georg Kratzer aus Gspannberg war zwar kein Altdorfer, aber fast jeder kannte ihn in unserer Stadt als das Rechengenie. Auch wir Kinder. Als kleiner Junge ist er auf dem elterlichen Hof vom Scheunenboden gefallen, seither war er körperlich und geistig zurückgeblieben. Nur das Rechnen beherrschte er ab diesem Zeitpunkt wie kein anderer. Deshalb wurde er von den Leuten auch der „Bauernprofessor“ genannt.

Wenn der „Girgl“ (andere nannten ihn auch „Girch“, oder „Schorsch“) durch Altdorf ging, dann fragte er die Leute nach ihrem Geburtstag und rechnete ihnen sofort vor, seit wie vielen Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Minuten und Sekunden sie schon auf der Welt sind. Für seine Berechnung erhielt er von ihnen als Belohnung dann immer ein Zehnerl oder eine Zigarette.

Sein Rechengenie sprach sich sogar bis nach München herum.

So tauchte eines Tages während des Krieges - so wurde es mehrmals von den Erwachsenen erzählt - auf dem Kratzerhof in Gspannberg eine Gruppe Münchner Journalisten auf, die einen Bericht über ihn schreiben wollten.

Einer der Reporter stellte ihm die Frage:

„Wie viele Monate, Wochen, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden jemand hinter sich gebracht hat, der an einem 10. August sein 36. Lebensjahr vollendet hat?“.

Die Antwort des Kratzers-Schorsch kam wie aus der Pistole geschossen:

432 Monate, 1.873 Wochen, 13.149 Tage, 315.576 Stunden, 18.934.560 Minuten, und 1.236.073.600 Sekunden.

Die Münchner schauten in ihre Unterlagen und teilten dem Schorsch mit, dass er sich leider verrechnet habe. Er antwortete ihnen aber sofort: „Meine Herren, sie haben die neun Schaltjahre vergessen, die man mit 36 Jahren erlebt hat, die müssen Sie noch berücksichtigen“.

Erstes Wallenstein-Festspiel nach dem Krieg

Die Erwachsenen haben uns auch immer wieder erzählt, dass es in Altdorf früher schon das Wallenstein-Festspiel gab, an dem sie schon mitgespielt hätten.

1950 fand dann auch erstmals nach dem Kriegsende wieder dieses beliebte Altdorfer Festspiel statt, organisiert vom Heimat- und Verkehrsverein Altdorf. Wir Kinder waren vor allem begeistert vom Festzug auf dem Marktplatz,

Ab 1952 wurden die Spiele dann im dreijährigen Turnus durchgeführt.

Im gleichen Jahr gründete sich auch die Theatergruppe des Vereins, die Wespen.

Erstmals in Altdorf/Uri

Auch größere Reisen waren nach und nach wieder möglich.

Mit einem (sehr teuren) Reisepaß konnte man sogar ins Ausland fahren. Somit konnte ich mir auch meinen größten Wunsch erfüllen, einmal in die Schweiz nach Altdorf/Uri zu reisen.

Der mir von einem CVJM-Treffen her bekannte Sekretär des CVJM Luzern in der Schweiz, Hans Schelker, hatte mich im August 1951 für eine Woche nach Luzern eingeladen und mir auch für die Zugfahrt eine Fahrkarte geschickt.

Wir wollten beide eine Freizeit für den Altdorfer CVJM 1952 organisieren und auf meinen Wunsch hin, auch die Kantonshauptstadt Altdorf/Uri besuchen.

Es wurde für mich als 16-Jähriger eine lange und sehr aufregende Zugfahrt von Altdorf nach Luzern. Doch ich kam gut und wohlbehalten an.

Mit Hans Schelker fuhr ich dann von Luzern mit dem Schiff auf dem Vierwaldstätter See nach Flüelen. Wir besuchten in Altdorf/Uri den Pfarrer der evangelisch-reformierten Kirche und machten auch einen Rundgang durch das sehenswerte Dorf. Dabei sah ich erstmals das berühmte Telldenkmal.

Im Rathaus wurde uns der repräsentative Sitzungssaal gezeigt und auch ein Kaffee serviert. Ich war beeindruckt und glücklich diese hilfsbereite Schweizer Gemeinde und einige ihrer liebenswerten Menschen erstmals näher kennenlernen zu dürfen.

Leider konnten wir nicht mehr mit der damaligen Straßenbahn von Flüelen nach Altdorf fahren, den die hatte leider im Mai 1951 ihren Betrieb eingestellt.

Der schwierige Grenzübertritt damals

Eine Landesgrenze zu überschreiten war damals schwierig. Herz und Puls schlugen höher wenn man der Grenzstation näher kam, oder mit einem „Grenzer“ zu tun hatte.

Eine Landesgrenze durfte nur mit einem Personalausweis („Kennkarte“) an einem offiziellen Grenzübergang und nach einer intensiven Kontrolle, auch des Gepäcks, überschritten werden.

Im Zug, auf dem Fahrrad, oder zu Fuß im Gebirge war es immer ein Abenteuer nahe an eine Landesgrenze zu kommen, oder sie zu überschreiten.

Selbst in den Bergen waren die Landesgrenzen zwischen Deutschland, Österreich und Italien bei unseren Bergtouren in den Stubaier- und Ötztaler Alpen streng bewacht. Manchmal hatten sich die „Grenzer“ im Gebirge in den Latschenfeldern gut versteckt und uns beim Auf- oder Abstieg plötzlich überrascht.

Wurden wir z. B. an einem Grenzstein bei den bei uns Jugendlichen sehr beliebten Fotoaufnahmen erwischt, bei denen wir mutig mit einem Fuß in Deutschland und mit dem anderen im Ausland standen, gab es eine Geldstrafe, oder eine lautstarke Ermahnung. Davon laufen hatte keinen Sinn, denn es wurde auch geschossen, oder wir wurden über die vermeintlich sichere deutsche Grenze auch verfolgt.

Besonders schlimm war das an den Grenzen zu einem Ostblockland (Jugoslawien, Tschechoslowakei, Ungarn, DDR etc.), bei dem es bei den Kontrollen sogar Festnahmen gab. Sie konnten aber meistens durch Zahlung eines größeren DM-Betrags (Bestechungsgeld) an der Grenze wieder aufgehoben werden.

Deshalb mussten wir besonders bei unseren beliebten Wanderungen im Bayerischen- und Oberpfälzer Wald an der Grenze zu Böhmen (CSSR) sehr vorsichtig und diszipliniert sein.

Für die Einreise in einige Länder in Europa (und auch ausserhalb) war auch ein Visum vorgeschrieben, das man beim deutschen Konsulat beantragen konnte und das viel Geld kostete.

Lebensmittelkarten werden abgeschafft

Nach der Währungsreform im Juni 1948 kam dann der Warenfluss nach und nach immer besser in Gang und der Verkauf über die Lebensmittelkarten wurde besser.

Die Lebensmittelkarten wurden dann am 1. Mai 1950, zwei Jahre nach der Währungsreform in Deutschland, von der amerikanischen Militärregierung endgültig abgeschafft.

Es kann sich heute niemand mehr vorstellen, was das für eine wichtige Entscheidung für die Menschen war. Frei einkaufen können, toll!

Vorbei war die wirtschaftliche Not und vor allem die große Mangelwirtschaft.

Die neue katholische Kirche wird gebaut

Bei der Integration der überwiegend katholischen Neubürger aus den deutschen Ostgebieten war auch die katholische Kirchengemeinde in Altdorf aktiv.

Pfarrer Meyer und sein Nachfolger Anton Probst sorgten dafür, dass aus der kleinen 1894 erbauten Altdorfer Kirche, durch Neu- und Umbaumaßnahmen von 1951 bis 1954 die größere Dreifaltigkeitskirche in der Neumarkter Straße wurde.

Damit konnten die sonntäglichen Gottesdienst wieder ordnungsgemäß durchgeführt werden.

Der Lastenausgleich

Auch das war eine wichtige Entscheidung für den sozialen Frieden:

Fritz Schäffer, erster Bayerischer Ministerpräsident nach dem Zweiten Weltkrieg, war überzeugt: Es muss im kriegsverwüsteten Deutschland mit den 12 Millionen Heimatvertriebenen eine Umverteilung des Vermögens geben.

Damit kam es 1952 in der jungen Bundesrepublik zur größten Umverteilungsaktion, die je in einer freien Marktwirtschaft stattgefunden hat.

Nach heutigem Geldwert (2023) wurden 60 Millionen Euro aus Kreditgewinn-, Vermögens- und Hypothekenabgaben eingezogen und an Millionen Mittellose ausgezahlt. Dieses Gesetz zum sogenannten Lastenausgleich trat am 1. September 1952 in Deutschland in Kraft.

Der Bundestag verabschiedete das Gesetz gegen die Stimmen von SPD und KPD. Die SPD begründete ihre Ablehnung vor allem mit der verhältnismäßig geringen Abschöpfung der wirklich großen Vermögen.

Fast drei Millionen betuchte deutsche Bürger zahlten damals in den Ausgleichsfond ein. Sie hatten die Hälfte ihres Vermögens abzutreten, gestreckt auf 30 Jahre in vierteljährlichen Tranchen von rund 0,4 Prozent. Von einer Teilenteignung konnte nicht die Rede sein, denn von der Vermögenssubstanz ging kaum etwas verloren.

Dankbare Menschen beim Wallenstein-Festspiel

Ich saß beim Nachspiel des Wallenstein-Festspiels 1952 hinter einer Gruppe von 50 älteren Menschen aus Nürnberg.

Als die Schauspieler im Nachspiel zum Dank für die Rettung Altdorfs das Kirchenlied „Nun danket alle Gott, mit Herzen Mund und Hände“ sangen, da erhoben sie sich spontan, fassten sich an den Händen und sangen alle laut dieses Danklied mit.

Eine Frau sagte mir später beim Verlassen der Tribüne:

„Wir haben alle im Krieg in Nürnberg Schreckliches erlebt, bei den Fliegerangriffen und auch bei der Einnahme unserer Stadt durch die Amerikaner. Wir wollten mit dieser Geste Gott dafür dankbar sein - so wie die Schauspieler in diesem Spiel - dass für uns alles so gut ausgegangen ist.“

Der Volkstrauertag in Altdorf

Aus dem Heldengedenktage des Dritten Reiches in der Kriegszeit wurde ab 1952 der sogenannte Volkstrauertag am vorletzten Sonntag des Kirchenjahres. Dabei wird an die Opfer des Nationalsozialismus, an Vertriebene und Flüchtlinge sowie an die Toten der beiden Weltkriege gedacht. Dazu erfolgte auch wieder die Halbmastbeflaggung mit Trauerflor aller städtischen Dienstgebäude in Bayern.

In den beiden Altdorfer Kirchen fanden dazu vorher Gottesdienste statt und dann versammelten sich viele Altdorfer Menschen - Abordnungen der Vereine, des VdK, der Bundeswehr und der Kirchen - vor dem Kriegerdenkmal auf dem kirchlichen Friedhof zur Feierstunde zum Volkstrauertag.

Mitgestaltet wurde die Gedenkfeier immer von der Stadtkapelle, dem Posaunenchor und dem Gesangsverein Liedertafel. Die Gedenkrede hielt früher der 1. Vorsitzende des VdK, später dann der Altdorfer 1. Bürgermeister. Emotionaler Höhepunkt ist immer noch die Kranzniederlegung, musikalisch begleitet vom Lied „Der gute Kamerad“. Auch wenn dieses Lied aus der Nazizeit stammt, jedesmal erfüllt beim Abspielen die Zuhörer auch heute noch eine große Ergriffenheit und viele weinen. Der Volkstrauertag ist auch heute noch ein Tag der Erinnerung und der Trauer.

Das Lied „Der gute Kamerad“

Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nicht.
Die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite,
(: In gleichem Schritt und Tritt. :)

Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir?
Ihn hat es weggerissen, er liegt mir vor den Füßen,
(: Als wär's ein Stück von mir. :)

Will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben, bleib' du im ew'gen Leben
(: Mein guter Kamerad! :)

Text: Ludwig Uhland, 1809, Tübingen. Vertonung: Friedrich Silcher, 1825, Tübingen

Gedanken zum Lied

In den beiden letzten Kriegsjahren begleite ich meine Mama immer zur Teilnahme am alljährlichen Heldengedenktage und hielt ihr beim Abspielen des Liedes vom „Guten Kameraden“ immer fest die Hand. Sie weinte dabei heftig, wie auch alle anderen anwesenden Frauen, und diese spürbare Trauer übertrug sich auch auf mich. „Ein deutscher Junge ist stark und weint nicht!“ hämmerte es dabei in meinem Kopf. Ich weinte nicht und ließ mich von der spürbaren Traurigkeit auch nicht anstecken, drückte mich aber an meine Mama.

Als ich als junger Mann im Posaunenchor und in der Stadtkapelle mitspielte und an der musikalischen Ausgestaltung der Feier zum Volkstrauertage mitwirkte, da liefen mir beim Spielen des „Guten Kameraden“ oftmals die Tränen über mein Gesicht. Keiner hat es gesehen, oder bemerkt.

Die Erinnerung an meinen in Russland gestorbenen Papa und an meinen Sohn Reinhard, der als Bundeswehrosoldat am 25. Oktober 1982 bei der Fahrt zu seiner Kaserne nach Hammelburg tödlich verunglückte, waren mir immer sehr nahe.

Als ich dann älterer war, da habe ich dann beim Abspielen des Liedes mehrmals einem Gleichaltrigen oder Älteren, tröstend den Arm um seine Schulter gelegt und wir haben beide zusammen geweint.

Es waren Tränen der Erinnerung an einen im Zweiten Weltkrieg verstorbenen lieben Angehörigen. Leid verbindet eben.

Es klingt vielleicht etwas seltsam, aber heute bin ich dankbar für dieses Lied. Es gab uns Hinterbliebenen beim Abspielen immer, trotz aller Traurigkeit, auch Trost in unserem Leid und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit; auch der Text, selbst wenn das die meisten Menschen heute nicht mehr nachvollziehen können.

Zwar löste dieses Lied beim Anhören jedesmal traurige Erinnerungen aus, aber man war beim Zuhören seinen Verstorbenen so nahe, wie bei einem tröstenden Kirchenlied. Ja, das Lied „Ich hatt' einen Kameraden“ konnte trösten, aber auch sehr traurig machen. Vielleicht verstehen diese Gedanken zum Lied aber auch nur Menschen, welche die Schrecken des Zweiten Weltkrieges erlebt haben.

Das Kriegerdenkmal wird zum Grab der Vermissten und Gefallenen

Ein Problem blieb durch das Vermisstsein meines Papas weiterhin, es gab für uns kein Grab, an dem wir stehen und über seinen Tod trauern und weinen konnten. So wurde das Kriegerdenkmal auf dem kirchlichen Friedhof in Altdorf für uns zur Grabstätte unseres in Rußland vermissten Vaters.

Das galt auch für viele weitere Altdorfer Familien, die hier am Kriegerdenkmal das Grab ihrer gefallenen oder vermissten Angehörigen sahen.

An dieser Gedenkstätte stand ich jahrelang fast jede Woche mit meiner Mutter und Schwester weinend, traurig und verzweifelt. Von meiner Mutter hörte ich immer wieder die Worte: „Warum nur, warum?“

Furchtbare Lebensschickssale

Wenn man nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 am Friedhof, oder auf dem Altdorfer Marktplatz Menschen begegnete und mit Ihnen ins Gespräch kam, dann erzählten einige von ihnen immer wieder ihre gleiche von Angst und Schrecken geprägte persönliche Geschichte aus der zurückliegenden Kriegszeit.

So erzählte uns ein Mann aus einem Dorf bei Altdorf, wie drei seiner Kameraden bei der Invasion der alliierten Streitkräfte am 6. Juni 1944 in der Normandie in Frankreich bei einer Feuerpause ihre Köpfe kurz aus dem Schützengraben hoben und dann nach einer plötzlichen Gewehrsalve des Feindes tot neben ihm lagen. Manchmal brach er bei seiner Erzählung immer noch in Tränen aus und weinte.

Ein Altdorfer Gastwirt, der bei der Marine war, berichtete vom Untergang des mit Flüchtlingen völlig überladenen Schiffes Wilhelm Gustloff. Es versank am 9. Februar 1945 nach heftigen Beschuss durch die Russen mit weit über 9.000 Menschen an Bord in der Ostsee.

Ein aus Nürnberg nach Altdorf zugezogener älterer Mann erinnerte sich immer unter Tränen an einen Fliegerangriff 1944 in Nürnberg, bei dem 20 Menschen neben ihm im Luftschutzkeller durch den flüssigen Phosphor verbrannten und nur er überlebte.

Von einer älteren Flüchtlingsfrau erfuhren wir, dass ihr kleiner Enkel bei der Flucht 1945 aus Tschechien unbemerkt vom Leiterwagen in den Schnee gefallen war und Stunden später von fremden Menschen entdeckt und mitgenommen wurde. Über das DRK (Deutsche Rote Kreuz) bekam sie ihn Monate später zurück. Seine Eltern hatten die Flucht leider nicht überlebt und waren beide gestorben.

Mein Schwiegervater erzählte mir mehrmals, wie er nach dem Fliegerangriff am 10. August 1943 auf den Nürnberger Stadtteil Wöhrd, Tag für Tag mit dem Fahrrad nach Nürnberg fuhr, um mit einem Freund aus Altdorf seine verschüttete Tochter Gunda auszugraben. Und sie dann tot unter den Trümmern fand.

Über Details zu diesem schrecklichen Geschehen konnte er aber nie mit mir reden. (Näheres dazu auf Seite 65)

Das Kriegsgeschehen ist bis heute nicht verarbeitet

Nach den bewegenden Erzählungen dieser Altdorfer Menschen waren sie dann bei uns Kindern wieder zurück,
die tiefen Schatten unseres Schicksals,
die schrecklichen Erinnerungen an die vergangene Kriegszeit,
an Entbehrungen, Hunger und Kälte, an Sprachlosigkeit, Vertreibung und Flucht,
an unsere Väter, die im Krieg geblieben sind,
an unsere Mütter, die auf sich selbst gestellt waren
und an das verwüstete Europa mit über 60 Millionen Toten.

Das Erlebte ist zwar vorbei, aber leider sind Depressionen und Angststörungen bis heute geblieben und das Geschehen ist nicht verarbeitet. Und das ist bei vielen alten Menschen - nicht nur in Altdorf - bis zum heutigen Tage noch so geblieben.

In diesem Spannungsfeld zwischen der Aufwärtsentwicklung unseres Landes und den Erinnerungen an die zurückliegende Kriegszeit mussten wir damals zurecht kommen. Auch ich bin dankbar diese schwierige Kriegs- und Nachkriegszeit bewältigt zu haben, auch wenn die Ereignisse von damals, bis heute die Begleiter meiner Lebensgeschichte geblieben sind.

Letztmals kommen Kriegsgefangene in Nürnberg an

Am 12. und 15. Oktober 1955 stand ich mit meiner Mutter wieder einmal im Nürnberger Hauptbahnhof, als dort am Bahnsteig 5 einige der letzten von 39.000 entlassenen Kriegsgefangenen aus Russland mit einem Sonderzug ankamen.

Es war wie immer der gleiche Ablauf:

Wenn der Zug aus dem Durchgangslager Friedland einfuhr, ertönte aus den Lautsprechern das Lied "In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen". Nachdem der Zug hielt, drängten sich die Menschen erwartungsvoll an die Fenster und Türen des eingefahrenen Zuges und hofften den geliebten Vater, Ehemann oder Sohn zu sehen und ihn später glücklich in die Arme schließen zu können.

Während einige diesen Glücksmoment wirklich erlebten, hielt ich mehrmals ein postkartengroßes Foto meines vermissten Vaters nach oben und fragte einige der Heimkehrer, ob einer etwas über ihn wisse. Doch die Angesprochenen schüttelten leider immer nur den Kopf.

Mit meiner weinenden Mutter und meiner kleinen Schwester fuhr ich dann mit dem Zug wieder traurig und enttäuscht zurück nach Altdorf. Die Hoffnung den geliebten Vater in die Arme schließen zu können, hatte sich wieder nicht erfüllt und wir wussten, dies war der letzte Gefangenentransport aus Rußland.

Über 30.000 Kriegsgefangene aus Russland kehrten bis Anfang 1956 zurück nach Deutschland. Mein Papa war leider nicht dabei.

Nachforschung über das Schicksal meines Vaters

1955 begann ich dann ernsthaft nach dem Schicksal meines Vaters zu forschen.

Über den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) habe ich die Anschriften von Major Bibel in Nürnberg und auch die von Vaters Kompaniechef in Regensburg (seinen Namen habe ich leider vergessen) mitgeteilt bekommen.

Nach Gesprächen mit ihnen, habe ich dann die traurige Wahrheit erfahren müssen, dass mein Vater den Krieg in Russland wahrscheinlich nicht überlebt hat. Sie schilderten mir den Ablauf des Kriegsgeschehens am 12. März 1944 aus ihrer persönlichen Sicht und ihrer Erinnerung.

Beide und ihre Soldaten der Kompanie wurden damals von den russischen Truppen an einem sehr kalten Tag auf den breiten Fluss Ingoletz nahe der Stadt Cherson (heutige Ukraine) zugetrieben. Bei dieser Flucht wurden sie von hinten pausenlos und schwer beschossen. Mehrere Flugzeuge warfen außerdem noch Bomben auf die flüchtenden Soldaten ab.

Wer im eiskalten Wasser des Flusses nicht abgetrieben wurde und das gegenüberliegende Ufer erreichte, der kam völlig durchnässt in ein Gefangenenlager, das nur einige primitive Zelte und wenige Gebäude oder Baracken hatte. Nur Bibel, als Major, war aufgrund der Genfer Konvention in einem festen Gebäude untergebracht worden und habe dadurch überlebt.

Das Gefangenenlager wurde wenige Wochen später von den Russen aufgelöst, da fast alle Gefangenen gestorben waren. Vielleicht hatten aber einige auch überlebt und waren in ein anderes Lager verlegt worden.

(Näheres dazu auf der Seite 136)

Mama hat nie die Wahrheit erfahren

Meiner Mutter, die ein Leben lang gehofft hatte, dass ihr Ehemann und unser Papa wieder nach Hause kommen würde, habe ich diese für sie so schreckliche Wahrheit nicht sagen können. Ich hatte nie die Kraft und den Mut dazu. Ausserdem hoffte auch ich, dass Papa vielleicht, bei den wenigen Überlebenden war, die in das andere Lager verlegt worden waren.

Am 20. August 1999 ist meine Mutter im Alter von 88 Jahren gestorben, ohne dass sie von mir die Wahrheit über Papas wahrscheinlichen Tod im Lager erfahren hat.

Vater wird amtlich für tot erklärt

Alle unsere Vorsprachen bei der Nürnberger Oberpostdirektion am Rathenauplatz und bei anderen Behörden über Zahlungen endeten immer mit dem Satz: „Frau Holz, lassen Sie ihren Mann beim Amtsgericht Altdorf für tot erklären, dann können wir finanziell mehr für sie und ihre beiden Kinder tun.“

Meine Mutter kämpfte seit Jahren mit sich diesen Schritt zu realisieren.

Dann kam aber immer wieder der Satz: „Was würde Papa denn sagen, wenn er heim kommt und ich hätte ihn für tot erklären lassen? Für mich lebt er noch!“

Ich bat meine Mutter mehrmals, doch das Thema „Todeserklärung von Papa“ zu erledigen. Sie konnte meinen Einwand aber nicht verstehen.

Es kam von ihr immer wieder der Satz: „Unser Papa kommt doch wieder. Vor einigen Tagen habe ich nachts von ihm geträumt, er stand an meinem Bett und sagte lachend, dass er bald wieder bei uns wäre“. Solche Träume hatte meine Mutter ihr Leben lang. Sie schöpfte daraus Kraft für die Bewältigung unseres nicht leichten Alltagslebens und für das baldige Wiedersehen mit ihm.

Ich weiß nicht mehr, was schließlich 1955 für sie den Ausschlag gab, diesen notwendigen aber für sie sicher sehr schweren Schritt zu tun.

Als wir allerdings später die amtliche Todeserklärung des Amtsgerichts Altdorf in den Händen hielten, da war meine Mutter wochenlang nicht mehr ansprechbar, traurig und sie weinte wieder viel.

Finanziell ging es uns aber von da an besser, auch dadurch, dass durch mein Ausbildungsgeld bei der Post ab 1954 noch etwas Geld dazu kam.

Meine Mutter erhielt nun die Witwenpension und gelegentlich auch unterstützende Zahlungen. Papa lebte aber in ihrem Herzen trotzdem noch weiter. Ich schrieb noch mehrmals an das DRK, doch sie konnten Papas Schicksal nicht aufklären.

Die traurige Wahrheit über den Tod meines Vaters

Am 30. Juli 2020 konnten meine Frau Erika und ich im kleinen Kreis (Coronakrise!) unseren 60. Hochzeitstag, die diamantene Hochzeit, feiern.

Einen Tag später kam vom Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) in München die Antwort auf mein erneutes Nachfrageschreiben von 2019 zum Schicksal meines vermissten Vaters in Rußland. Diese Schreiben änderte alles, was wir bisher über unseren in Russland vermissten Vaters wussten.

1944 hatten wir von der deutschen Wehrmachtskommandantur die Nachricht erhalten, dass er nach den schweren Kampfhandlungen am 12. März 1944 nahe der russischen Stadt Cherson am Fluß Ingoletz vermisst sei.

Er und seine Kameraden wurden damals von den russischen Truppen auf den Fluss Ingoletz zugetrieben und von ihnen von hinten und aus der Luft beschossen.

Wer im eiskalten Wasser nicht abgetrieben wurde und das gegenüberliegende Ufer erreichte, der kam in ein notdürftig eingerichtetes Sammellager, das aber bald aufgelöst wurde. Wahrscheinlich waren alle Gefangenen gestorben.

Wie mir der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes nach 76 Jahren aber mitteilte, war alles doch ganz anders! Das Schreiben hatte den folgenden Wortlaut:

Das Schreiben des BRK Suchdienstes

„Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes hat aus den Archivbeständen der Russischen Föderation Akten deutscher Kriegsgefangener und Internierter erhalten, die auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion verstorben sind.

Darunter konnten wir auch Unterlagen für ihren Vater Konrad Holz feststellen.

Aus der in Russisch abgefassten Gefangenenakte geht hervor, dass Konrad Holz am 06.04.1944 in sowjetische Gefangenschaft kam und am 27.05.1944 im Lager Nr. 100, Abteilung Nr. 1, registriert wurde. Unserer Kenntnis nach befand sich das Lager Nr.100/1 damals in Saporischschja, Ukraine.

Konrad Holz ist am 26. Juni 1944 im Spezialhospital an Dystrophie 3. Grades (Unterernährung) verstorben und wurde auf dem Lagerfriedhof in Kapustjanskaja Balka, einem Stadtteil im Stadtbezirk Chortyzja in Saporischschja, Reihe 2, Grab Nr.16, bestattet.

Ob sich in/bei Saporischschja heute noch eine Grabstätte befindet, auf der Gräber deutscher Soldaten erhalten und erkennbar sind, entzieht sich unserer Kenntnis.

In der Anlage zu diesem Schreiben finden sie eine Kopie der zitierten Akte und ein Foto ihres Vaters.

Des weiteren liegen Kartenauszüge zur geografischen Lage des Ortes Chortyzja und Saporischschja, sowie eine Information zu den Kriegsgefangenenlagern in Saporischschja bei, die in Form eines sogenannten „Lagerspiegels“ im Ergebnis von Heimkehrerbefragungen erstellt wurde.

Es war uns wichtig Ihnen diese Gefangenenakte zuzustellen, die ein Zeugnis der letzten Lebensstationen des Gefangenen und zugleich ein letztes persönliches Dokument ihres Vaters ist, auch wenn vielleicht dadurch nochmals alte Wunden aufgerissen wurden.“ Soweit der Inhalt dieses Briefes des BRK München.

Traurige Gewißheit nach über 76 Jahren.

Mit dem übersandten Soldatenbild meines Vaters in der Hand habe ich nach dem Lesen dieses Briefes minutenlang geweint. Doch nun habe ich endgültig Gewißheit über seinen Tod und mit dem 26. Juni 1944 auch seinen Todestag erfahren.

**Rückblick:
Wie und was
haben wir Kinder
damals alles so
gespielt?**

Kinder sind Gäste, die nach dem Weg fragen.

Afrikanisches Sprichwort

Gehe deinen Weg und lass die Leute reden.

Dante Alighieri,
italienischer Dichter, 1265 - 1321

Das Leben der Eltern ist das Buch,
in dem die Kinder lesen.

Aurelius Augustinus,
abendländischer Kirchenlehrer, 354 - 430

Solange die Kinder klein sind, gib ihnen Wurzeln;
sind sie älter gib ihnen Flügel.

Spruchwort aus Indien

Der städtische Sportplatz war unser Jugendtreff

Unsere reichlich vorhandene Freizeit verbrachten wir meistens auf dem Altdorfer Marktplatz, im nahen Rieder Wald, oder auf dem städtischen Sportplatz, das heutige Sportgelände des TV 1881 Altdorf an der Hagenhausener Straße.

Dieser Sportplatz, auf dem nach dem Kriegsende 1945 auch mehrere Panzer und Militärfahrzeuge abgestellt und ein streng bewachtes Nahrungsdepot aufgebaut waren, war der Treffpunkt der meisten Altdorfer Kinder und Jugendlichen.

Auf seinem Spielfeld, auf der Aschenbahn und in der Weitsprunggrube, konnten wir uns sportlich so richtig austoben. Es fanden sich auch immer wieder Erwachsene, die uns die Grundbegriffe der Leichtathletik und des Ballsports beibrachten.

So trainierte mit uns mehrmals der Chef der Firma ETA, Jakob Ellenberger und brachte uns einige Verbesserungen in der Leichtathletik bei.

Auch Fußball haben wir dort schon begeistert gespielt, allerdings nur barfuß, denn für Fußballschuhe hatten wir alle kein Geld.

Vorbilder waren meine Freunde Helmut Müller und Hans Weißkopf, zwei begeisterte "Barfuss-Fussballer", die zeigten, dass man auch ohne Schuhe gut Fußball spielen kann. Gefürchtet waren ihre "Bauernspitzen", das waren Freistöße, die sie mit dem Spann, oder auch nur mit der großen Zehe schossen.

Wir Kinder haben daraus gelernt: Härte gegen uns selbst, im Sport und im Leben, ist unbedingt notwendig zum Überleben in unserem Alltag.

Statt Fußball zu spielen hüteten wir Gänse

Einmal war ein Fußballspiel zwischen den Mannschaften der „Unteren Vorstadt“ (das waren wir) gegen die „Stadt“ angesetzt.

Alle Spieler waren da, ein Ball war vorhanden, ein neutraler Schiedsrichter, nur unser „Stürmerstar“ Helmut Müller (der „Kickers“) kam nicht. Wir warteten und warteten. Als er endlich anmarschiert kam, war er aber nicht allein, sondern in Begleitung von sieben Gänsen. „I kaa heit net mit eich spiel'n, ich mou unsere Gäns häit'n (hüten)“.

Daraufhin wurde das Fußballspiel abgesagt und wir gingen mit ihm und seinen Gänsen auf eine Wiese hinter dem Brauhaus und hüteten sie dort zusammen.

Ja, die Gemeinschaft hatte damals noch einen sehr hohen Stellenwert.

Wir waren begeisterte Radfahrer

Langweilig war es uns Kindern nie, für Abwechslung war fast immer gesorgt, denn es gab rund um Altdorf viel zu entdecken.

Die meisten meiner Freunde hatten bereits ein altes Fahrrad und wir waren trotz unseres jugendlichen Alters alle begeisterte Radfahrer. Bei unseren Fahrten durch die Stadt und in der näheren Umgebung, gehörten die Straßen weitgehend uns, denn es fuhren damals in Altdorf und seinem Umland fast keine Autos.

Beliebt war bei unseren Radtouren vor allem das "Geschicklichkeitsfahren" auf den Wiesen des Röthenbacher Angers, durch die Sandflächen des Hagenhausener Angers, in den großen Sandgruben bei Weißenbrunn und Rummelsberg sowie auf den schmalen Forstwegen des Rieder Waldes

Ebenso pflegten wir das "Querfeldeinfahren" im Schwarzachtal, auf der Dörlbacher Au, oder entlang des alten Ludwig-Donau-Main-Kanals.

Gern sind wir auch nach Rasch gefahren, vor allem durch das Waldgebiet "Roter Baum". Hier konnten wir auf dem schmalen Waldweg abwärts durch die Bäume an das Ufer der Schwarzach "düsen" und dort Steine in den Fluss werfen.

Auf allen Routen machte das Radfahren immer großen Spaß.

Es gab auch Verletzungen

Die Stürze in den Sand, oder auf den Waldboden, verliefen nicht immer harmlos, dadurch hatten wir Buben oftmals größere Wunden an den Knien. Aber auch die auf den Straßen herumliegenden Glasscherben sorgten oftmals für Verletzungen an unseren nackten Fußsohlen.

Die angelegten Spezialverbände aus Breit- und Spitzwegerich waren zwar beim Laufen hinderlich, unterstützten aber unsere Wundheilung.

Waren wir irgendwie noch traurig über die Verletzung, dann wurden wir von unserer Mutter oder Oma noch singend mit dem schlichten Kinderlied getröstet:

„Heile, heile Segen, morgen gibt es Regen, übermorgen Sonnenschein, dann wird alles heile sein (oder: „übermorgen Schnee, dann tut es nimmer weh“).“

Spannende Spiele im Freien

In unserer Kinderzeit gab es viele einfache Spiele, die wir zusammen mit den Nachbarskindern immer gerne im Freien, auf der Straße, vor unserem Haus oder auf dem nahen Sportplatz, gespielt haben.

Zum beliebten "Schussern" mussten wir zuerst die dazu nötigen Schusserlöcher mit den Absätzen unserer Schuhe auf dem geschotterten Weg vor unserem Haus in die Erde drehen. Die zum Spielen notwendigen Schusser waren farbig und aus Ton (heute sagt man Murmeln) und sie mussten beim Spiel in das kleine Erdloch gerollt werden. Wer die meisten hineinbrachte, der hatte gewonnen. Nach dem Spiel wurden die Schusser im sogenannten Schussersäckchen aufgehoben.

Beim "Häusler-Hupf" wurde die dafür benötigte Spielvorlage - das waren aneinandergereihte Vierecke und ein Kreis - mit einem Stock auf den Boden gekratzt. Auf einem Bein oder mit zwei gespreizten Beinen wurde dann nach bestimmten Regeln von Figur zu Figur gehüpft. Da waren Ausdauer und vor allem Gleichgewichtssinn gefordert.

Wir liefen auch gerne auf „Stelzen“ durch die Gegend, die wir uns aus stabilen Holzlatten selbst zusammengenagelt hatten.

Es gab auch noch verschiedene Ballspiele, wie Völkerball, das beliebte Stadt- oder Länderspiel, das Seilspringen mit einer Wäscheleine und Blinde Kuh sowie Räuber und Gendarm („Reiberschanda“).

Ohne Geld und gekaufte Spielsachen haben wir uns damals viele ideenreiche und spannende Spiele gemeinsam ausgedacht und zusammen gespielt. Die meisten hatten noch keinen Fernseher, Internet und Handys waren noch unbekannt.

Trotzdem hatten wir Kinder mit diesen Spielen eine ausgefüllte Freizeitgestaltung und fühlten uns dabei wohl im Freundeskreis.

Papierflugzeuge basteln

Großen Spaß hatten wir auch, wenn wir aus Zeitungspapier ein Flugzeug zusammen bastelten. Wenn Mama dann genervt war vom Ausprobieren der Flugfähigkeit unseres „Fliegers“ im Wohnzimmer, dann gingen wir halt nach draußen in den Garten und zogen dort unsere Flugschau ab. Da passierte es dann allerdings meistens, dass unsere gebastelten Flugobjekte hoch oben in den Zweigen eines Obstbaums landeten, oder über den Zaun davon flogen.

Beliebt war bei stürmischen Wetter draußen auch das sogenannte Weitfliegen, bei dem es auf die am weitesten geflogene Strecke ankam. Dazu gingen wir allerdings auf den benachbarten Sportplatz des TV 1881 Altdorf. Startplatz war dort die sichtbare Mittellinie des Spielfeldes. Doch meistens haben wir sehr bald wieder einen Ball geholt und Fußball gespielt; das war sportlicher und spannender.

Bei schlechtem Wetter wurde im Haus gespielt

Regnete es, dann wurden im Haus die beliebten Brettspiele "Mühle", "Dame", "Halma" und "Mensch ärgere dich nicht" gespielt.

Zum Lesen konnten wir uns einige Bücher aus der Schulbücherei ausleihen.

Die Klassiker waren damals "Heidi", "Das doppelte Lottchen", "Das fliegende Klassenzimmer" und natürlich alle Ausgaben von Karl May.

Eigene Bücher zu haben, oder zu kaufen, das konnten sich nur ganz wenige leisten.

Unsere Malereien auf der Straße

Was vielen Erwachsenen in Altdorf nicht gefiel, das war das bei uns Kindern so beliebte Malen mit bunten Kreidestücken auf den Pflastersteinen, Gehsteigplatten und dem Straßenasphalt. Riesengroß und unübersehbar leuchteten von dort gemalte Häuser, Männchen, Tiere und Worte dem Betrachter entgegen.

Spätestens beim nächsten Regen waren diese kindlichen „Kunstwerke“ allerdings wieder verschwunden. Aber solange musste jeder Altdorfer, der vorbeikam sie wahrnehmen und betrachten.

Der Asphalt war meistens sehr uneben und hart und so gab es beim Malen oftmals schmerzhafte Schrammen an den Knien, oder auch eine durchscheuerte Hose.

Rodelfreuden im Winter

Im Winter waren das Rodeln im Pfaffental und Lenzenberg, eine Schneeburg, oder einen Schneemann im Garten bauen, das Schlittschuhlaufen auf den beiden Weihern vor dem Oberen Stadttor, unsere liebsten Freizeitbeschäftigungen.

Das Pfaffental und der Lenzenberg mit ihren steilen Hängen waren für uns Kinder ein beliebtes Ski- und Rodelparadies. Mit unseren einfachen Holzschlitten fuhren wir auf den von Weihnachten bis März fast immer tief verschneiten Hängen mutig hinab, vor allem auf dem sogenannten „Idiotenhügel“ und dem „Heidnersberg“.

Wir Kinder hatten viele Ideen, damit das Schlittenfahren nicht langweilig wurde.

So wurden mehrere Schlitten zusammengebunden und wir fuhren dann als sogenannter „Eisenbahnzug“ („Zug“) laut johlend den Hang hinunter, ganz Mutige taten dies auch als „Bauchstächala“, das war bäuchlings auf dem Schlitten liegend.

Wenn uns das Schlittenfahren zu langweilig wurde, dann machten wir eine Schneeballschlacht, oder bauten gemeinsam neben der Rodelbahn einen großen Schneemann. Der stand meistens aber nicht lange, denn es war für einige doch zu verlockend ihn mit dem Schlitten umzufahren.

Auch die vom Marktplatz leicht abfallende Untere Brauhausstraße war damals ein echtes aber verbotenes Schlittenparadies.

Das Paffental ein Skiparadies

Auch viele Skifahrer übten im Paffental und fuhren am „Heidnersberg“ schneidig den Hang hinab. Die Meistern von uns hatten allerdings nur selbstgefertigte Holzskier.

Schlittschuhlaufen auf den beiden Stadtweihern

Da in Altdorf der Skilauf noch nicht so sehr bekannt war, wurde das Schlittschuhlaufen auf dem Ross- und Ankerweiher - letzterer auch Stäffeleins- oder Waschweiher genannt - bei uns Kindern sehr beliebt

Wegen der fehlenden stabilen Winterstiefel, an denen die Schlittschuhe damals noch fest angeschraubt wurden konnte nicht jedes Altdorfer Kind zum Schlittschuhlaufen auf den Ross- und Ankerweiher gehen.

Mit einem Vierkantschlüssel, den man an einer Schnur befestigt immer um den Hals hängen hatte, wurden die Schlittschuhe an den Absätzen unserer Schuhe angebracht. Oft brach dabei allerdings beim Laufen auf der Eisfläche der Absatz ab, daher nannten wir unsere Schlittschuhe auch „Absatzreisser“. Wir haben mit ihnen Figuren in die Eisfläche gefahren und auch Eishockey gespielt.

Am Ankerweiher gab es einen Wassereinflaß, der nie ganz zufror und der dort nur sehr dünnes Eis hatte. An dieser Stelle war die Einbruchgefahr natürlich immer sehr groß, aber sie war für uns Kinder besonders reizvoll.

Passierte diese Malheur, dann stand man mit nassen Füßen im Wasser und Körper und Kleidung waren in kürzester Zeit steif gefroren. Das war dann allerdings ein Grund ganz schnell heim zu gehen. Brach ein Kind ein, dann verließen nach der Hilfsaktion meistens alle solidarisch die Eisfläche und gingen nach Hause.

Wurde es finster, dann waren unsere Winterfreuden auf den Altdorfer Weihern zu Ende, denn eine Beleuchtung der Eisfläche gab es nicht. Ein ungeschriebenes Erziehungsgesetz war ausserdem, bei Einbruch der Dunkelheit daheim zu sein, sonst holt dich der „Nachtgieger“, eine gefiederte Phantasie- und Schreckensgestalt.

Das trügerische Eis am Ankerweiher

Unser Lehrer in der damaligen Altdorfer Volksschule dachte damals schon sehr praktisch. Um uns vor den Gefahren des Einbrechens beim Schlittschuhlaufen auf den beiden Weihern vor dem Oberen Tor zu warnen, mussten wir vor den Weihnachtsferien noch alle das Gedicht vom „Büblein auf dem Eis“ von Friedrich Güll (1812 - 1879) auswendig lernen. Trotzdem betraten wir das manchmal noch sehr dünne Eis auf dem Ross- oder Ankerweiher, probierten, ob es tragfähig sei und haben dazu oftmals laut das gelernte Gedicht „Vom Büblein auf dem Eis“ aufgesagt. Meistens hat's geholfen und wir sind nicht eingebrochen.

Vom Büblein auf dem Eis

Gefroren hat es heuer noch gar kein festes Eis.

Das Büblein steht am Weiher und spricht so zu sich leis:

Ich will es einmal wagen, das Eis es muß doch tragen, wer weiß?

Das Büblein stampft und hacket mit seinen Stiefelein.

Das Eis auf einmal knacket und krach, schon bricht's hinein.

Das Büblein platscht und krabbelt als wie ein Krebs und zappelt mit Schrei'n.

O helft, ich muß versinken in lauter Eis und Schnee!

O helft, ich muß ertrinken im tiefen, tiefen Schnee!

Wär' nicht ein Mann gekommen, der sich ein Herz genommen, o weh!

Der packt es bei dem Schopfe und zieht es dann heraus,

vom Fuße bis zum Kopfe nass wie eine Wassermaus.

Das Büblein hat getropfet, der Vater hat's geklopft zu Haus.

Unsere Skisprungschanze am Rascher Berg

Als dann später auch das Skifahren mit unseren selbst gebauten „Brettern“ zu unserer Freizeitgestaltung dazu kam, da marschierten wir ab und zu nach Rasch und bauten uns am Hang des Rascher Berges (oberhalb vom Kindergarten) eine kleine Skisprungschanze. Von ihr sprangen wir mit unseren primitiven Holzskiern und mit vorgestreckten Armen, so wie wir es von den Profis in den Wochenschaufilmen im Altdorfer Kino gesehen hatten, mutig hinab.

Das Ergebnis waren meistens aber fürchterliche Stürze.

Die Altdorfer Weiher, heute und früher

Wenn man von Nürnberg kommend auf das Obere Stadttor zufährt, dann sieht man dort die beiden Altdorfer Weiher: links den Ankerweiher (auch Waschweiher oder Stäpferlesweiher) genannt und rechts den Rossweiher.

Sie sind die letzten verbliebenen Wasserflächen, der im Urkataster aus dem Jahre 1831 verzeichneten Altdorfer Weiher. Daneben gab es früher aber noch

- den „Wehd-Weiher“ in der Oberen Wehd,
- den Kranichsee in der Nähe der Lederersmühle bei der TV-Turnhalle,
- den „Hätscherweiher“ neben dem Ankerweiher.

Auch der Altdorfer Stadtgraben war teilweise geflutet, vor allem hinter dem Pflamtschloss am Schloßplatz.

Der Weiher links vor dem Tor hat verschiedene Namen. In der Stadt ist er als „Stäpferlesweiher“ bekannt, benannt nach den Stufen, die früher zu einer hölzernen Plattform im Weiher hinabführten. Hier wuschen früher viele Altdorfer Frauen ihre Wäsche. Daher auch sein zweiter Name „Waschweiher“. Seinen dritten Namen „Ankerweiher“ nimmt Bezug auf das benachbarte Gasthaus Zum Ankerweiher.

Über den Namen des Rossweiher (rechts) gibt es einige Unklarheiten. Entweder wurden hier regelmäßig die Altdorfer Pferde ins Wasser geführt, oder der Name bezieht sich auf die benachbarte Rossmühle, die es aber heute nicht mehr gibt.

Begeistert von unserer Schneeburg

In unserer Kinderzeit gab es noch echte Winter mit bitterer Kälte und sehr viel Schnee. Den immer reichlich gefallenen Schnee nutzten wir in unserem Garten zum Bau eines Schneemanns, oder einer Schneeburg (Iglu).

Wir waren schon echte und kreative Baumeister bei der Erstellung einer Schneeburg. Dazu wurden zunächst mühsam aus dem im Garten liegenden Schnee viele Rollen geformt, um damit die Mauern unserer Schneeburg zu bauen.

Standen sie, dann kamen noch ein paar Bretter, und eine Schicht Schnee darüber und wir hatten unsere gemütlichen Schneeburg.

Wir zündeten darin einige Kerzenstummel an und saßen dann gemeinsam auf unseren Holzschlitten, freuten uns wie echte Eskimos, sangen und waren glücklich. Warm wurde es uns im Inneren allerdings nicht und meistens bekamen wir nach unserem sitzenden Beisammensein in dieser „Eishöhle“ eine pfundige Erkältung.

Wir bauen zusammen einen Schneemann

Die größte Gaudi war aber immer, wenn wir alle zusammen einen Schneemann bauten, zu dessen Ausgestaltung auch jeder einen Gegenstand beisteuerte. Wenn er im „Rohbau“ stand, dann wurde er von uns nach und nach noch verschönert.

Mit den von uns im Sommer in der Teufelskirche gesammelten Steinen (für die Augen und den Mund), einem ausgedienten kleinen Blecheimer (als Hut), kleinen Holzstücken (für die Ohren) und einer Gelbe Rübe (für die Nase) wurde dann zusammen nach und nach ein perfektes Gesicht gestaltet.

Die Arme bestanden aus zwei Holzplatten, oder zwei ausrangierten Holzbesen. Benutzten wir für die Augen zwei Eierkohlen, dann mussten wir diese nach dem Abschmelzen unseres Schneemanns wieder an die Eltern zum Heizen zurück gegeben. Sie waren nur ausgeliehen, nur ja nichts wegwerfen!

Höhepunkt der Verschönerung war auch die passende Frisur des Schneemanns.

Seine „Igelfrisur“ bestand dann aus vielen dünnen, kurzen Holzstückchen, die wir phantasievoll eindrückten.

„Heetscheln“ ein beliebter Wintersport

Die Weihnachtsferien nach dem Kriegsende 1945 waren für uns Altdorfer Kinder nie langweilig. Neben dem Schlittenfahren an den steilen Hängen im Pfaffental und Lenzenberg, war auch das „Heetscheln“ im Stadtgebiet sehr beliebt.

„Heetscheln“ war das praktizierte Schlittschuhlaufen ohne Schlittschuhe vieler Kinder in Altdorf. Wir rutschten (heetschelten) auf unseren Schuhsohlen freudig die am Boden oftmals spiegelglatten Gäßchen und Steigungen im Altdorfer Stadtgebiet mit Begeisterung hinab.

Beliebte Heetschelstrecken waren damals:

der kleine Abhang des Kappelgraben bei der Pickel-Villa in Richtung Bahnhof, heute sind dort Treppen angebracht;

die Steigung (für uns Kinder war das „der Berg“) im Kappelgraben bei der Wirtschaft zur Eisenbahn (Auershäusla);

das schmale Vitusgässla, die gepflasterte Hermannsgasse und auch die abfallende Rosenaugasse zur TV-Turnhalle

sowie die nassen, meist zugefrorenen Wiesenflächen zwischen der Rieder Straße und dem heutigem Heizwerk am Fürstenschlag.

Verbotenes Schlittenfahren im Stadtgebiet

Besonders beliebt zum Schlittenfahren und auch zum Heetscheln im Stadtgebiet war für uns Kinder aber die vom Hutgeschäft Möller abfallende Untere Brauhausstraße.

Dabei ging unsere Schlittenfahrt vorbei am Lebensmittelgeschäft vom „Hobermeier“, vor dem manchmal rauchend sein von einem Holzvergaser angetriebene Lastwagen stand und an der Metzgerei Meier, in der wir Kinder beim Einkauf mit unserer Mutter immer eine Scheibe Gelbwurst bekamen. Bei der Bäckerei Hassfurther war unsere Schlittenfahrt dann zu Ende.

Leider war die Untere Brauhausstraße eine öffentliche Verkehrsstraße und unsere wintersportliche Betätigung dort war daher nicht gern gesehen, ja polizeilich verboten. Wir fuhren aber dort trotzdem mit unseren Schlitten, oder heetschelten die glatte Straße hinab. Immer zur Flucht bereit, sollte ein Polizist kommen.

War einer im Anmarsch, dann schrie meistens ein Kind immer laut: „Die Poli kumma!“, oder nur: „Polizei, Polizei!“. Da waren wir dann ganz schnell weg, oder versteckten uns mit dem Schlitten hinter einem Haus.

Nur die vielen Altdorfer Flüchtlingskinder waren mit dieser Situation noch nicht so recht vertraut, denn sie kannten die Altdorfer Gegebenheiten noch nicht. Daher bekamen sie von uns gleich den Rat: „Immer ganz schnell Weglaufen, oder sich gut verstecken, wenn du einen Poli siehst, auch wenn du nichts getan hast.“

Wir Kinder waren stolz auf unseren Marktplatz

Wenn wir Kinder dann bei Einbruch der Dunkelheit zusammen über den weihnachtlichen Altdorfer Marktplatz nach Hause gingen, dann waren wir immer beeindruckt von den Girlanden aus Tannenzweigen, die an mehreren Häuserfronten angebracht waren, auch von den vielen in den Fenstern brennenden Kerzen und den Straßenlaternen, die ein warmes Licht verbreiteten.

Auch die am Marktplatz von der Stadt aufgestellten großen und beleuchteten Weihnachtsbäume verbreiteten eine vorweihnachtliche Stimmung.

Wir Kinder lebten damals in Altdorf, trotz der großen Armut und den Problemen der Nachkriegszeit, in einer großartigen Gemeinschaft. Und wir waren auch stolz, Kinder dieser wunderbaren Stadt zu sein. „Schäi, dass ma in Altdorf wohna!“

Freizeitgestaltung mit einem kreativen Dorfschullehrer

Verbrachte ich meine Ferien bei meinen geliebten Großeltern in Dechendorf, dann erlebte ich dort eine ganz andere Welt, ich war bei den Kindern auf dem Lande.

Im benachbarten Dorf Volkersgau befand sich die achtklassige Dorfschule mit einem beliebten und engagierten Lehrer. Seinen Namen weiss ich nicht mehr (er hatte auch keinen Spitznamen), denn er wurde von allen nur mit „Herr Lehrer“ angesprochen.

Uns redete er immer mit „Meine Kinder“ an.

Der „Herr Lehrer“ war immer da und hatte Zeit, fuhr nie in Urlaub, hielt nichts von sportlicher Betätigung und war ein ungemein kreativer und geselliger Mensch.

Sein Lebensmotto war: „Nicht jammern, Kinder, anpacken!“

Auch in den Sommerferien waren wir fast jeden Tag bei ihm und lernten Theoretisches und Praktisches für unser Leben. So zerlegten wir Opas Wecker und auch unsere Fahrräder und bauten alles dann mit seiner Hilfe wieder zusammen.

Er zeigte uns, wie man aus dünnen Holzbrettern Sandalen machen kann.

Das Luxusmodell bestand aus zwei Teilen die mit einem abgeschnittenen Stück aus einem Fahrradschlauch zusammengenagelt wurden.

Manchmal gingen wir mit ihm in den Wald und sammelten Wurzeln, oder krumme Äste um daraus in tagelanger Arbeit einfache „Kunstwerke“ und Figuren als Geschenke für unsere Eltern und Großeltern zu schnitzen und zu formen.

Die schönsten Stücke behielt unser Lehrer allerdings für die Weihnachtskrippe der Schule, die bei der Weihnachtsfeier dann immer neu gestaltet im Mittelpunkt stand.

Aus den Ästen der Weiden am Dorfbach schnitzen wir kleine Flöten („Pfeiferla“), denen wir dann verschiedene Pfeiftöne entlocken konnten.

Zusammen mit den Mädchen sammelten wir Fallobst, pflückten Schwarz- und Preiselbeeren im Wald und kochten dann unter der Anleitung von „Frau Lehrer“ eine schmackhafte Marmelade. Die meisten Buben haben mitgekocht, einige Machos gab es damals aber auch schon, die uns dabei mitleidig belächelten. „Was ihr macht ist doch ein blöder Weiberkram“.

Manchmal ging der Lehrer mit uns auch zu einem Bauernhof im Dorf und erklärte uns dort die anfallenden Arbeiten im Stall und auf dem Felde. Oftmals schüttelte allerdings der zuhörende Bauer bei seinen Erklärungen den Kopf.

Als einmal einer von uns fragte, warum die Gänse im Hof manchmal auf einem Bein stehen, da erklärte er das mit der alten Wetterregel: „Steht die Gans auf einem Fuß, kommt sehr bald ein Regenguß.“ Wir waren mit dieser Antwort zufrieden.

Ein Höhepunkt unserer Ferienaktivitäten war auch immer unser gemeinsamer Gang zum Bach im nahen Wiesengrund oder zum Dechendorfer Dorfweiher. Mit einem Fangnetz durften wir dann eine Forelle oder einen Karpfen im Dorfweiher fischen, sie anschauen und dann wieder ins Wasser zurückgeben. Durch seine Hinweise kannten wir auch sehr bald viele Schmetterlings- und Insektenarten sowie die vielseitige Wiesenflora. Diese Exkursionen mit ihm waren nicht nur informativ, sondern immer auch sehr ausgelassen und fröhlich. Manchmal endeten sie mit einer kurzen Wasserschlacht am Dechendorfer Weiher oder am Bach.

Wenn es regnete, dann wurden in einem Klassenzimmer im Schulhaus Volks- und Kirchenlieder gesungen, Gedichte gelernt (darunter war auch der Rütlichwur aus Wilhelm Tell), Theaterspiele eingeübt, oder Schattenspiele gemacht.

Gott sei Dank, dass es Lehrer wie ihn gab, die nicht nur unsere Freizeit bereicherten, sondern auch unserem Leben Halt und Richtung gaben. Stolz war er auch, dass mein Onkel, der Dorfbub Michael List, in Schwabach das Abitur bestand.

Radrennen zum Milchhäusle in Dechendorf

Mit meinen Freunden in Dechendorf betrieben wir gerne ein sportliches Spiel. In der Scheune meiner Großeltern stand ein Fahrrad mit Bereifung aber ohne Kette. Von ihrem auf einer Anhöhe stehenden Bauernhof führte ein breiter Weg leicht abfallend hinab ins Dorfzentrum. Dieses Wegstück wurde zu unserer beliebten Rennstrecke, mit dem Milchhaus als Ziel. Von einer markierten Linie aus wurde gestartet und ohne zu treten (die Kette fehlte ja) und nur mit Schaukelbewegungen gefahren, was das Fahrrad hergab. Wer das Milchhaus erreichte, der hatte gewonnen. Wer darüber hinaus kam war neuer Rekordhalter.

Fröhliches Drachensteigen

Wenn es Herbst wurde und die Stürme bliesen, dann war für uns die Zeit zum Drachensteigen gekommen. Bereits in den Wochen zuvor hatten wir zusammen einen großen und bunten Drachen aus dünnen Stäben und festem Papier gebaut. Jeder aus dem Freundeskreis leistete dazu seinen fachgerechten Beitrag.

Wenn das Wetter dann gut war und der nötige Wind blies, waren wir nach der Schule unterwegs, um auf dem nahen Sportplatz, oder auf dem Wiesengelände vor dem Rieder Wald unseren bunten Drachen steigen zu lassen. Meistens waren auch noch viele andere Kinder anwesend und es wurde immer ein sportlicher Wettbewerb, wessen Drachen wohl am höchsten in den Himmel steigt.

Beim Hin- und Herlaufen mit dem Drachen und beim an der Schnur ziehen waren laute Kommandos von anderen anwesenden Mädchen und Buben zu hören. Es war ein fröhliches und sportliches Treiben auf der Wiese. Auch wir brachten unseren Drachen immer gut in die Höhe und freuten uns.

Aus Kürbissen wurden Kunstwerke

Irgendwie hatten wir im Freundeskreis immer einen, der im Herbst einen Kürbis besorgte, an dem wir dann gemeinsam unsere künstlerischen Schnitzarbeiten beweisen konnten. Da war dann schon was los, wenn wir uns in einem Gartenhaus, oder im Freien trafen und mit unseren Taschenmessern, ein echter Bub hatte ein solches immer in der Hosentasche, an die Arbeit gingen.

Nach dem wir sehr sorgfältig und langsam die Öffnungen für die Augen, die Nase und den Mund ausgearbeitet hatte, ging es an die Frisur.

Dazu hatte einige meiner Freunde eine Handvoll sogenannter „Sauborsten“ mitgebracht, die bei der Hausschlachtung eines Schweines nach dem Rasieren anfielen und weggeworfen wurden. Oftmals haben wir sie auch gefärbt und dann kunstvoll angeklebt. Beim Anblick dieses Kunstwerks gab es dann viel zu lachen.

Jeder durfte es dann eine Woche zu sich nach Haus mitnehmen und seinen Eltern und Nachbarn zeigen. Wer eine Kerze hatte, der konnte den Kürbiskopf auch von innen beleuchten und vor das Haus stellen.

Kühe hüten war immer aufregend

Viele Eltern meiner Freunde hatten damals eine Kuh im Stall, oder Gänse im Garten. Die mussten natürlich versorgt werden. Die Kuh meines Freundes Xaver Luther trieben wir oftmals auf der Hagenhausener Straße auf eine Wiese hinter dem Brauhaus. Da uns das Treiben der Kuh dorthin langweilig war, durfte ab und zu einer auf ihr reiten. Nach dem mühsamen Aufstieg auf den sattellosen Rücken der Kuh, dabei war die Hilfe aller gefordert, versuchte diese ihre ungewohnte Last schnell wieder abzuwerfen. Es war für den oben Sitzenden wie bei einem Rodeoritt. Auf der Wiese hatte sich dann aber alles wieder beruhigt, bei uns und bei der Kuh.

**Rückblick:
Was gab es
für uns Kinder
in Altdorf alles
zu entdecken?**

Erfolg ist nicht der Schlüssel zur Glückseligkeit.
Glückseligkeit ist der Schlüssel zum Erfolg.
Wenn du liebst, was du tust, wirst du erfolgreich sein.

Albert Schweitzer,
Arzt und Philosoph, 1875 - 1965

Was Kinder brauchen

Jemanden, der mit ihnen staunen kann.
Jemanden, der sich für ihren Entdeckungen interessiert.
Jemanden, der selbst Entdeckungen macht.
Jemanden, der ihnen was zutraut und sie aus eigener Erfahrung lernen lässt.
Jemanden, der ihre Fragen beantworten kann.
Jemanden, der Fragen stellt.
Jemanden, der weiss, dass er nicht alles weiss.
Jemanden, der was zu erzählen hat.
Jemanden mit Phantasie.
Jemanden, der Gelegenheiten erkennen und nutzen kann.
Jemanden, der ihre Begeisterung teilt.
Erwachsene, die selber gerne noch Kind sind.

Gib jedem Tag die Chance,
der schönste deines Lebens zu werden.

Mark Twain,
amerikanischer Schriftsteller, 1835 - 1910

Erinnerungen an die Altdorfer Dreschhalle

Im Sommer war für uns Kinder die Altdorfer Dreschhalle ein beliebter Treffpunkt und auch ein gelegentlicher Arbeitsplatz. Dieser massive Steinbau mit seinem Wellblechdach stand früher am heutigen Parkplatz Bleichanger, neben dem dort neu gebauten Kindergarten der Freien Kindergruppe Altdorf.

1937/1938 wurde sie nach dem großen Brand in unserem Wohnviertel schnell wieder neu aufgebaut, damit das Getreide der Bauern dort gedroschen werden konnte.

Es gab damals noch keine Mähdrescher wie heute, und so mussten die Bauern aus den umliegenden Dörfern ihr geschnittenes Getreide mit dem Fuhrwerk zum Dreschen in die Altdorfer Dreschhalle fahren. An manchen Tagen im August standen auf dem Platz vor der Dreschhalle zehn bis fünfzehn hoch beladene Getreidewägen. Die zeitliche Abwicklung war für die Organisatoren - vor allem für Georg Pühler - eine riesige Herausforderung. Lautstarke Auseinandersetzungen und heftige Streitereien mit den Landwirten waren daher immer vorprogrammiert und blieben nie aus.

Für uns Kinder war die Mithilfe bei den Drescharbeiten gut für die Aufbesserung unseres Taschengeldes. 10 oder 20 Pfennige fielen dabei meistens für unseren mehrstündigen und immer sehr staubigen Arbeitseinsatz ab. Manchmal bekamen wir von den Bauern auch eine Kleinigkeit zu essen, oder auch nur ein Dankeschön für unsere Mithilfe. Ein Verbot der Kinderarbeit gab es damals nicht, wir haben diese Arbeit immer gerne und freiwillig gemacht.

Chef der Dreschhalle war Georg Pühler

Der Chef der Altdorfer Dreschhalle und Koordinator des Dreschereibetriebes, war unser Nachbar Georg Pühler, ein gelernter Elektriker und Fahrradhändler.

Ein freundlicher Mann, der auf seinem Kopf immer - ähnlich wie ein katholischer Bischof - ein randloses, graues Käppchen aus Filz trug.

Wir liebten ihn, weil er sehr oft in seiner Werkstatt in der Jahnstraße unsere defekten Fahrräder - meistens kostenlos - wieder in einen fahrbereiten Zustand brachte.

Sehr oft hatte er bei der Ausübung seiner Tätigkeit in der Dreschhalle mit den Bauern lautstarke - manchmal auch handgreifliche - Auseinandersetzungen, die uns Kindern beim Zuschauen immer großen Spaß machten. Meistens ging es dabei um Sonderwünsche bei der zeitlichen Einteilung des Dreschbetriebes, vor allem an den Wochenenden.

Konnte eine Situation oder Auseinandersetzung nicht gleich gelöst werden, dann praktizierte Georg Pühler immer die gleiche Taktik:

Bevor alles lautstark eskalierte "provozierte" er eine Störung an der Dreschmaschine. Dabei drehte Georg Pühler unbemerkt eine Sicherung heraus, oder setzte mit einem anderen Trick ein wichtiges Teil der Dreschmaschine außer Betrieb. Sofort wurde darauf das laute Motorengeräusch der Dreschmaschine immer leiser und verstummte schließlich ganz. Das war dann für alle Anwesenden eine Katastrophe!

Danach nahm Georg sein "Bischofs-Käppchen" ab, kratzte sich am Hinterkopf, spielte den Hilflosen und ging dann erst einmal in die nahe Gastwirtschaft Zum Schießhaus, die heutige Metzgerei Gerstacker, zu einer Brotzeit.

Nach einer halben Stunde kam er beschwingt zurück und brachte seine defekte Dreschmaschine - wie durch ein Wunder - wieder zum Laufen.

In der Zeit seiner Abwesenheit hatten sich meistens die erhitzten Gemüter der Bauern merklich abgekühlt und der Dreschbetrieb ging dann wieder normal weiter. Von einigen Bauern war dann staunend der Satz zu hören: „Wäi as na immer su hiebringt, der Gerch!“

Der „Abfallhaufen“ des Jackl Fuchs

Gleich hinter der Dreschhalle war der städtische Holzlagerplatz und anschließend an ihn befand sich ein riesiger Schrottbereich.

Davor stand ein kleines Holzhäuschen, in dem ein für uns Kinder alter Mann, unser Nachbar „der Fuchs‘n Jackl“ die meiste Zeit anzutreffen war.

Er lebte vom Verkauf der auf seinem "Blechhaufen" lagernden Gegenstände, die von der Altdorfer Bevölkerung an ihn abgegeben wurden.

Wir durften ihn auch mit "Jackl" und nicht mit "Herr Fuchs" ansprechen.

Wir Kinder suchten auf seinem Lagerplatz oftmals nach Ersatzteilen für unsere ab und zu defekten Fahrräder. Jackl half uns immer geduldig beim Suchen.

Wir bekamen alles kostenlos von ihm und montierten diese Gegenstände dann mit seiner Hilfe an unsere Fahrräder. Wenn wir damit nicht klar kamen, dann half uns Nachbar Georg Pühler in seiner Fahrradwerkstatt in der Jahnstraße.

An manchen Tagen tauchten allerdings immer wieder Polizisten oder andere uniformierte Beamte bei Fuchs auf. Sie durchsuchten gründlich seinen "Blechhaufen" und sprachen oftmals sehr laut mit ihm.

Bei uns Kindern kam bei diesen Überprüfungsaktionen immer große Angst auf, und wir verließen bei ihrem Erscheinen meistens fluchtartig das Gelände.

Die Schießanlage am Bleichanger

Auch die 1939 erbaute Holzbaracke am Bleichanger mit der Schießanlage der Privilegierten Schützengesellschaft Altdorf, war für uns Kinder sehr oft ein beliebter Treffpunkt.

Während der Kriegszeit wurde dort mehrmals in der Woche mit Gewehren und Pistolen auf die etwa 50 Meter entfernten Scheiben geschossen. Die Schützen waren überwiegend Zivilisten und Mitglieder der Privilegierten Schützengesellschaft Altdorf. Kurz vor Kriegsende übten auf dieser Anlage auch die Männer des Altdorfer „Volkssturms“ mit Gewehren und Pistolen.

50 Meter von der Baracke entfernt war ein ausbetonierter Graben, in dem beim Schießen ein Mann stand, der auf einer Tafel die jeweiligen Schießergebnisse anzeigte. Zur Sicherheit befand sich dahinter noch eine hohe Holzwand.

Aus den gleichen Gründen war außerdem entlang unseres Grundstückes auch ein etwa zwei Meter hoher Erdwall angelegt worden.

Hier lagen wir Kinder oftmals und verfolgten interessiert die lauten Schießübungen.

Es hat dort immer ganz schön gekracht. In diesen Erdwall hatten unsere Nachbarn auch den gemeinsamen Luftschutzbunker eingebaut.

In der Schützenbaracke entstand das Altdorfer Leibniz-Gymnasium

Diese Schützenbaracke sollte später noch Geschichte machen.

Mit Beginn des Schuljahres 1951 wurde dort nämlich die "Private Oberrealschule im Aufbau Altdorf" gegründet.

Am 4. September 1951 feierte sie ihre Eröffnung und der Unterricht der ersten Klasse fand in der Baracke der Privilegierten Schützen statt.

In ihr waren ein 10 mal 8 Meter großer Raum vorhanden, der als Klassenzimmer diente und in einem weiteren Raum war ein Lehrerzimmer untergebracht.

Die Initiative der Gründung ging von Professor Dr. Franz Becker aus, dem damaligen Chef der Orthopädischen Klinik im Altdorfer Wichernhaus.

Lehrer und Schulleiter in einer Person war der Nürnberger Studienassessor Konrad Lengenfelder, der spätere Archivar der Stadt Altdorf.

Veränderungen am Bleichanger

Einige Jahre später errichtete man dann hundert Meter neben der Schützenbaracke ein größeres Gebäude, in dem mehrere Klassen des Gymnasiums Platz fanden. Wegen des großen Zuspruchs wurde aber auch das nach und nach zu klein und man plante ein größeres Gymnasium im Altdorfer Schulgelände.

1964 wurde die Holzbaracke neben unserem Haus dann abgerissen und 1985 der Kindergarten der Freien Kindergruppe vom Ankerweiher in das dort neu gebaute Gebäude verlegt.

Das Altdorfer Brauhaus

Östlich von dieser Schützenbaracke stand seit 1895 das rote und auffallende Backsteingebäude des Altdorfer Brauhauses mit seinem Turm.

Es war für uns Kinder ein fast magischer Ort.

Dort waren immer laute Maschinengeräusche zu hören und es duftete nach Malz. Durch die offenen Türen konnten wir die riesigen Metallkessel bestaunen und auch zuschauen, wie das gebraute Bier in Handarbeit in Flaschen abgefüllt und diese dann in die Bierkästen gestellt wurden. Für uns Kinder war das Brauhaus ein interessantes Fabrikationsgebäude mit einer Technik auf höchstem Niveau und das Zuschauen vermittelte immer ein sehr beeindruckendes Erlebnis.

Gestaunt haben wir auch über das Rollen der frisch verpichteten Bierfässer auf der Hagenhausener Straße. Die mit Eisenringen beschlagenen großen Holzfässer wurden zur Isolierung im Brauhaus innen ausgespritzt und geteert und dann von den „Bräuburschen“ auf der Hagenhausener Straße hin und zurück gerollt.

Dabei durften wir Kinder auch gelegentlich beim Rollen der Fässer mithelfen.

Der Brauhausweiher und das Mosthaus

Hinter dem Brauhaus war der große Brauhausweiher.

Die Erwachsenen nannten ihn den „Blachersweiher“, wir Kinder wegen der vielen Kröten in ihm den „Hiidschaweiher“.

Er war immer mit dichtem Grünzeug - dem „Hiidscha-Gwaagere“ - überzogen und von vielen laut quakenden Fröschen besetzt.

Die Kröten waren im Volksmund „die Hiidschn“; der Frosch war ein „Fruusch“.

Ab und zu gab es für den Bademeister des angrenzenden Schwimmbades auch Probleme, wenn nämlich die Frösche aus dem trüben Wasser des Brauhausweihers in das klare Wasser des Schwimmbeckens hinüberhupften.

Im Herbst wurde das Grünzeug abgefischt, damit man im Winter das gefrorene Eis in einem sauberen Zustand gewinnen konnte.

Gegenüber dem Brauhaus stand damals auch das kleine Altdorfer Mosthaus.

Die „Eiserer“ und ihre Arbeit

Interessant war für uns Kinder im Winter auch bei der Gewinnung des Eises aus dem zugefrorenen Brauhausweiher zuzuschauen.

Die Arbeiter des Brauhauses - die „Eiserer“ - sägten das Eis in viereckige Blöcke und zogen es mit ihren langen Stangen, an denen vorne ein Eishaken befestigt war, heraus. Schnell wurde es dann von dort mit Schubkarren in den Eiskeller des Brauhauses transportiert. Die Eisgewinnung war für die Männer des Brauhauses Schwerstarbeit. Von ihnen bekamen wir Kinder oft kleine Eisstücke geschenkt, die wir in unseren warmen Händen zerschmelzen ließen, oder wir leckten daran, als wäre es echtes Speiseeis vom Café Beil.

Froschkonzert auf den beiden Weihern

Das Gelände nach dem Brauhaus und dem Schwimmbad, links und rechts der Hagenhausener Straße, war während des Krieges unbebaut und von ausgedehnten Wiesenflächen geprägt. Zu beiden Seiten der Straße befanden sich zwei kleine Weiher, die von vielen Fröschen besiedelt waren. In den Abendstunden der lauen Sommernächte war von dort immer ein lautes Froschkonzert zu hören.

Hörte man genau hin, dann merkte man, dass es sich bei diesem „Konzert“ um zwei verschiedene Tonarten handelte. Daraus entstand in der Phantasie von uns Kindern - und auch einiger Erwachsener - die Vorstellung, dass es sich beim Quaken der Frösche um katholische und evangelische (lutherische) Frösche handele.

Die katholischen Frösche auf dem rechten Weiher gaben ein breites, behäbiges Quaken von sich, das die Hörer als „Papst, Papst, Papst“ definierten.

Die evangelischen Frösche auf dem anderen Weiher quakten mit einem tiefen Grundton und schneller, das sich anhörte wie „Luther, Luther, Luther“.

Heute lächelt man sicher darüber. Aber damals hatten wir durch diese „katholischen“ und „lutherischen“ Frösche ein fröhliches Hörerlebnis und wir machten uns oftmals im Sommer am frühen Abend noch gemeinsam auf, um dieses „Konzert“ aus nächster Nähe zu hören.

Die beiden Weiher sind heute verschwunden und das ausgedehnte Wiesengelände links und rechts der Hagenhausener Straße wurde mittlerweile durch die vielen Wohnhäuser der Georg-Lowig-Siedlung dicht bebaut.

Für uns Kinder war dieses Gelände damals ein ideales Spielgelände und manchmal haben wir dort auch Futter für unsere Hasen und Gänse geholt.

Kirchweih auf dem Altdorfer Festplatz

Ein weiterer Lieblingsplatz war für uns Kinder auch der sogenannte Festplatz im städtischen Sportgelände, der heutige Spielplatz an der Jahnstraße.

Dort fanden damals größere öffentliche Veranstaltungen und auch die Altdorfer Kirchweih statt. Dazu wurden ein Kettenkarussell, ein Kasperltheater, verschiedene Verkaufsbuden und ein Podium für die Musiker aufgebaut.

Das Karussell wurde noch von starken Männern mit Muskelkraft betrieben. Manchmal schoben aber auch wir Kinder tatkräftig mit.

Hundert Meter davon entfernt - nahe der Altdorfer Dreschhalle - wurde jedes Jahr am ersten Wochenende im Juli im Biergarten des Gasthauses Zum Schießhaus die beliebte Altdorfer Schießhaus-Kirchweih gefeiert. Dazu spielte auch eine kleine Blaskapelle im Biergarten zur Unterhaltung der Besucher auf.

In alten Altdorfer Stadtplänen ist der Altdorfer Festplatz an der Jahnstraße auch als Exerzierplatz bezeichnet.

Viehmarkt auf dem Festplatz

Was uns Kindern dort am Festplatz auch interessierte, das war der mehrmals im Jahr organisierte Viehmarkt mit Auftrieb und Verkauf von Kühen und Ochsen.

Aus Sicherheitsgründen durften wir Kinder allerdings nicht auf dem Gelände sein.

Wenn die Veranstaltung aber lief, dann schlichen wir uns schnell hinein, kletterten auf einen der Bäume dort und beobachteten aus sicherer Entfernung das Geschehen.

Für diesen Viehauftrieb - andere nannten diese Veranstaltung auch „Bullenkörung“ - wurden Tage zuvor zwei lange Reihen aus stabilen Rundhölzern aufgebaut, an denen die Tiere mit Ketten oder Stricken befestigt wurden.

Den kräftigen Bullen waren meistens die Augen mit einem Sack verbunden. In der Mitte des Platzes befand sich ein Kreis, der mit Sägespänen markiert war. In ihm wurden dann die Tiere den anwesenden Bauern vorgeführt. Ein Sprecher informierte mit einem Megaphon über Größe, Gewicht, Preis und über ihre besonderen Merkmale.

Aufregend für uns Kinder wurde es immer, wenn sich ein Tier bei der Präsentation los riss und davonzulaufen versuchte. Da war dann große Hektik, bis es die Bauern wieder eingefangen hatten. Wir waren dann schon immer froh, dass wir uns auf den Bäumen versteckt hatten und dadurch in Sicherheit waren.

Wir waren gerne im Jugendheim in Prackenfels

Gerne waren wir Kinder auch im Erholungsheim Lochmannshof in Prackenfels, das von dem Geschwisterpaar Hirschmann bestens betreut wurde.

Dort gab es allerdings nur Kaffee oder Tee zum Trinken, keinen Alkohol.

1925 wurde aus dem damaligen Bauern- und Einödhof Lochmannshof ein Heim für die evangelische weibliche Jugend in Bayern.

Die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) beschlagnahmte 1943 dieses Haus und nutzte es bis zum Kriegsende 1945 für die Müttererholung.

Nach Kriegsende im April 1945 wurde das geräumige Bauernhaus mit vielen Kriegsflüchtlingen belegt. Die Amerikaner gaben es aber Ende 1945 wieder an das Evangelische Jugendwerk zurück.

Nach der Rückgabe wurde es dann umfassend renoviert. Unter dem Eindruck der Berufsnot der weiblichen Jugendlichen wurden dann dort von 1949 bis 1966 hauswirtschaftliche Kurse und Lehrgänge abgehalten, später nur noch Tagungen und Freizeiten durch die Evangelische Landeskirche.

Der Altdorfer Schweinemastbetrieb

Weit vor dem Krieg stand neben dem Bahndamm, schräg gegenüber der Villa Waldheim, eine Holzwolffabrik. Sie wurde 1926 von der Milchversorgungsanstalt Nürnberg gekauft, die dann in diesem großen Gebäude eine Schweinemast betrieb.

Darin wurden Schweine aufgezogen, gemästet und wenn sie dann schlachtreif waren an die Nürnberger Bevölkerung verkauft. Das während des Krieges erzeugte Fleisch musste allerdings meistens an die Soldaten an der Front abgeliefert werden.

Wenn wir Kinder zum Spielen durch den Röthenbach Wald zum Röthenbacher Anger gingen, dann mussten wir an der nahen Schweinemast vorbei.

Es hat dort immer fürchterlich gestunken. (Siehe auch Seite 104)

Begeistert vom Altdorfer Schweinemarkt

Wenn auf dem Altdorfer Marktplatz etwas los war, dann waren wir Kinder auch immer gleich zur Stelle. Zeit hatten wir ja nach dem Schulbesuch und vor allem in den Ferien genügend.

So besuchten wir nach dem Kriegsende auch gerne den Altdorfer Schweinemarkt, der meistens alle 14 Tage am Freitag auf dem Marktplatz und dort auch vor einigen Altdorfer Gaststätten abgewickelt wurde.

Dazu brachten die Bauern und Viehhändler aus dem Altdorfer Umland ihre Schweine und die jungen Ferkel mit. Es wurden aber auch Ziegen, Schafe, Hasen, Enten, Hühner und kleine Küken zum Verkauf angeboten. Die Standgebühren, so haben uns die Bauern immer seufzend gesagt, waren zwar billig, sie mussten aber immer gleich an Ort und Stelle in bar an einen Beamten der Stadt Altdorf gezahlt werden.

Wir Kinder konnten bei diesem Schweinemarkt alle Tiere hautnah erleben und durften sie meistens auch streicheln und anfassen. Gestunken hat es dort am Marktplatz aber auch immer fürchterlich.

Der Verkauf der Tiere erfolgte bei den meisten Bauern noch mit dem traditionellen Handschlag, der von lauten Kommentaren, manchmal aber auch von Streitereien über den Verkaufspreis, begleitet war.

Beim Umherstreifen an den einzelnen Ständen hatten wir Kinder immer einen sehr anschaulichen Tierkundeunterricht. Es war für uns hier alles wie im Kinderzoo des Nürnberger Tiergartens, doch den kannten wir nur von den Erzählungen der finanziell besser situierten Kinder.

Schweinemarkt: Abgelehnte Hilfe der alkoholisierten Bauern

Gegen Mittag besuchten dann die meisten Bauern die umliegenden Gasthäuser zur Einkehr, die sich nach dem erwirtschaftetem Umsatz und dem damit verbundenen Bierkonsum oft bis zum frühen Nachmittag hinzog.

Es war für uns Kinder dann am Nachmittag immer sehr amüsant anzusehen, wie einige Bauern torkelnd und singend die Gasthäuser verließen und mit großer Mühe sich mit ihren nun leeren Schubkarren oder Leiterwagen an den Heimweg machten.

Dabei hatten einige allerdings große Probleme.

Sie verwechselten die Stadttore und gingen dadurch in die falsche Richtung.

Statt durch das Untere Stadttor nach Rasch, gingen sie durch das Obere Stadttor in Richtung Weinhof, oder umgekehrt.

Wenn wir Kinder die uns meistens bekannten Bauern freundlich auf ihren falschen Weg hinwiesen, dann wurden wir von ihnen - alkoholbedingt - aber nur beschimpft.

Einige meinten, wir wollten sie nur ärgern, und sie gingen dann trotzdem den falschen Weg unbeirrt weiter. Wenn sie dann ihren Fehler bemerkten und eine Stunde später mit ihrer Schubkarre wieder durch das Stadttor auf den Marktplatz zurückkamen, dann wurden sie von uns oftmals laut ausgelacht. Wegen ihres alkoholbedingten Zustands bestand für uns nicht die geringste Gefahr, dass sie uns erwischen oder verprügeln konnten.

Beim nächsten Zusammentreffen auf dem Marktplatz, oder beim Schweinemarkt, waren sie dann wieder nüchtern und hatten diesen für sie so peinlichen Vorfall glücklicherweise vergessen.

Schweinemarkt: Im falschen Gasthof

In Altdorf erzählte man sich auch lange Zeit die folgende Geschichte von einem Bauern, der nach dem Ende eines Bauernmarktes den Gasthof verwechselt hatte.

In den Gasthof Rotes Ross konnte man ebenerdig hineingehen, die Wirtsstube des Gasthofs Nürnberger Hof war dagegen nur über mehrere Treppen zu erreichen. Bei der Einkehr stellten die Bauern ihre Fahrräder meistens im Flur der Gaststätte ab.

Nach dem Besuch des Marktes und dem intensiven Bierkonsum danach, soll ein Landwirt aus einem Nachbardorf beim Aufsteigen auf sein Fahrrad im Flur des Gasthofs, nicht mehr gewusst haben, ob er im Nürnberger Hof, oder im Roten Ross sei. Er stieg auf sein Fahrrad und fuhr vom Flur des Nürnberger Hofes los. Beim Sturz über die Treppen zog er sich aber nur leichte Blessuren zu.

Beim Aufsetzen seines Hutes nach dem glücklich überstandenen Sturz, hörte man ihn dann laut jammern: „Ich hob g'maant i bin bamm Rösslwirt (Gasthof Rotes Ross) und net im Nürnberger Huf“. Betrunkene haben halt doch einen Schutzengel!

Der Altdorfer Bahnhof

Der Bahnhof Altdorf bestand um 1945 aus dem großen Bahnhofsgebäude mit dem Fahrkartenschalter und einem kleinen Warteraum. Südlich davon standen ein weiteres Gebäude für die Übernachtung des Zugpersonals und noch der große „Lokschuppen“, in dem nachts die Dampflok untergestellt war.

Der hatte viele Fenster mit sogenannten Butzenscheiben. Diese kleinen von einer Bleifassung eingerahmten Scheiben waren für einige Altdorfer Kinder mehrmals das Ziel dorthin mit kleinen Kieselsteinen zu werfen.

Nördlich vom Bahnhofsgebäude befand sich ein größeres Holzgebäude mit Rampe und Gleisanschluß. Es war die sogenannte Lagerhalle für den Güterverkehr.

Das zweite Gleis im Bahnhofsgelände diente zum Rangieren der Dampflok.

Sie musste nämlich nach der Ankunft des Zuges wieder an dessen Spitze gesetzt werden. Dieser Rangiervorgang war für uns Kinder immer eine spannende Sache zum Zuschauen. Die Lok war mit dem Lokführer und einem Heizer besetzt.

Wenn der Lokführer gut drauf war, dann ließ er nach dem geglückten Ankoppeln der Lok an den Zug oftmals einen lauten Pfiff ertönen.

Den zur Abfahrt bereitstehenden Zug konnte man nur nach einer Kontrolle an der zu den Abfahrtszeiten geöffneten Bahnsteigsperrre erreichen.

Dazu musste man seine Fahrkarte vorzeigen, sie wurde mit einer Spezialzange geknipst, und erst dann durfte man in den abfahrbereiten Zug einsteigen.

Die Monats- und Wochenkarten brauchte man nur vorzeigen.

Dasselbe Procedere gab es am Abend wieder bei der Ankunft des Zuges.

Wer keine Fahrkarte hatte war ein „Schwarzfahrer“.

Kam man einmal zu spät, dann war diese Sperre geschlossen und man musste zusehen wie der Zug ganz gemütlich den Altdorfer Bahnhof verließ.

Über den Zaun klettern war bei Strafe verboten. Wer es aber trotzdem tat, der hatte am anderen Tag mit dem Bahnhofsvorsteher Ixmeier, oder dem Kontrolleur an der Sperre, Sepp Kraus, ein Riesenproblem.

Einige liefen dann allerdings, vom Bahnhofspersonal unbemerkt, an der Lagerhalle vorbei und sprangen einige Meter dahinter auf den langsam fahrenden Zug auf.

Bei der Heimfahrt von Nürnberg nach Altdorf waren die Steigungen für den von einer Dampflok, Baureihe 64, gezogenen Zug oftmals ein Problem. Die Problemstellen waren die Steigungen vor Hahnhof/Moosbach, im Wald vor Winkelhaid und zwischen Ludersheim und kurz vor Altdorf.

Der vollbesetzte Zug wurde auf den Steigungen immer langsamer und blieb schließlich auf freier Strecke stehen. Dann begann für den Heizer die Schwerstarbeit. Alles, was an Kohlen vorhanden war, wurde in den Kessel der Lok geschaufelt.

Die Lok dampfte und qualmte, einige Zuginsassen stiegen auch aus und standen plaudernd und vor allem kritisierend vor der Lok. Meistens ertönte dann nach einer guten Viertelstunde der Pfiff des Lokführers und unsere Zugfahrt ging weiter.

Manchmal kam der Zug auch auf der Fischbacher Straße kurz vor Altdorf zum Stehen. Die Brücke über die Straße gab es damals noch nicht. Dann stiegen wir allerdings aus und warteten nicht, sondern gingen zu Fuß weiter in die Stadt.

Die beim Postamt Altdorf eingelieferten Briefe und Pakete wurden am Abend mit der sogenannten Bahnpost nach Feucht befördert und dort in den Zug nach Nürnberg umgeladen. Es gab damals noch wenig Beförderung mit einem Postauto.

1952 wurde die gesamte Bahnlinie von Feucht nach Altdorf elektrifiziert und die Steigungen waren nun kein Problem mehr.

Der Altdorfer Marktplatz war unser beliebter Treffpunkt

Zu unserer Kinderzeit war auch der mit groben Pflastersteinen gepflasterte Altdorfer Marktplatz ein beliebter Treffpunkt. Wir konnten dort ungestört spielen, herum rennen sowie am Marktbrunnen und am Löschweiher in der Unteren Brauhausstraße einander mit Wasser vollspritzen.

Am Marktplatz gab es auch noch viele Geschäfte, die uns wohl vertraut waren und in die wir gerne zum Einkaufen gingen.

So konnten wir Kinder beim "Stricker Jakob" alles zum Basteln und Spielen kaufen, unsere Eltern Ausgefallenes für ihren Haushalt. Sein Laden war vollgestopft mit hunderten von Gegenständen, für die Käufer ein Chaos. Beeindruckend war für uns Kinder dann immer, wie schnell „Jakob“ das Gewünschte in seinen Regalen fand.

Im Unteren Torturm befand sich das Milchgeschäft Ziegler und Leonhardt, in dem wir die Milch noch unverpackt kauften und in einer Milchkanne nach Hause trugen.

Der Emmentaler-Käse wurde von der freundlichen Frau Ziegler immer mit einem großen Messer von einem riesigen Käselaiab abgeschnitten.

Beliebt war auch die Drogerie Ranninger in der Badgasse, in welcher der freundliche Verkäufer Schrödel die Bonbons noch einzeln an uns verkaufte.

Auf dem Marktplatz traf man auch die Altdorfer Originale

Auf dem Marktplatz trafen wir auch einige der damaligen Altdorfer Originale:

So den 1885 in Gspannberg (bei Rasch) geborene Georg (Schorsch, Girgl) Kratzer, den „Bauernprofessor“ aus Gspannberg, den fast jeder Altdorfer als das große Rechengenie kannte.

Als kleiner Junge ist er auf dem elterlichen Bauernhof vom Scheunenboden gefallen und war seither körperlich und geistig zurückgeblieben.

Nur das Rechnen beherrschte er ab diesem Zeitpunkt wie kein anderer.

Wenn er durch Altdorf ging, dann fragte er die Leute nach ihrem Geburtstag und rechnete ihnen sofort vor, seit wie vielen Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Minuten und Sekunden sie schon auf der Welt sind.

Was er sagte, das hat immer gestimmt! Für seine Berechnung erhielt er als Belohnung meistens ein Zehnerl, oder eine Zigarette.

Professoren einer Münchner Universität haben diese Zahlen einmal überprüft, sie stimmten! (Siehe Seite 129)

Altdorfer Originale: Der Ramsauers Gerch und der Friedla

Als Kinder kannten wir auch noch weitere Altdorfer Originale, wie den Friedla und den Ramsauers Gerch (Georg, Girgl, Girch).

Beide saßen in ihrer ärmlichen Kleidung meistens jeden Tag auf der in die Außenwand zur Marktplatzseite eingebauten Holzbank des Altdorfer Rathauses und sahen gelangweilt und meistens müde dem Treiben auf dem Marktplatz zu.

Im Altdorfer Jargon hieß das: „Sie ließen den Herrgott einen guten Mann sein.“

Wenn sie Geld zum Essen und für Zigaretten brauchten, dann arbeiteten sie gelegentlich ein oder zwei Stunden. So entfernten sie mit ihrem Taschenmesser das zwischen den Ritzen der Pflastersteine auf dem Marktplatz gewachsene Unkraut. Waren sie zu faul zum Arbeiten, dann bettelten sie schon ab und zu die Vorbeigehenden an und fragten sie: „Hast nix für mich zum raucha (rauchen)?“

Aus Mitleid halfen wir Kinder ihnen gelegentlich bei ihrer Arbeit.

Als Dank erzählten sie uns dann einige derbe Episoden aus ihrem Leben, oder sangen uns ein nicht ganz jugendfreies Lied vor.

Unser Marktplatz in der Advents- und Weihnachtszeit

Warum der Altdorfer Marktplatz auch für die Erwachsenen zum Leben der Bürger gehörte, war besonders in der Vorweihnachtszeit immer deutlich zu spüren. Zum Diskutieren gab es damals reichlich Gesprächsstoff, das Geld zum Leben reichte hinten und vorne nicht, zum Heizen fehlte das Brennmaterial, viele Väter waren noch in Gefangenschaft und ältere Menschen mussten gepflegt und versorgt werden.

„Houst dein Baam scho kafft und die Gschenkla für deine Kinder beinander?“, war bei einer Begegnung vieler Erwachsenen die meist gestellt Frage. Man nahm sich auf dem Marktplatz auch immer genügend Zeit für ein Gespräch; von einer Hektik in der Vorweihnachtszeit, so wie heute, war damals nicht viel zu spüren.

Standen Menschen beisammen, dann konnte es auch passieren, dass der mit einem Moped, seinem Dienstfahrzeug, von einem Außenort kommende evangelische Dekan Georg Distler anhielt, abstieg und sich am Gespräch beteiligte. Diese Treffen auf dem Marktplatz waren damals für die Menschen Stammtisch, Kirche und Rathaus. Auch die Frage „Wie geht es Dir?“ war immer ehrlich gemeint.

Bei den Gesprächen wurden auch Einladungen ausgesprochen. Dabei war es damals üblich zum Besuch - statt Blumen - ein paar Scheit Holz, oder einen in Zeitungspapier eingewickelten Brikett (ein Stück Kohle) mitzubringen.

Nach der Übergabe konnte man dann oft den Satz hören: „Deen schäim (schieben) ma etz glei in unsern Ufen (Ofen) nei, nou is schöi warm su lang du ba mir dou bist!“ Oftmals war das auch zwischen den Nachbarn das einzige Weihnachtsgeschenk.

Auch das bunte Papier, in das gelegentlich ein Weihnachtsgeschenk eingepackt war, wurde nicht weggeworfen. Man hat es glatt gestrichen, gebügelt und später wieder verwendet, oder bis zum nächsten Weihnachtsfest aufbewahrt.

Wenn es dunkel wurde dann spielte an einigen Abenden in der Vorweihnachtszeit der Altdorfer Posaunenchor unter Leitung von Diakon Max Klaus auf dem Marktplatz vor den dort von der Stadt aufgestellten und geschmückten Weihnachtsbäumen. Nach den sonntäglichen Gottesdiensten auch vom Turm, oder vor der Kirche.

Der Gesangsverein Liedertafel unter der Leitung von Oberlehrer Heinrich Gulden und der evang. Kirchenchor, Leitung Diakon Georg Keil, sangen an den vier Adventssonntagen für die Patienten im Wichernhaus und im Kreiskrankenhaus.

Viele gut besuchte Weihnachtsfeiern der Altdorfer Vereine fanden in der Advents- und Weihnachtszeit im geräumigen Saal (1. Stock) der Gaststätte Rotes Ross statt.

Die beiden Amtsboten des Altdorfer Rathauses, die Herren Hendelmeier und Leicht, freuten sich auch immer, wenn sie ihre Bekanntmachungen auf dem Marktplatz vor den vielen dort herumstehenden Leuten ausrufen konnten. Sie, die „Ausschellerer“, läuteten damals mit ihrer großen Glocke auf den Straßen unserer Stadt und verkündigten dann mit lauter Stimme die amtlichen Mitteilungen des Bürgermeisters. (Siehe auch Seite 107)

In der Vorweihnachtszeit erlebten auch die Altdorfer Postboten die besondere Zuneigung der Altdorfer Bevölkerung. Sie wurden jeden Tag herzlich erwartet, brachten sie doch die Briefe und Karten mit den Weihnachtsgrüßen sowie die Pakete und Päckchen mit den Geschenken. Es gab für sie damals auch noch ein bescheidenes Trinkgeld, bar oder in Naturalien.

Und auch die Altdorfer Polizisten in der Polizeiwache im Rathaus, waren damals in der Weihnachtszeit zu uns Kindern nachsichtiger als sonst. Vor allem griffen sie nicht gleich ein, wenn wir in der Brauhausstraße, oder anderswo, Schlitten fuhren, oder dort „heetschelten“. Ja unser Marktplatz war ein beliebter Ort der Kommunikation.

Die beiden Altdorfer Schmieden

In Altdorf gab es damals auch noch viele Handwerksbetriebe. Uns Kinder hatten es vor allem die beiden Schmieden angetan. In der Feilturmstraße, nahe beim Oberen Tor, befand sich die Schmiede Grünbauer (heute Wallenstein-Apotheke) und in der Türkeistraße die Barthschmiede.

In beiden Schmieden wurden die Altdorfer Pferde mit Hufeisen beschlagen und es roch dort immer nach verbranntem Horn; für uns Kinder ein unangenehmer Geruch. Innen im Gebäude loderte das Feuer und auf dem Amboß hämmerten die mit Lederschürzen bekleideten Schmiede die glühenden Gegenstände zurecht.

Manchmal durften wir aus der Nähe zusehen, wenn sie zischend ein Hufeisen ins Wasser tauchten. Das war immer aufregend und interessant. Wir Kinder konnten auch nicht verstehen, dass die Pferde beim Beschlagen ihrer Hufe und auch beim Anpassen der glühenden Hufeisen keine Schmerzen haben.

Das Gasthaus Zur Barthschmiede in der Türkeistraße 12 erinnert heute noch an einen dieser bekannten Altdorfer Gewerbebetriebe.

Auch die anderen Handwerksbetriebe interessierten uns

Ein geheimnisvoller Ort war für uns auch die Scheune des "Rösslwirt", dem heutigen Gasthof Rotes Ross, dort war bis 1959 der sogenannte "Leichenwagen" abgestellt.

Auf diesem mit Pferden bespannten schwarzen Wagen wurden damals die meisten Verstorbenen zum Altdorfer Friedhof gefahren.

Ein Schild mit der Aufschrift "Büttner Deinlein, Fassmacher" an einem Fachwerkhaus in der Hesselgasse, wies uns Kinder darauf hin, dass in diesem kleinen Betrieb Holzfässer angefertigt wurden. Wenn wir an diesem Betrieb vorbeigingen, dann roch es auf das enge Gässchen hinaus immer so angenehm nach Holz und Teer.

In der Königsbühlstraße gab es die Herrenschniderei von Lorenz Weißkopf. In ihr hat später meine Frau Erika ihre Lehre als Damen- und Herrenschniderin absolviert.

In der Rascher Straße befand sich die Schniderei von Hans Büttner. In beiden Schnidereien konnte man sich die Maßanzüge, vor allem für die Hochzeit und für die Konfirmation, anfertigen lassen. Fertigteile von der Stange kannten wir damals noch nicht.

Am Plätzlein war ein Gebäude mit einer Mälzerei, die Braugerste verarbeitete.

In der Türkenbrauerei in der Türkeistraße und im Brauhaus in der Hagenhausener Straße wurde das bekannte und gute Altdorfer Bier gebraut.

Diese Handwerksbetriebe bestimmten mit ihrer Betriebsamkeit das öffentliche Leben in unserer Kleinstadt und sie befriedigten die Neugierde von uns Kindern. Da die Türen und Fenster im Sommer meistens geöffnet waren, konnten wir den arbeitenden Handwerkern auch immer ungestört bei ihrer Arbeit zusehen.

Viele Altdorfer Geschäfte sind heute verschwunden

Damals gab es auch noch viele weitere Geschäfte, Handwerksbetriebe und Gaststätten, die uns vertraut waren und in denen wir gerne einkauften. Viele von ihnen sind heute leider für immer verschwunden. An einige sei noch erinnert:

Zum Schuster Grassie und Schuster Frank mussten Erwachsene und Kinder ihre kaputten Schuhe zur Besohlung bringen. Beide konnten sich über Arbeit nicht beklagen, denn wenn damals eine Frau mit ihren mit Pfennigabsätzen versehenen Stöckelschuhen mehrmals über das historische, holperige Pflaster des Altdorfer Marktplatzes ging, dann waren die Absätze meistens reif für eine Reparatur.

Bekannt waren auch die Schuhgeschäfte Hupp und Breiningen, bei denen man Schuhe kaufen konnte.

Neben dem Schuhgeschäft Breiningen war auch der bekannte Kurzwarenladen der „Wilden Damen“. Die weiblichen Besitzer waren vom Temperament her nicht wild, sie hießen mit dem Familiennamen Wild nur so.

Wenn wir etwas Kleingeld hatten, dann kauften wir uns im Café Beil am Unteren Tor ein Eis; die Kugel kostete damals 10 Pfennige. Der Kauf funktionierte allerdings nicht immer; denn vor allem an Sonntagen stand meistens eine Schlange von Menschen auf dem Gehsteig bis weit vor das Untere Tor. War man schließlich an der Reihe, dann war das Eis oftmals ausverkauft. Die Chance zum erneuten Kauf gab es dann erst wieder am folgenden Sonntag.

Beliebte und für die Essensversorgung wichtige Geschäfte am Marktplatz waren auch die Bäckereien Steber, Presslein und Heerdegen sowie die Metzgereien Holzammer und Recknagel. Dorthin wurden wir Kinder oft mit der Lebensmittelkarte zum Einkaufen geschickt.

Für die Erwachsenen waren das Gasthaus der Schwarze Bär (Konrad Lobinger) mit seiner Holzveranda, das Weiße Lamm mit seinem bekannten Tanzsaal (Familie Deinhardt; heute Gebäude der Hypobank), der Regensburger Hof (Herbert Schönweiß; das frühere Gebäude der Raiffeisenbank), der Schwarze Peter (Familie Kellermann, die heutige Metzgerei Nisslbeck) am Marktplatz und die Rosenau mit dem schattigen Biergarten und seinem Kino gern besuchte Einkehrstätten.

Nahe der Polizeidienststelle im Rathaus, war in der Hermannsgasse (Rothenberger Gäßchen), das "Fotoatelier Fürst" zu finden. Am Marktplatz arbeitete der beliebte Fotograf Robert Röhr, von dem wohl die meisten Altdorfer, wenn sie in die Schule kamen, heirateten, oder ein Passbild brauchten, fotografiert wurden.

Viele dieser Werkstätten, Geschäfte und Gasthäuser bestehen heute nicht mehr.

Die Altdorfer Polizei

Altdorf hatte auch eine eigene Stadtpolizei, die im Rathaus untergebracht war. Dort waren im Wechsel immer zwei Polizisten anwesend, mit denen wir Kinder oftmals unsere Schwierigkeiten hatten. Gefürchtet war vor allem der Polizist Volkert. Der Eingang zur Polizeiwache war auf der Seite zur Laurentiuskirche.

Das Dampfsägewerk Meier

Auch das Dampfsägewerk Meier - die „Becklers-Seech“ - an der Rascher Straße wurde von uns Kindern immer gern besucht.

Dort war auch unser Nachbar Georg Räbel beschäftigt. Er nahm sich während seiner Arbeit immer kurz Zeit, um uns etwas Interessantes zu zeigen, oder wir durften unter seiner Aufsicht eine einfache Tätigkeit ausführen.

Von den gelagerten Baumstämmen und den bereits zurechtgeschnittenen Brettern roch es immer so angenehm nach Holz.

Interessiert sahen wir Kinder auch zu, wie die riesigen Sägen lautstark die mächtigen Baumstämme durchsägen.

Begeistert waren wir auch, wenn wir auf der dortigen Gleisanlage - mit Hilfe von Georg Räbel - auf einem Transportfahrzeug mitfahren durften.

Abfälle wie Sägespäne und Leisten (die Leisten wurden von den Erwachsenen „Schwarten“ genannt) wurden daheim gerne als billiges Brennmaterial verwendet.

An der Fischbacher Straße gab es damals noch das Sägewerk Kreuzer.

Die Rumpelbachklamm

Auch die Umgebung von Altdorf war für uns Kinder sehr interessant.

So fuhren wir mit unseren Fahrrädern oftmals durch den Röthenbacher Wald nach Röthenbach (bei Altdorf) und weiter zum Röthenbacher Anger mit seinen mächtigen Eichenbäumen. Dort befand sich damals auch noch ein Sportplatz. Nach einigen sportlichen Betätigungen dort, ging es dann weiter zur nahen Röthenbachklamm. Wir nannten sie allerdings, wie die meisten Einheimischen, die "Rumpelbachklamm".

Der Gang durch die damals noch unberührte und nicht erschlossene Klamm mit ihren beeindruckenden Felspartien, dem kleinen Wasserfall und dem romantischen Bachlauf, war immer ein tolles Erlebnis. Dort konnten wir im Sommer barfuß im Bach laufen, Wasserschlachten machen, kleinere Frösche fangen und uns dabei immer so richtig austoben.

Die Altdorfer Löwengrube

Zwischen Altdorf und Prackenfels befand sich in einer tief eingeschnittenen Waldbucht das Felslabyrinth Löwengrube, einer unserer Lieblingssorte.

In der Schule haben wir erfahren, dass die Löwengrube aus einem Steinbruch entstanden ist, aus dem im 16. Jahrhundert die Bausteine für die Altdorfer Universität gebrochen wurden. Der Natur dort haben allerdings Menschenhände bei der Gestaltung der Felswildnis etwas nachgeholfen. Man sieht heute nämlich nicht nur natürliche, sondern auch künstliche Anlagen, wie den in den Fels gehauenen Bierkeller und die Kegelbahn mit den seitlichen Bogenöffnungen. Einige alte, verblasste Inschriften erinnern heute noch an die studentischen Treffen der damaligen Zeit, als Altdorf noch eine bekannt Universitätsstadt war.

Einige Wichtige Daten zur Historie der Löwengrube hat uns unser Lehrer erzählt:

1686 entdeckte der Hofmeister des Barons von Löwenstein das zugewachsene Felslabyrinth. Der Baron beschloss daraufhin dieses Areal den Studenten wieder zugänglich zu machen, damit sie es als Festplatz und Treffpunkt benützen können.

Die Studenten und einige Fachleute richteten den Platz mit Schaufel und Pickel selbst her und bauten dort auch einen Bierkeller und eine Kegelbahn. Als alles fertig war nannten sie diese Felsenanlage in Anspielung auf den Baron Friedrich Gottlieb von Löwenstein, die „Löwengrube“.

An der festlichen Einweihung dieser Freizeitanlage am Ostermontag 1686 nahmen alle Professoren und Studenten der Altdorfer Universität teil. Noch heute ist auf der eingemeißelten Inschrift zu lesen: „Wer nicht geweiht ist unserm Leben, der soll die Höhle nicht betreten.“ Wir taten das trotzdem, im Sommer fast jeden Tag.

In der Nähe der Löwengrube befindet sich auch das Auershäusle, ein früherer Bierausschank mit einem dahinter liegenden ehemaligen Bierkeller.

Das Gebäude diente auch lange Zeit dem Fränkischen-Alb-Verein als Wanderheim.

Der Rascher Berg und seine Burgruine

Auch der Rascher Berg mit seiner früheren Burganlage Hohenrasch war für uns interessant und besuchenswert. Wir wussten von der Schule her, dass man bei Rasch eine steinzeitliche Pflugschar ausgegraben hatte sowie auf der Albhochfläche der Dörlbacher Au auch einige Bronzegräber gefunden hatte. Das interessierte uns weniger, der Rascher Berg war für uns viel interessanter.

Mehrmals fuhren wir vom Ortszentrum Rasch auf dem Schotterweg in Richtung Schleifmühle und Gnadenberg. Auf halber Strecke zweigten wir nach rechts ab und stiegen auf einem zugewachsenen Pfad hoch zum Rascher Berg.

Oben fanden wir dann nach einigem Suchen auch die zwei zugewachsene Wallreste und noch kleinere Spuren des Turmes der einstigen Burg.

Diese Burg Hohenrasch, andere Quellen sprechen von einem Schloß, wurde im 12. Jahrhundert von den Herren von Rasch bewohnt. Später haben die Rascher Burgherren ihren Sitz vom Berg ins Dorf verlegt. 1819 erwarb die Kirchenstiftung Rasch dieses Gebäude und verwendet es seitdem als Pfarrhaus. Somit ist dieses Gebäude mit seinem malerischen Fachwerkgiebel das einstige Schloss Hohenrasch, das nach dem Verfall der Burg im Ort erbaut wurde.

Vor dem Rückweg nach Altdorf haben wir dann meistens noch in der Schwarzach gebadet und danach noch die Löwengrube, oder die Teufelshöhle aufgesucht.

Die wilde Teufelskirche

Auch die Rhätschlucht der Teufelskirche war sehr oft unser Ziel.

Mit unseren Fahrrädern fuhren wir nach Grünsberg und wanderten von da hinein in die Schlucht. Ein Bächlein hatte sich durch die Gesteinsschichten genagt und so diese eindrucksvolle Schlucht geschaffen. Steinblöcke türmten sich eindrucksvoll zu beiden Seiten der Schlucht auf, oder lagen verstreut am Talboden herum.

Der damalige Wanderweg verlief romantisch durch die Teufelskirche und bot nach jeder Biegung eine neue und eindrucksvolle Szenerie. Sehenswert war auch die Felswand eines mächtigen Rhätsandsteinfelsens, über den sich ein kleiner Wasserfall ergießt. Im 16. Jahrhundert - so erfuhren wir in der Schule - sei unterhalb der steilen Felswand der Schlucht nach Kohle und Silber gegraben worden. Daran erinnern heute noch zwei breite Stolleneingänge.

Unser Lehrer las uns auch aus einem Buch die Sage von der Teufelskirche vor: „Einmal war eine Jagd, und die Jäger hatten sich nahe der Schlucht aufgestellt, dort, wo man die Hasen hintrieb. Diese kamen in Haufen gelaufen, die Schützen schossen auf sie, aber keiner traf. So oft ein Jäger abdrückte wurde ihm von unbekannter Hand der Gewehrlauf verändert und er schoß vorbei.

Da bemerkte ein Jäger, wie ein Mann mit Krallen aus dem Rockärmel heraus jedesmal an den Gewehrlauf des Schützen stieß. Das kann nur der Teufel sein! Alle Jäger legten nun auf den Teufel an. Der stürzte in seiner Angst in den Kessel der Schlucht und als er sich auch da noch verfolgt sah, fuhr er mit donnerähnlichen Krachen in die Felswand und schleuderte dabei einige Felsstücke heraus, so wie sie heute noch da liege. Deshalb heißt diese Schlucht im Altdorfer Umland die Teufelskirche.“

Die geheimnisvolle Teufelshöhle

Eine weitere Sehenswürdigkeit nahe Altdorfs, die wir gerne besuchten, war die Teufelshöhle im Pfaffental. Wir wanderten durch das Pfaffental und stiegen am Waldrand steil hinab zur kleinen Felsenhalle der Teufelshöhle. Die Halle dieser Höhle ist etwa fünf Meter hoch, 56 lang und 52 m breit.

Auch dazu gibt es eine Sage, die uns unser Lehrer damals ebenfalls vorlas.

„Kuno von Grünsberg, ein berühmter Raubritter auf Segelsburg, soll hier in den Gängen und Nischen der Höhle sein Raub- und Diebesgut versteckt haben, das er den Kaufleuten und Reisenden bei seinen Überfällen abgenommen hatte.

Mit ihm im Bunde stand der Prethalmüller - aus der Prethalmühle in Prackenfels - der kein anderer als ein verstoßener und einen falschen Namen führender Adelliger aus dem Geschlecht der Imhof aus Nürnberg war.“

Für uns war es nach dieser Erzählung nicht mehr die Teufelshöhle, sondern die „Räuberhöhle“.

Der Ludwigs-Donau-Main-Kanal

Auch der Ludwig-Donau-Main-Kanal - von Rasch nach Neumarkt, oder von Rasch bis zum Brückkanal - war immer wieder einmal das Ziel einer Radtour.

Die Anfahrt dorthin war immer gleich. Nachdem wir von Altdorf auf dem schmalen Fußweg durch das Waldgebiet des Roten Baum nach Rasch gefahren waren, begannen die Anstrengungen. Hinter Rasch schoben wir unsere Fahrräder auf der Schotterstraße mühsam hinauf zum LDM-Kanal. Oben standen wir dann an der Stelle, an der sich vor 100 Jahren der alte Rascher Hafen befunden hatte.

Bei einer Weiterfahrt über Schwarzenbach nach Burgthann, bekamen wir einmal von einem Mann ein Faltblatt, in dem stand, dass der historische Ludwig-Donau-Main-Kanal von 1836 bis 1846 von König Ludwig I. von Bayern gebaut worden war.

Diese 177 Kilometer lange Kanalanlage beginnt bei Bamberg, führt weiter nach Neumarkt und durch das Altmühltal nach Kelheim.

Der Kanal ist ein sogenannter "Schleussenkanal", der die Höhenunterschiede von Bamberg (230 m) über Neumarkt (428 m) nach Kelheim (338 m) mit 100 Schleusenkammern überwindet. Die beladenen Schiffe und Lastkähne wurden bis etwa 1920 von Pferden von Schleuße zu Schleuße gezogen. Die Pferde gingen dabei links und rechts des Kanalbeckens auf dem sogenannten "Treidelweg" .

Im Zweiten Weltkrieg (1939 - 1945) war der LDM-Kanal das Ziel vieler Luftangriffe und dabei wurden fast alle Brücken und viele Schleusen zerstört. Nach dem Kriege hat man ihn nicht zugeschüttet, sondern unter Natur- und Denkmalschutz gestellt.

Wir fuhren dann meistens zur Einkehr am Brückkanal weiter, oder manchmal auch in Gegenrichtung nach Neumarkt zur alten Burgruine Wolfstein. Spaß hat es uns immer gemacht und wir haben dabei viel erlebt und entdeckt.

Die Reinholdshöhe

Früher wurde oftmals gemeinsam mit Verwandten und Nachbarn gewandert.

Das Ziel war sehr oft die zwei Gehstunden von Altdorf entfernte Gaststätte Reinholdshöhe zwischen Grünsberg und Burgthann. Von Altdorf ging es durch das Pfaffental nach Prackenfels, weiter durch das Schwarzachtal nach Grünsberg und über die romantische Sophienquelle zur Gaststätte Reinholdshöhe.

Viele Nürnberger, sie wurden im fränkischen Dialekt „Stoderer“ genannt, fuhren damals mit dem Zug nach Burgthann und wandert vom dortigen Bahnhof und durch den Ort bis zum beliebten Gasthaus mit seinem Biergarten.

Die Gaststätte Reinholdshöhe bot beste fränkische Küche an und für uns Kinder auf dem angrenzenden Südhang unterhalb der Wirtschaft und dem nahen Weiher viele Möglichkeiten zum Spielen. Das haben wir immer ausgiebig genützt.

Während einige Erwachsene mit dem Boot auf dem dortigen Weiher herumfuhren, reichte es für uns Kinder nur dazu, unsere meist vom Wandern lädierten Füße ins Wasser zu halten.

Der Hinweg ging noch einigermaßen, aber der Rückweg nach Altdorf wurde dann schon sehr beschwerlich, denn wir waren vom vielen Spielen meistens müde.

Aber es gab auf dem Weg nach Grünsberg ja noch die aus vielen Teichen bestehende „Fischzuchtanstalt Sophienquelle“ zu sehen. Mehrmals gingen wir vorbei, als gerade gefüttert wurde. Da war vielleicht was los im Wasser der kleinen Brutteiche. Die Gaststätte Reinholdshöhe verfiel später, das Gebäude wurde abgerissen und auch der von uns Kindern so beliebte Weiher wurde zugeschüttet. Der Burgthanner Südhang ist heute mit vielen Wohnhäusern bebaut. Damit verschwand auch ein Stück aus unserer Kindheitsgeschichte.

Das Doktorsbrünnlein

Wenn wir bei der Wanderung zur Reinholdshöhe über Grünsberg nach Altdorf zurückgingen, dann waren wir nicht nur von der Sophienquelle beeindruckt, sondern auch vom sagenumwobenen Doktorsbrünnlein.

Dort hat uns dann oftmals ein mitwandernder Erwachsener die Geschichte von diesem Brunnen erzählt: So soll ein Altdorfer Arzt seinen übergewichtigen Patienten verordnet haben, wochenlang jeden Tag zu Fuß zu dieser Waldquelle zu gehen und dort einen Becher frischen Quellwassers zu trinken. Es hat bei vielen geholfen wieder gesund und beweglicher zu werden. Dadurch kamen das Wasser und der Brunnen in den Ruf heilkräftig zu sein.

Manchmal fügten die Erzähler auch hinzu, dass es auch heute noch in Altdorf Ärzte gibt, die übergewichtigen Personen eine Wanderung zum Doktorsbrünnlein empfehlen und dort das Wasser aus der Quelle zu trinken.

Auch der von einer Felswand herabstürzende kleine Wasserfall in der nahen Teufelskirche war für uns Kinder immer beeindruckend und willkommen. Wir konnten uns in seiner Nähe etwas abkühlen, erfrischen und voll spritzen.

Beliebte Einkehr in Prackenfels.

Gerne besucht wurden sonntags auch die beiden Wirtschaften in Prackenfels, der Gasthof Mederer mit seiner schönen Aussichtsterrasse mit Blick in das Schwarzachtal und der schattige Biergarten von August Haben.

Wir Kinder waren immer glücklich, wenn Prackenfels das Ziel war, denn das war zu Fuß von Altdorf durch das Paffental nicht allzu weit.

Als Jugendliche hatten wir später den Wirt August Haben in der Prethalmühle ins Herz geschlossen. Wenn wir für Sonntag einen Treffpunkt ausmachten ein Bier zu trinken, dann fiel meistens der Satz: „Zum August Haben, Humbser Biere“.

Wegen unserer immer knappen Finanzmittel konnten wir uns allerdings meistens keine sogenannte Halbe, oder ein Seidla, leisten, sondern nur ein „Kleines“. Das gab es aber bei ihm nicht. Bestellten wir ein „Kleines Bier“, dann kam von August Haben jedesmal mit ernster Miene die Antwort: „Wenn Du Dir keine Halbe leisten kannst, dann kommst Du nächsten Sonntag wieder!“ Sprach's, verschwand und stellte dann Minuten später schmunzelnd eine Halbe auf unseren Tisch. Was für uns wichtig war, dafür kassierte er dann später auch nur den Preis eines „kleinen Biers“. Diese Großzügigkeit haben wir August nie vergessen. Auf dem Rückweg gingen wir meistens, vorbei am Auerskeller und durch die Löwengrube zurück nach Altdorf.

Unser Badestrand im Schwarzachtal

Auch gebadet haben wir gerne. Wenn das Altdorfer Freibad mit seinem Drei-Meter-Sprungturm überfüllt war, dann fuhren, oder gingen wir Kinder zum Baden zu einer Stelle am Ufer der Schwarzach bei der Prethalmühle. Es störte uns nicht, dass die Rascher Bauern an manchen Tagen ihre Gülle, den „Oodl“, in der Schwarzach entsorgten und dadurch unseren Badebetrieb stark beeinträchtigten.

Der Hin- und Rückweg zu Fuß zur Badestelle in Prackenfels war bei den sommerlichen Temperaturen schon sehr anstrengend. Fuhren wir mit dem Fahrrad dorthin, dann bestand die Mutprobe darin, durch das enge Felsengewölbe der Löwengrube, möglichst ohne Abzusteigen, hindurchzufahren.

Beliebt war auch mit dem Fahrrad nach Leinburg zu fahren, um in dem dortigen Naturbad Heiligenmühle zu schwimmen. Später kam dann noch das Naturbad in Weißenbrunn dazu.

Die Klosterruine Gnadenberg

Das Birgittenkloster in Gnadenberg haben wir oft mit unseren Fahrrädern angefahren, meistens von Hagenhausen aus durch den Wald ins „Klosterdorf“.

Dort hat uns dann immer die Geschichte dieses einstigen Klosters fasziniert.

Die Ruine des ehemaligen Birgittenklosters in Gnadenberg gehört zu den größten und schönsten Klosterruinen Deutschlands. Mit seiner Länge von 70 Metern und einer Breite von 37 Metern zählt es auch zu den bedeutendsten Baudenkmalern des Altdorfer Umlandes, auch wenn es in der benachbarten Oberpfalz liegt.

Der Neumarkter Pfalzgraf Johann I von Neumarkt stiftete 1426 auf Bitten seiner Ehefrau Pfalzgräfin Katharina von Pommern das Doppelkloster Gnadenberg, das der Heiligen Birgitta von Schweden geweiht war. Es war das erste Birgittenkloster Bayerns. Die Nonnen lebten nach den Regeln des Birgittenordens, der von Birgitta von Schweden gegründet wurde. Die ersten Mönche und Nonnen kamen deshalb alle aus Schweden. 1438 wurde es durch den Bischof Albert aus Eichstätt geweiht.

Kloster und Klosterkirche bestanden nur rund 150 Jahre.

Im Dreißigjährigen Krieg - am 23. April 1635 - wurde das Kloster von den Schweden samt der Klosterkirche in Brand gesteckt. Ausgerechnet von den Schweden, den Landsleuten der heiligen Birgitta. Seitdem erinnern nur noch diese Ruinen der Klosterkirche an das einst so bekannte und mächtige Birgittenkloster.

Der Laurentiusbrunnen in Sindelbach

Wenn wir in Gnadenberg waren, dann fuhren wir mit unseren Fahrrädern oftmals noch über Oberölsbach das Tal weiter bis ins nahe (katholische) Dorf Sindelbach. Dort stand seit vielen Jahren der evangelische Altdorfer Laurentiusbrunnen.

Dieses Denkmal steht bei der dortigen Kirche. In der Schule hatten wir erfahren, dass dieser Brunnen 1876 auf der Weltausstellung in Paris aufgestellt war und 1896 zur Altdorfer Laurentiuskirche kam. 1921 wurde er nach Sindelbach verkauft.

Durch Fehlinformationen einiger fanatischer Altdorfer Bürger war das ein Verrat der evangelischen Kirchengemeinde an Reformator Dr. Martin Luther.

So standen wir mehrmals am Brunnen in Sindelbach und sorgten durch unsere unqualifizierten Äußerungen für rege Diskussionen untereinander. Bis wir erfuhren, dass diese Versetzung des Brunnens von Altdorf nach Sindelbach vollkommen rechens war. Danach hatten wir aber auch kein allzu großes Interesse mehr zu ihm ins katholische Sindelbach zu fahren.

Auf der Burg in Burgthann

Gerne sind wir auch mit dem Fahrrad von Prackenfels, der Schwarzach entlang, zur Förresmühle gefahren und von dort weiter hinauf zur Burgthanner Burganlage.

Vor der Fahrt hat uns Fritz Wittmann aus einem Büchlein seines Vaters vorgelesen, dass die Schwarzach aus dem Zusammenfluß von zwei Bächen, dem Irlgraben und dem Altweihergraben, entstanden ist. Diese beiden Bäche entspringen westlich von Neumarkt i. d. Oberpfalz am Tyrolsberg und vereinen sich bei Woffenbach zur Schwarzach. Diese mündet dann nach 53 km bei Schwabach in die Rednitz.

Nach dieser Belehrung interessierten wir uns dann für die Anlage der Burg Hohenthann. Auf einer alten Infotafel konnten wir lesen, dass sie im 13. Jahrhundert von den Herren von Thann als Ersatz für den im nahen Altenthann aufgelassenen Sitz erbaut wurde. Die Burg wurde mehrmals zerstört, aber immer wieder aufgebaut.

Wir stiegen noch auf den Turm und hatten von dort eine schöne Aussicht auf das Schwarzachtal und auch auf die bewaldete Umgebung von Burgthann.

Der Moritzberg

Auch die beiden Berge im Altdorfer Umland, der Moritzberg und der Dillberg, waren beliebte Ziele für unsere Radtouren. Im Heimatkundeunterricht erfuhren wir durch unseren Lehrer, dass der 599 m hohe Moritzberg bei Leinburg und der 597 m hohe Dillberg hinter Grub die höchsten Berge im Altdorfer Umland seien.

So fuhren wir in den Sommerferien mehrmals mit unseren Rädern nach Röthenbach und durch den Leinburger Wald weiter nach Diepersdorf. Vom Gasthof Distlerhof stiegen wir dann zu Fuß auf einem Wiesensteig und durch ein steiles Waldstück hinauf zum Moritzberggipfel mit dem Berggasthaus und der kleinen Kapelle.

Auf einer Tafel konnten wir dort lesen, dass der Moritzberg früher Leimbühl (abgeleitet von Lehm) hieß und dass an seinen Hängen nach Erz geschürft wurde.

Die 1419 errichtete Kapelle ist dem Heiligen Mauritius geweiht. Beim Rückweg nach Diepersdorf hatten wir auch einen herrlichen Blick bis nach Nürnberg und auf das von Wald und Wiesen geprägte Umland.

Der Dillberg

Genauso beliebt waren unsere Radtouren zum Dillberg. Über Rasch, Gspannberg, Grub und Großvoggenhof kamen wir mit unseren Rädern, meistens schiebend, dem Bergziel in der Oberpfalz langsam näher. Auf dem baumlosen Gipfelbereich mit den Sendeanlagen des Bayerischen Rundfunks, waren wir vor allem von der herrlichen Rundschau beeindruckt und vom Anblick des 206 m hohen Sendemastes.

Leider war die Besteigung im Innern des Turmes nicht möglich, dafür konnten wir uns in der Gaststätte aber eine bescheidene Brotzeit leisten.

Der Rückweg auf den Schotterstraßen über Peunting, Dörlbach nach Prackenfels und Altdorf schien allerdings kein Ende nehmen zu wollen. So legten wir an unserer beliebten Badestelle an der Schwarzach noch einen längeren Stop zum Baden ein.

Die Gustav-Adolf-Höhle im Schwarzachtal

Sehr oft war auch das Schwarzachtal mit seiner Gustav-Adolf-Höhle ein beliebtes Ziel. Über Prackenfels, Grünsberg, Burgthann, Pattenhofen und Fröschau radelten wir, meistens fröhlich singend, nach Schwarzenbruck und Gsteinach.

Von dort gingen wir zu Fuß weiter durch das nun enge und von bis zu 20 m hohen rotbraunen Sandsteinfelsen geprägte Schwarzachtal.

Bald standen wir vor einer weiträumigen Halbhalle, der bekannten Gustav-Adolf-Höhle, auch Karlshöhle genannt. Eine Infotafel vermittelte uns, dass hier der im nahen Schwarzenbrucker Schloss einquartierte Schwedenkönig Gustav Adolf im Jahre 1632 einen Feldgottesdienst abhalten ließ. "Hier war er 1632".

Zur Erinnerung: Damals fand bei Burgthann und Fröschau eine kriegerische Auseinandersetzung statt, die zu Gunsten der Schweden ausging; deshalb ließ Gustav Adolf diesen Gottesdienst feiern.

Wir gingen dann immer noch weiter zu der das Schwarzachtal überspannenden Kanalbrücke, dem Brückkanal. Sie wurde von 1839 bis 1841 erbaut und galt als Paradestück aller Kunstbauten am Ludwig-Donau-Main-Kanals. Beeindruckend war der Blick von ihr hinab in das 13 Meter tief eingeschnittene Schwarzachtal.

Von Schwarzenbruck fuhren wir dann meistens mit unseren Fahrrädern über die Kuhbrücke und den 418 m hohen Dreibrüderberg nach Rummelsberg. Durch den romantischen Thanngaben ging es dann fahrend und schiebend sehr mühsam nach Altenthann, durch die Wolfsschlucht zur Sophienquelle bei Grünsberg und über Prackenfels und durch die Löwengrube zurück nach Altdorf.

Wir entdecken den „Dockalasgraben“ bei Prackenfels

Schon der lustige Name „Dockalasgraben“ im Schwarzachtal war für uns Kinder damals ein Grund ihn immer wieder einmal aufzusuchen.

Wir wanderten, oder fuhren mit unseren Fahrrädern, von Altdorf durch das uns gut bekannte Pfaffental zur Prethalmühle in Prackenfels, bestaunten dort am Wehr beim Köllisch, die aufgestaute Schwarzach und gingen dann weiter zur nahen Schwarzachbrücke. Dort, flußabwärts der Schwarzach und nahe an ihrem Ufer, befand sich der Dockalasgraben. In einigen Wanderführern wurde er damals auch Doggelesgraben, oder Dockerlesgraben genannt.

Diese 200 Meter lange, enge, zugewachsene und schwer zugängliche Bachschlucht mit einem kleinen Wasserfall, mehreren Felswänden und einer üppigen Vegetation beeindruckte uns immer wieder. Die Felswände dort, so hat uns einmal ein dazukommender Wanderer erklärt, werden als Helenenfels, Katharinenruhe und Nadelöhr bezeichnet.

Da wir zum Dockalasgraben meistens immer barfuß wanderten, hatten wir sehr schnell immer stark verschmutzte Füße. Doch das war für uns zweitrangig, denn wir hatten mit dem Dockalasgraben eine Sehenswürdigkeit rund um Altdorf erlebt und entdeckt, die damals nur uns bekannt war.

Unsere beliebte Jugendburg Wernfels

Nach unserer Konfirmation 1948, wurde für uns Altdorfer Jugendliche die Burg Wernfels bei Spalt mehrmals im Jahr zu einem beliebten Ziel.

Mit unseren alten Fahrrädern, alle noch ohne Gangschaltung, fuhren wir auf den damals meistens noch nicht geteerten, aber wenig befahrenen Straßen, von Altdorf über Feucht, Schwabach, Abenberg und Spalt die ca. 50 Kilometer lange Strecke zur Burg Wernfels. Nach dem Jugendtreffen ging es dann am Nachmittag den gleichen Weg nach Altdorf wieder zurück. Dazu hat es schon viel Kraft gebraucht.

Auf der Burg Wernfels hielt der Bayerische CVJM-Landesverband alljährlich auch seine gut besuchte Ostertagung und das beliebte Burgfest ab. Zu diesen beiden Treffen mit Gottesdienst, Sport und jugendgemäßen Angeboten kamen fast immer nahezu tausend Jugendliche zusammen. Es spielte mehrere Posaunenchor und die beiden CVJM-Landesjugendwarte Karl Schmid und Karl Huber sowie einige Pfarrer aus Nürnberg gestalteten das Programm. Manchmal haben wir dort auch Handball gespielt, oder uns sonst sportlich betätigt.

Wir Altdorfer CVJM-ler waren fast immer mit 25 bis 30 Jugendlichen beiderlei Geschlechts mit dabei. Meistens haben wir bei der Hin- und Rückfahrt mit dem Fahrrad fröhlich gesungen und dadurch die Anstrengungen der Fahrt vergessen. Später besuchten wir dort auch gerne die Freizeiten und CVJM-Fortbildungskurse. Die Anfahrt dorthin und zurück nach Altdorf erfolgte dann aber mit dem Zug.

Die Burg Wernfels hat auch eine interessante Geschichte:

Sie wurde 1925 vom CVJM Landesverband Bayern gekauft und durch Mithilfe vieler freiwilliger Helfer als Jugendburg ausgebaut und eingerichtet. Da die Arbeit mit Jugendlichen unter 18 Jahren auch dem CVJM von den Nazis verboten war, fanden von 1933 bis 1945 keine Treffen und Freizeiten statt.

1941 wurden in den Räumen der Burg Aus- und Übersiedler einquartiert.

Ab 1948 wurde die in die Jahre gekommene Burganlage durch einige Kirchengemeinden, staatliche Stellen und dem CVJM-Landesverband saniert. Dadurch wurde sie zu einer der beliebtesten Jugendherbergen in Franken und zu einem viel besuchten Tagungszentrum des CVJM Bayern.

**Persönliche
Gedanken
und Erlebnisse
zu Krieg und
Frieden**

Erinnerungen und Ausblick

Vergi die schönen Tage nicht!
Denn wenn Du sie vergist, kehren sie niemals wieder:
Fälle Deinen Kopf mit fröhlichen Gedanken,
Dein Herz mit Versöhnlichkeit, Güte, Freundlichkeit, Liebe
und Deinen Mund mit einem Lachen -
und alles wird wieder gut.

Phil Bosmans,
belgischer Ordenspriester, 1922 - 2012

Die segnende Kraft Gottes

Wenn unsere Tage verdunkelt sind
und unsere Nächte finsterer als tausend Mitternchte,
so wollen wir stets daran denken,
dass es in der Welt die große segnende Kraft Gottes gibt.
Gott kann Wege aus der Ausweglosigkeit weisen.
Er will das dunkle Gestern in ein helles Morgen verwandeln -
zuletzt in den leuchtenden Morgen der Ewigkeit.

Martin Luther King,
amerikanischer Pfarrer und Bürgerrechtler, 1929 - 1968

Die Reichsprogromnacht 1938

Der 9. November 1938, die Reichsprogromnacht, wurde zu einem schrecklichen Tag in der deutschen Geschichte.

Die staatlich sanktionierten Morde und Brandstiftungen, die Verwüstungen jener Novembernacht trafen deutsche Juden und Deutsche jüdischer Herkunft.

Mehr als 100 Menschen wurden ermordet, Wohnungen und Geschäfte deutscher Juden wurden geplündert und verwüstet, ihre Synagogen niedergebrannt.

Die Polizei schritt nicht ein. Die Justiz zog niemanden zur Rechenschaft.

Mehr als 20.000 jüdische Männer wurden verschleppt nach Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen. Der Aufschrei der Deutschen gegen diese staatliche Willkür und staatlich organisierte Gewalt blieb leider aus.

Das Wunder der Synagoge in Essen 1945

Am 9. November 1938 brannte in der sogenannten Kristallnacht auch in Essen die Synagoge. Rassenhaß und Rassenwahn hatten sie in Brand gesteckt. Sie brannte völlig aus und die schwarz verkohlten Mauerreste blieben als stumme Zeugen von Haß und Gemeinheit zurück.

Sieben Jahre später, im Frühjahr 1945, brannte die ganze Stadt Essen.

Die Bomben der feindlichen Flugzeuge hatten die Stadt in ein einziges Flammeninferno verwandelt. Menschen rannten, schrien um ihr Leben. Tausende verbrannten in den Häusern und auf den Straßen.

Einige Bewohner Essens besannen sich auf die ausgebrannte Synagoge und flüchteten in die noch stehenden Mauerreste.

Sie blieben bewahrt. Denn dort gab es nichts mehr zu brennen.

Schon einmal hatte hier das Feuer gelodert und sich ausgetobt. Nun wurde dieser Ort der schrecklichen Kristallnacht von 1938 zur Rettung für die Menschen, die sich 1945 dorthin geflüchtet hatten.

Erinnerungen an den polnischen Pater Maximilian Kolbe

Am 14. Februar 1941 wurde der polnische Pater Maximilian Kolbe von der Gestapo verhaftet und in das KZ Auschwitz in Polen gebracht.

Nach der Flucht eines Häftlings sortierten die Bewacher am 29. Juli 1941 mehrere Männer als Vergeltungsmaßnahme zur Ermordung aus. Unter ihnen war auch der junge Ehemann Franciszek Gajownniczek, der daheim eine Frau und zwei Kinder hatte. Als er verzweifelt in Tränen ausbrach, bat Pater Kolbe den Leiter des KZ-Lagers darum, den Platz von ihm einnehmen zu dürfen.

Sie stimmten zu und mit den anderen Todeskandidaten wurde Kolbe daraufhin zum Verhungern in den berüchtigten „Hungerbunker“ gesperrt. Er und drei Häftlinge, die nach 16 Tagen noch nicht gestorben waren, wurden daraufhin am 14. August 1941 mit einer Giftspritze umgebracht und im dortigen Krematorium verbrannt.

Franciszek Gajownniczek überlebte das Konzentrationslager, kehrte zu seiner Familie zurück und starb 1995.

1971 wurde Pater Maximilian Kolbe in Rom von Papst Paul VI. selig- und 1982 von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen.

Bei beiden Feiern war der überlebende Pole Franciszek Gajownniczek anwesend.

Die 2007 gegründete Maximilian-Kolbe-Stiftung hat sich zum Hauptziel gesetzt die Versöhnungsarbeit in Europa zu fördern. Sie leistet heute noch durch ihre engagierte Arbeit einen wichtigen Beitrag zum Frieden in der Welt.

Erinnerungen an Dietrich Bonhoeffer

Bei einer Busfahrt des Alpenvereins Altdorf im Februar 1975 zum Skilaufen in den Loipen der Silberhütte bei Flossenbürg, besuchten wir auch die dortige Gedenkstätte des Konzentrationslagers von Flossenbürg.

Es war nicht nur die Betrachtung des Ortes der furchtbaren Verbrechen an den dort inhaftierten Frauen und Männern, sondern auch die Erinnerung an den von mir so geschätzten Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, die bei dieser Führung lebendig wurde.

Der Mann, der uns durch die KZ-Stätte führte, ging besonders auf das Leben von Dietrich Bonhoeffer näher ein.

Er erwähnte die Chance, dass dieser im Juni 1939 in die USA hätte auswandern können, aber in Deutschland geblieben ist. Hätte er nämlich die dort angebotene Professur angenommen, so wäre er allem Ärger mit der Diktatur der Nazis entgangen und hätte nicht hier in Flossenbürg sterben müssen.

Wir hörten auch, dass Bonhoeffer die Losung vom 24. Juni 1939 aus Jesaja 28, Vers 16 keine Ruhe gelassen habe: "Wer glaubt, der flieht nicht."

So entschied er sich in Deutschland zu bleiben und für die Christen in der Bekennenden Kirche einzutreten und in der Widerstandsbewegung aktiv zu sein.

Er fühlte sich seinem deutschen Volk, seiner Christengemeinde und besonders Christus so sehr verbunden, dass er sich im totalen Staat Hitlers zum Widerstand herausgefordert sah. In seiner Zelle schrieb er noch:

"Der Mensch wird aufgerufen, das Leiden Gottes an der gottlosen Welt mitzuleiden."

Am 9. April 1945 wurde der 39-jährige Dietrich Bonhoeffer im Konzentrationslager Flossenbürg hingerichtet. Er hat bis heute in den Herzen vieler Menschen seine Spuren hinterlassen, vor allem durch das beliebte Kirchenlied: „Von guten Mächten treu und still umgeben.“

Die französische Widerstandskämpferin Elise Rivet

Im Mai 1986 unternahmen wir eine Frankreichfahrt und besuchten dabei auch einige der früheren Kampfstätten des Zweiten Weltkrieges.

Bei der Besichtigung der Betonbunker und Schützengräben auf dem bekannten Hartmannsweilerkopf in den Vogesen, wurde auch der Name der französischen Widerstandskämpferin Elise Rivet erwähnt.

Sie trat 1913 mit 23 Jahren als Schwester Elisabeth in Lyon (Frankreich) ins Kloster ein. Später wurde sie Priorin und nahm während der deutschen Besatzung mehrere französische Widerstandskämpfer in ihrem Kloster auf.

1944 wurde sie deswegen verhaftet und in das Konzentrationslager Ravensbrück, nördlich von Berlin, gebracht. In Ravensbrück befand sich damals das größte KZ-Lager für Frauen. Elise Rivet praktizierte auch dort ihre christlichen Werte und half wo sie nur konnte. Man nannte sie „Mutter Elisabeth“ und „die Seele von Ravensbrück“, weil ihr Zuspruch die Menschen dort tröstete und aufrichtete.

Am Karfreitag 1945 wurden 500 Frauen für den Transport in ein Vernichtungslager aufgerufen und für den Abtransport zusammengestellt. Unter ihnen war auch eine junge Mutter, die verzweifelt weinte, weil sie ihr Kind im Lager zurücklassen musste. Bevor die 500 Frauen zusammengetrieben wurden, konnte Elisabeth Rivet der verzweifelten Mutter schnell noch zuflüstern, wie sie mit ihrem Kind fliehen könnte. Sie selbst ging an ihrer Stelle auf den Lastwagen und tröstete während der Fahrt die dort sitzenden verzweifelten Frauen.

Alle 500 Frauen, unter ihnen auch Elisabeth Rivet, wurden einige Tage später von den deutschen SS-Soldaten ermordet.

Ein Gang über das Nürnberger Reichsparteitagsgelände

Um einen Eindruck von dem Gigantismus und dem Wahnsinn der Machthaber des Dritten Reiches zu bekommen, muß man einfach einmal die riesigen Anlagen des einstigen Nürnberger Reichsparteitages gesehen haben.

Wir waren dort nach dem Krieg mehrmals und hatten mit dem Bus und zu Fuß die noch vorhandenen Anlagen der ehemaligen nationalsozialistischen Staats- und Parteiarchitektur auf dem über 20 Quadratkilometer großen Areal in der Nähe des Dutzendteichs in Nürnberg besichtigt.

Die Stadtführer gaben dabei Erläuterungen zur Geschichte dieser monumentalen Bauten, erzählten interessante Episoden aus dieser Zeit und erwähnten auch, dass auf diesem riesigen Gelände von 1933 bis 1938 sechs sogenannte "Nürnberger Reichsparteitage" stattgefunden haben. Sie dauerten immer eine Woche und wurden von 750.000 Teilnehmern und noch einmal rund 500.000 Zuschauern besucht.

Die erste Station unserer Führung war immer das Luitpoldareal, der heutige Luitpoldhain, eine riesige Parkanlage mit einem Kriegerdenkmal.

In dieser Anlage wurde damals eine der zentralen Veranstaltungen des Reichsparteitages abgehalten. Das Denkmal dort, ein hoher und tempelartiger Bau mit einem vorgelagerten rechteckigen Hof, diente den Nazis damals vor allem zur Weihe ihrer Fahnen und Standarten.

Es wurde dann in die 1933 beginnende Umgestaltung des Luitpoldareals mit dem Aufmarschfeld, der Tribünen und dem Granitplattenweg einbezogen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 wurde dieses Wiesengelände von der Stadt Nürnberg in einen riesigen Erholungspark umgestaltet, in dem nun alljährlich auch die beiden Großveranstaltungen "Rock im Park" und "Open-Air-Klassik" stattfinden.

Zu Fuß ging es dann über die Bayernstraße weiter zum Torso der 1935 begonnenen Kongresshalle, einem hufeisenförmigen Rundbau.

Das dem Kolosseum von Rom nachempfundene Gebäude sollte als Kongress-Zentrum Platz für ca. 50.000 Menschen bieten und die größte Halle der Welt werden. Der monumentale Ziegelbau wurde mit Granit- und Marmorplatten verkleidet und hatte eine Grundfläche von 265 x 275 m sowie eine Höhe von 68,5 m.

Geplant war auch ein freitragendes Dach über der Halle. Durch den Kriegsausbruch konnte die Kongresshalle aber nicht mehr fertiggestellt werden.

Seit 2001 beherbergt sie nun das viel besuchte "Dokumentations-Zentrum Reichsparteitagsgelände Nürnberg".

Beeindruckend war auch immer der Gang durch den riesigen Innenhof der Kongresshalle, der jedem Besucher deutlich machte, dass sich nach der Ideologie der Nationalsozialisten der einzelne Mensch im Angesicht dieser gigantischen Bauten klein vorkommen müsse.

Mit dem Bus ging es dann dem romantischen Dutzendteich entlang weiter zur nahen 1939 fertiggestellten breiten und langen Großen Straße.

Diese zwei Kilometer lange und 60 Meter breite Aufmarschstraße sollte das Gelände zwischen der Luitpoldarena, dem Luitpoldhain, und dem an ihrem südlichen Ende gelegenen Märzfeld verbinden. Diese Straße wurde perspektivisch auch so angelegt, dass ihre Achsrichtung genau in Richtung zu der sich über der Stadt erhebenden Nürnberger Kaiserburg wies.

Nach dem Krieg wurde diese Aufmarschstraße bis 1968 von der in Nürnberg stationierten US-Luftwaffe als Rollfeld benutzt. Später als Parkplatz für die Besucher der Nürnberger Messe und des Clubstadions.

Ein Gang über das Nürnberger Reichsparteitagsgelände

Die Stadtführer erinnerten auch daran, dass dieses Gelände rund um den Dutzendteich bereits vor 1933 für die Freizeitgestaltung der Nürnberger Bevölkerung wichtig war, denn dort befanden sich viele Gaststätten, die Promenade und eine Badeanstalt und seit 1912 auch der viel besuchte Nürnberger Tiergarten. Er war damals die bedeutendste Zooanlage Süddeutschlands.

Der Tiergarten stand aber den Planungen für das Reichsparteitagsgelände im Weg und wurde deshalb 1939 auf das Gelände am Schmausenbuck verlegt.

Auf dem mit 24 bis zu 38 Meter hohen Türmen und vielen Tribünen versehenen Märzfeld, am Ende der Großen Straße, sollten die Schaumanöver und Paraden der Soldaten der Wehrmacht stattfinden.

Dieses Gelände mit einer Größe von 80 Fußballfeldern war als die größte Manöverarena der Welt geplant, wurde aber ebenfalls nicht fertiggestellt.

1966 und 1967 wurden die dortigen Türme und Tribünen gesprengt, um Platz für die Wohnbebauung des Nürnberger Stadtteiles Langwasser zu schaffen.

Im Stile der Gigantomanie war auch das vom Architekten Albert Speer entworfene Deutsche Stadion geplant, an dessen Baubeginn heute nur noch ein riesiger Grundstein erinnert. Mit 540 m Länge, 445 Meter Breite und einer Höhe von 82 Metern wäre es das größte Stadion der Welt geworden. 405.000 Zuschauer sollten darin Platz finden. Zum Vergleich: die beiden Türme der Nürnberger Lorenzkirche sind 81 m hoch. Ausgeführt wurde aber lediglich ab 1937 das Ausbaggern der zehn Meter tiefen Baugrube, sie ist der nördliche Teil des heutigen Silbersees.

Der Pionierweiher, der südliche Teil der Baugrube, wurde bis 1962 als Deponie Bauernfeindstraße (Silberbuck) betrieben, dort und am Marienberg wurde der Schutt aus der total zerstörten Nürnberger Altstadt abgelagert.

Das Zeppelinfeld mit seiner 350 m langen Haupttribüne ist heute noch ein Anziehungspunkt. Es trägt seinen Namen, weil hier 1909 das Luftschiff des Grafen Zeppelin landete. Die dortige Tribüne mit 16.000 Plätzen wurde nach dem Vorbild des griechischen Pergamonaltars gestaltet und war mit 144 Pfeilern und einer großen Rednerkanzel ausgestattet. Von 1933 bis 1938 fanden hier die gigantischen Massenaufmärsche der jeweiligen "Nürnberger Reichsparteitage" statt.

Auf dem riesigen Zeppelinfeld standen noch sechs 50 m hohe Zuschauertribünen und 34 Türmen, in denen sich die Toilettenanlagen befanden.

Durch Sprengungen 1945 des großen Hakenkreuzes an der Tribüne durch die in Nürnberg einmarschierten Amerikaner, 1967 der Säulenreihen im Auftrag der Stadt Nürnberg und 1974 durch Abtragen der auffälligen Seitenpylone, entstand der heutige Eindruck.

18 Gebäude, viele Gleisanlagen und Bahnsteige mussten damals zur Abwicklung des Massenansturmes der Reichsparteitage beim Bahnhof Dutzendteich gebaut werden. Für die Stromversorgung der Anlagen auf dem Gelände sorgte ein eigenes E-Werk in der Regensburger Straße (heute Restaurant Mc. Donald).

Erwähnenswert ist auch das Nürnberger Fußballstadion, das ab 1933 von den Nationalsozialisten als "Stadion der Hitler-Jugend" verwendet wurde.

Am "Tag der Hitler-Jugend" trafen sich dort alljährlich im Stadion bis zu 60.000 Hitlerjungen, auf der Tribüne saßen ca. 5.000 Mädchen des "Bundes Deutscher Mädchen (BDM). Für sie wurde später in Bamberg ein eigenes Treffen organisiert.

Nach 1945 wurde das Stadion bis 1961 von der US-Army genutzt, von 1987 an stand es als "Frankenstadion" für die Fußballer des 1. FC Nürnberg zur Verfügung.

Das Rifugio Achille Papa auf der Pasubio-Hochfläche (Italien)

Wohl kaum eine Wanderung in den Ostalpen zeigt die Schrecken eines Krieges deutlicher, als die hinauf zur 1928 m hohen Hochfläche des Monte Pasubio in den Vizentiner Alpen in Italien, in der Nähe der Stadt Rovereto.

Im Ersten Weltkrieg war der Pasubio von Juni 1916 bis November 1918 Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen italienischen und österreich-ungarischen Truppen.

Mit unserem Freund Richard Bacher aus Wiesen in Südtirol fuhren wir am 27. August 1993 über Bozen und Trient nach Rovereto. In Rovereto machten wir einen kurzen Stadtrundgang und besuchten dort die riesige Friedensglocke, die seit 1965 zu Ehren der Gefallenen aller Nationen jeden Abend geläutet wird.

Dann fuhren wir auf der gut ausgebauten Hauptstraße hinauf zum 1162 m hohen Passo Pian delle Fugazze und kamen hier in das im Ersten Weltkrieg (1914 - 1918) so hart umkämpfte Gebiet des Monte Pasubio. Auf einer schmalen Schotterstraße erreichten wir später die Pasubio-Hochfläche und gingen von dort zu Fuß das letzte Wegstück bis zum Felstunnel Porte del Pasubio.

Hier zwischen dem langen Rücken des Monte Zugna und dem Passubio-Massiv standen sich von 1916 bis 1918 etwa 100.000 österreichisch-ungarische Kaiserjäger und italienische Soldaten (Alpinis) gegenüber. Sie errichteten Straßen und Wege, bauten Lastseilbahnen und Wasserleitungen, Barackenlager und sprengten Stollen in den Berg. Bei den Kampfhandlungen starben damals über 10.000 Soldaten.

Durch das sogenannte Pasubio-Tor gelangten wir durch den mehrere hundert Meter langen Tunnel in die sogenannte "Zona Monumentale". Wir gingen noch ein kurzes Wegstück weiter bis zum Rifugio Achille Papa (1957 m). Dieses große und heute viel besuchte Berghaus war damals das Quartier des italienischen Oberkommandos.

Auf dem Weg dorthin folgten wir zum größten Teil den alten Saumpfadern des Ersten Weltkrieges und berührten auf dieser riesigen Karsthochfläche auch einige Plätze, an denen sich die blutigsten Kämpfe dieses Gebirgskrieges abgespielt hatten. Wir sahen noch viele Schützengräben, Tunnels, Stolleneingänge und Bombenkrater aus der damaligen Zeit.

Beim Rifugio Achille Papa (heute eine beliebte Berghütte des Club Alpino Italiano), bestaunten wir auch die von dort 700 Höhenmeter ins Tal führende "Strada delle 52 Gallerie", eine 6,3 Kilometer lange Tunnelstraße mit 52 aus den Felsen gehauenen Tunnelfenstern. 600 italienische Bauarbeiter und Mineure hatten 1917 den Weg innerhalb von sechs Monaten in die Felsflanken der Bella Laita gesprengt und geschlagen. Dieser Felsenweg sollte eine sichere Nachschublinie garantieren. Seine Begehung ist heute für die vielen Bergwanderer bei ihrem Abstieg ins Tal zu einem echten Abenteuer geworden.

Nach unserer Einkehr in dem riesigen, aber gemütlichen Schutzhaus und einem guten Mittagessen, gingen wir noch in die nahe "Zona Sacra", die "Heilige Zone", mit ihren Kasernen, dem Friedhof und der Kapelle zur Hl. Maria.

Ein älterer und gut deutsch sprechender Italiener erzählte uns dort von dieser schrecklichen Zeit hier oben. Die Erde hier in der „Zona Sacra“ ist getränkt mit dem Blut von tausenden Soldaten vieler Nationen. Auch sein Bruder sei hier gefallen.

Er zeigte auf zwei Gipfel zwischen denen der sogenannte Eselsrücken liegt. Dort verloren tausende von Gebirgssoldaten ihr Leben. Er wird heute noch von den Einheimischen als „Der Berg der 10.000 Toten“ bezeichnet.

Nachdenklich verließen wir diese Stätten eines sinnlosen Gebirgskrieges in dieser so schönen Bergwelt des Pasubio-Massivs.

Veteranentreffen im Dorf Ossana (Italien)

Auf Einladung der Regierung Trentino-Südtirol nahmen wir mit einigen Altdorfer Freunden am 21. August 1994 an einem italienisch-österreichischen Friedenstreffen zum Gedenken an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges in dem Dorf Ossana (Sulzberg) im Val di Sole in der Nähe des Tonale-Passes teil.

Der Organisator dieses Friedenstreffens im Trentino war der Ehrenpräsident des mit dem Alpenverein Altdorf befreundeten Trentiner Bergsteigerchores Gardolo und auch der Ehrenkonsul von Österreich, Mario Eichta.

Etwa 5.000 österreichische Kaiserjäger und italienische Alpinis marschierten damals in ihren schmucken Uniformen und mit ihren bunten Fahnen in einem langen Zug zum Festplatz von Ossana. Dort hielten fünf Geistliche, davon drei aus dem österreichischen Stubaital, vor einem riesigen Holzkreuz einen beeindruckenden Gottesdienst. Anschließend weihten sie noch die neue Gedenkstätte für die in den beiden Weltkriegen gefallenen Soldaten beider Nationen ein.

Danach wurde zusammen in einem riesigen Festzelt fröhlich gefeiert und gesungen.

Es war für uns schon eindrucksvoll dieses friedliche Fest der ehemals verfeindeten Soldaten aus Italien (Alpinis) und Österreich (Kaiserjäger) zu erleben.

Die Kriegsstätten auf der Hochebene von Lavarone und Folgaria (Italien)

Auch die umkämpften Kriegsstätten des Ersten Weltkrieges auf der Hochebene von Lavarone und Folgaria in der italienischen Provinz Trentino haben ihre Geschichte.

Mit unseren Freunden aus Wiesen in Südtirol fuhren wir am 27. August 1995 nach Trient und von dort südlich weiter über den Passo della Fricca (1113 m) hinauf auf die Hochflächen von Lavarone und Folgaria.

Bei der Fahrt sahen wir noch sieben Ruinen der einstigen österreichisch-ungarischen Festungen und erreichten dann auf einer Schotterstraße die heute noch am besten erhaltene, einst mächtige Festung Belvedere/Gschwent (erbaut 1909 bis 1912).

Rund um die Festung entdeckten wir noch viele Schützengräben, Stellungen, Tunnels, Drahtverhaue und alte Barackenlager.

Diese gut erhaltene Festungsanlage wurde 1966 zu einem sehenswerten Museum ausgebaut, in dem man das beschwerliche Leben und den Kriegsalltag der Soldaten von damals noch eindrucksvoll nachvollziehen kann.

Ein alpines Erlebnis war dann auch noch der Aufstieg auf einem alten Kriegspfad hinauf zur 1908 m hohen Cima di Vezzena mit ihren verfallenen Bauten aus der Kriegszeit und der beeindruckenden Aussicht.

Wir fuhren dann weiter zum Dokumentationszentrum in Lusern/Luserna.

Dort spricht man noch die zimbrische Sprache, die auf bayrische Siedler zurückgeht. Sie hatten im 11. Jahrhundert ihre Heimat rund um das Kloster Benediktbeuern verlassen und sich hier zwischen Folgaria und Lusern angesiedelt.

Das Dorf Lusern/Luserna liegt einmalig schön über dem Astico-Tal auf der weiten Hochebene von Lavarone. Am Ortseingang hieß uns ein Schild "Bolkhent atz Lusern" ("Willkommen in Lusern") in ihrer zimbrischen Sprache willkommen.

Nach einem landestypischen Mittagessen in einem der dortigen Gasthöfe, besichtigten wir noch das örtliche Dokumentationszentrum und bei der Weiterfahrt die Festungsanlagen von Fort Luserna und Busa Verle.

Mit der Befahrung der legendären "Kaiserjägerstraße" von der Hochfläche Lavarone hinab in das Suganatal nach Levico Terme und der Rückfahrt nach Wiesen endete dieser eindrucksvolle Ausflug in die Zeit des Ersten Weltkrieges (1914 - 1918).

Die Kriegsberge Monte Piana und Monte Piano (Italien)

Im Ersten Weltkrieg (1914 - 1918) war das Bergplateau zwischen den beiden Bergen Monte Piana und Monte Piano in Italien heftig umkämpft. Dieser Bergrücken liegt in der Nähe des bekannten Misurinasees.

Der Wiesener Leopold Trenkwald, ein Onkel meines Südtiroler Freundes Richard Bacher aus Wiesen bei Sterzing, hatte über seine vierjährige Soldatenzeit im Ersten Weltkrieg und über die anschließende Gefangenschaft ein Tagebuch geschrieben. Aus diesen Aufzeichnungen war zu ersehen, dass er auch auf der Hochfläche des Monte Piano und der Monte Piana als Gebirgsjäger eingesetzt war.

Das war für uns ein Grund dieses Bergplateau im Höhlensteintal bei Toblach in den Sextener Dolomiten am 26. August 1998 einmal zu besuchen.

Kaum ein anderes Berggebiet vereinigt so viele historische Momente mit dem Bild der gewaltigen Dolomiten-Landschaft, wie diese beiden Berge.

Ihrer strategischen Position wegen, waren der Monte Piano (2301 m) - die österreichische Nordkuppe des Bergmassivs - und die Monte Piana (2324 m) - die italienische Südkuppe - im Dolomitenkrieg von 1915 bis 1917 der Brennpunkt schwerer Kämpfe. Österreich durfte den Monte Piano, den Sperrriegel zum Pustertal, nicht verlieren, Italien mußte ihn erobern.

Infolge der Ereignisse an der nahen Isonzo-Front räumten die Italiener allerdings am 3. November 1917 kampflos und in aller Stille den Berg und zogen ab.

Der Dolomitenkrieg war damit am Monte Piano beendet.

Wir erreichten damals über Franzensfeste das breite Pustertal und vorbei an Bruneck und Toblach den Misurinasee. Von dort fuhren wir mit einem Kleinbus auf einer schmalen Schotterstraße etwa fünf Kilometer hinauf zum 2205 m hoch gelegenen Rifugio Monte Piana Angelo Bosi. Dieses massive Hüttengebäude ist benannt nach dem auf der Südkuppe gefallenen italienischen Kommandanten Major Angelo Bosi.

An der Außenseite der Hütte erinnerten mehrere Gedenktafeln an die am Monte Piana eingesetzten Verbände, im Innern befand sich ein kleines Kriegsmuseum.

Etwas oberhalb der Berghütte stand die 1966 allen Gefallenen geweihte Kapelle Maria Santissima della Fiducia (Heilige Mutter Gottes der Zuversicht). Sie ehrt die gefallenen Soldaten beider Nationen.

Unsere Bergwanderung ging auf den alten Frontwegen über das riesige Bergplateau, vorbei an Schützengräben, Unterständen, aufgelassenen Soldatengräbern und verrosteten Kanonen zur Nord- und Südkuppe.

Dieser historische Rundweg wurde von 1977 bis 1982 vom Verein der Dolomitenfreunde angelegt. Bei seiner Begehung erlebten wir in Gedanken die aktive Geschichte, die uns zeigte, welche Leistungen und Opfer von den Soldaten beider Seiten in diesem Hochgebirgskrieg verlangt und auch erbracht wurden. Wir dachten dabei auch an Richards Onkel, Leopold Trenkwald.

Aber da war auch noch die eindrucksvolle Dolomiten-Landschaft:

Vom 2305 m hohen Toblacher Kreuz hatten wir einen beeindruckenden Tiefblick auf Schluderbach und den Düreensee sowie schöne Fernblicke zur gewaltigen Felswand des Monte Cristallo, hinein in die Cadinigruppe und hinüber zu den bekannten Drei Zinnen und dem Paternkofel.

Wir sahen auch einige Bergsteiger mit großen Rucksäcken, die auf dem Dolomiten-Höhenweg 3 unterwegs waren und dabei auch dieses einstige Kriegsgebiet oberhalb des Misurinasees durchwanderten.

Der Besuch des Soldatenfriedhofes im Dorf Máleme auf Kreta

60 Jahre nach dem Kriegsende, am 14. April 2005, besuchten wir mit dem Alpenverein Altdorf die riesige Anlage des deutschen Soldatenfriedhofs Máleme auf der Insel Kreta.

Der Linienbus brachte uns damals, vorbei an der Stadt Chaniá und dem kretischen Ferienort Platanias, zum Dorf Máleme.

Beim Anblick des Friedhofs gingen meine Gedanken wieder zurück an die eigene Kindheit im und nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich dachte auch an meinen in Russland vermissten Vater, an die Zeit der Fliegerangriffe im Raum Nürnberg und an die Schrecken des zurückliegenden Krieges.

Mit sehr nachdenklichen Gefühlen gingen wir dann über den gepflegten Friedhof mit seinem riesigen Mahnkreuz und den am Boden liegenden grauen Granitplatten mit Namen und Lebensdaten der getöteten Fallschirmspringer und Gebirgsjäger.

Hier haben 4.465 deutsche und österreichische Gefallene im Alter von 20 bis 25 Jahren aus den Kriegsjahren 1941 bis 1945 ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Die meisten starben bei der Schlacht um Kreta vom 20. Mai bis zum 1. Juni 1941 als Soldaten der Fallschirmtruppe, der Gebirgsjäger, der Marine und der Luftwaffe.

In der Nähe des Friedhofs von Máleme lag damals die Betonpiste des englischen Militärflughafens, der 1941 eines der Hauptziele des deutschen Überfalles war.

Deutsche Fallschirmjäger landeten am 20. Mai 1941 bei Máleme und an einigen anderen Orten auf Kreta. Es war das militärische Unternehmen „Merkur“.

Nach zehn Tagen blutiger Kämpfe mit britischen und griechischen Truppen - der "Schlacht um Kreta" - eroberte die Soldaten der deutschen Wehrmacht die Insel Kreta, um sie bis 1944 besetzt zu halten.

Während dieser deutschen Besatzung gingen die Kreter wieder einmal - wie so oft in ihrer turbulenten Geschichte - in den Untergrund und führten einen verzweifelten Partisanenkrieg gegen die deutschen Truppen. Dieser Krieg aus dem Untergrund forderte auch von der kretischen Bevölkerung, vor allem von ihren Männern, einen sehr hohen Tribut.

Mehr als 15.000 Soldaten verloren während des Zweiten Weltkrieges ihr Leben auf dem griechischen Territorium. Die vier Hauptkampfgebiete waren in der näheren Umgebung von Chaniá, Máleme, Réthimnon und Íraklion.

Die Grabstätten der Gefallenen lagen weit verstreut auf dem Festland und auf den nahen kleinen Inseln. Dank des Entgegenkommens der griechischen Regierung konnte die Bergung und die Zusammenbettung der deutschen Gefallenen durch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge 1959 und 1960 erfolgen.

Heute noch haben die Inselbewohner diese schweren Jahre nicht vergessen, trotzdem spürten wir von ihnen bei unseren Begegnungen keine Spur von Anfeindungen. Den Kretern ist bewusst, dass die meisten deutschen Soldaten auch damals schon lieber mit dem Ferienjet gekommen wären, als hier zu kämpfen und dabei das Leben zu verlieren.

Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. hat diesen Friedhof, ein gewaltiges Mahnmal gegen den Krieg und für den Frieden in der Welt, 1974 mit der griechischen Regierung in Máleme geschaffen.

Nachdenklich verinnerlichten wir dort auch das an einer Tafel abgedruckte Zitat von Dr. Albert Schweitzer (Theologe und Philosoph, 1875 - 1965):

„Die höchste Erkenntnis, zu der man gelangen kann, ist die Sehnsucht nach Frieden“.

Der Verfasser



**Konrad Holz,
geboren am 30. März 1935,
wohnhaft in Altdorf, Jahnstraße 2.**

Meine wichtigsten ehrenamtlichen Tätigkeiten

CVJM (Christlicher Verein junger Menschen) Altdorf

- 1948 - 1964: Mitarbeiter und Gruppenleiter.
1958 - 1964: 2. Vorsitzender.
26.03.1997: Ernennung zum Ehrenmitglied.

Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Altdorf

- 1948 - 1953: Mitarbeit im Kindergottesdienst.
1996: Mitarbeit im Arbeitsteam für die Durchführung des Regionalen Kirchentages in Altdorf (29. und 30. Juni 1996).
2001: Zusammen mit Hans Weißkopf wurde der Wanderführer "Kirchen, Spaziergänge und Wanderungen im Evang.-Lutherischen Dekanat Altdorf" verfasst.

Posaunenchor der evang. Kirchengemeinde Altdorf

- 1950 - 1982: Aktives Mitglied im Posaunenchor (ich spielte Posaune).

Stadtkapelle Altdorf

- 1965 - 1982: Aktives Mitglied in der Stadtkapelle (ich spielte Posaune).

Deutscher Alpenverein Altdorf

- 1969 - 1987: 2. Vorsitzender.
1987 - 2006: 1. Vorsitzender.
28.03.2006: Ernennung zum Ehrenvorsitzenden.

Partnerschaftsverein Altdorf

- 04.06.1997: Zusammen mit dem Altdorfer Altbürgermeister Friedrich Weißkopf, Günter Schaner und Gerhard John, Initiator der Gründung des Altdorfer Partnerschaftsvereins.
1997 - 2022: Beiratsmitglied im Partnerschaftsverein.

Fremdenverkehrsverein Altdorfer Land

- 1970: Mit Erich Kreuzeder und Jürgen Peter vom DAV Altdorf wurde für die Stadt Altdorf das Konzept "Die Altdorfer Rundwanderwege" zusammengestellt und umgesetzt.
1980: Zusammen mit der DAV-Vorstandschaft und der Stadt wurde das Konzept „Skilanglaufloipen in Oberrieden“ erarbeitet und umgesetzt.
1981: Mit DAV-Mitglied Helmut Müller wurde ein Loipenplan "Die Langlaufloipen in Altdorf" erstellt. Dieser Plan wurde 1999 überarbeitet.
1998: Erstellung des Führers "Rollstuhlgerechte Wanderwege - auch für Kinderwagen geeignet - im Altdorfer Umland".

Dankbar über 75 Jahre Kriegsende

Liebe Leserin, lieber Leser,

damit enden meine Aufzeichnungen über die ersten 20 Jahre meines Lebens, die hauptsächlich von den Ereignissen der Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit geprägt waren. Es war rückblickend eine sehr schwierige Zeit mit vielen schrecklichen Augenblicken und Ereignissen sowie großen Herausforderungen.

Ich bin heute dankbar, dass ich das alles, mit Gottes Hilfe, mit meiner Familie, lieben Freunden, hilfsbereiten Menschen sowie netten Vereins- und Arbeitskollegen gut bewältigt habe und auch immer die Kraft bekam nicht zu verzweifeln.

Viele in diesem Buch aufgeführten Ereignisse und Erlebnisse haben mein Leben bis zum heutigen Tag geprägt und sind auch zu unauslöschlichen Erinnerungen geworden. Es war ein Leben, bei dem ich bei meiner persönlichen Rückschau, ich bin heute 88 Jahre, trotzdem dankbar eine zufriedenstellende Bilanz ziehen kann.

Auch das sei noch dankbar erwähnt:

Am 17. April 1945 besetzten Soldaten der 7. amerikanischen Armee unsere Heimatstadt Altdorf und beendeten damit den Zweiten Weltkrieg und die totalitäre Gewaltherrschaft der Nazis.

Wollen wir alle heute noch dafür dankbar sein, dass wir seitdem in einer Demokratie und in Frieden leben dürfen. Das ist keine Selbstverständlichkeit.

Deshalb habe ich auch noch einige für mich unvergessliche Ereignisse zum Thema Krieg und Frieden eingearbeitet.

Für uns alle muss aber weiterhin gelten: NIE WIEDER KRIEG!

Konrad Holz, Dezember 2023

